

Hubert Rohrer

Kleine Charakterkunde

Elfte Auflage



Urban & Schwarzenberg
Wien und Innsbruck

Kleine Charakterkunde

Kleine Charakterkunde

Von

Prof. Dr. H. Rohrer

Vorstand des Psychologischen Institutes an der Universität Wien

Elfte, umgearbeitete und ergänzte Auflage

Mit 39 Abbildungen im Text
und auf 4 Tafeln



1965

Urban & Schwarzenberg
Wien-Innsbruck

Übersetzungen
von Rohrer, Kleine Charakterkunde
ins Italienische
ins Japanische
ins Spanische

Alle Rechte, auch die des Nachdrucks, der photomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, behalten sich Urheber und Verleger vor. Es ist insbesondere nicht gestattet, ohne Genehmigung des Verlages das Buch oder Teile daraus auf photomechanischem Wege (Photokopie, Mikrokopie) zu vervielfältigen. — © 1965 by Urban & Schwarzenberg, Wien-Innsbruck. — Druck: Christoph Reisser's Söhne, Wien V. — Printed in Austria.

INHALT

	Seite
<i>Vorwort</i>	VII
<i>Entwicklung der Charakterforschung</i>	I
<i>Typische Formen der menschlichen Persönlichkeit</i>	13
× <i>Die Typologie ERNST KRETSCHMERS</i>	14
Körperbau-Typen	14
Die Hauptformen der geistigen Erkrankung	19
Körperbau und Geisteskrankheit	23
Die zylothymen und schizothymen Durchschnittstypen	28
Die Begabten und die Genialen	39
Kontrolluntersuchungen zur Typologie Kretschmers	45
<i>Experimentalpsychologische Ergänzungen zur Lehre</i>	
<i>Kretschmers</i>	51
Das psychomotorische Tempo	51
Wahrnehmung und Aufmerksamkeit	53
Assoziation und Perseveration	58
Erregbarkeit	60
Erregungsbeherrschung	61
Beziehung zu Gegenständen (Objektion)	62
Spannung	64
Leistung	65
Verschiedene Einzelzüge	68
Zusammenfassung	69
<i>Physiologische, kriminologische und rassenpsychologische Konstitutionsforschung</i>	72
<i>Zur Kritik der Typologie KRETSCHMERS</i>	74
× <i>Die Typenlehre von E. R. JAENSCH</i>	78
Experimentelle Grundlagen	80
<i>Die Typensysteme von C. G. JUNG und H. RORSCHACH</i>	83
> C. G. Jung	83
× H. Rorschach	86
<i>Theorie des Typus</i>	87
<i>Philosophisch begründete Charaktersysteme</i>	91
× <i>Die Lehre von LUDWIG KLAGES</i>	91
Die allgemeinen Grundlagen	91

	Seite
Das System der Triebfedern	97
Der Aufbau des Charakters	99
✓ Die Lehre von EDUARD SPRANGER	101
Die allgemeinen Grundlagen	101
Die idealen Grundtypen der Individualität	103
✕ Grundlagen und Methoden der Persönlichkeitsdiagnostik	108
Ausdrucksforschung	111
Probleme und Methoden	111
Gesicht, Gestalt, Gang	122
Handschrift	139
Sprache, Stimme und Sprechweise	149
Stil	163
Zur Theorie der Ausdruckswirkung	168
Intelligenz- und Persönlichkeits-Tests	173
Testaufbau und Testkontrolle	174
Intelligenz-Tests	182
Persönlichkeits-Tests	196
Verhaltensbeobachtung und Exploration	212
Fehlerquellen bei der Persönlichkeitsbeurteilung	215
Ursprung und Entwicklung der Persönlichkeit	223
✕ Charakter und Vererbung	223
Statistische Ergebnisse	224
Zwillingsforschung	228
Charakter und Umwelt	235
Theorie der Umweltwirkung	236
✕ Charakter und Erziehung	242
✕ Charakter und Geschlecht	248
Persönlichkeits-Theorien	254
Schichten-Theorien	254
Struktur-Theorien	256
Statistische Persönlichkeitstheorie	260
Die individualpsychologische Theorie A. Adlers	271
Charakter und Schicksal	275
Die persönliche Welt des Einzelnen	278
Literaturverzeichnis	281
Namensverzeichnis	291
Sachregister	296

VORWORT ZUR ELFTEN AUFLAGE

Die wissenschaftliche Erforschung der menschlichen Persönlichkeit hat in den letzten Jahren an Umfang enorm zugenommen; die europäische und amerikanische Fachliteratur bietet eine kaum noch übersehbare Fülle von Einzeluntersuchungen zur Test-Diagnostik, zur Ausdruckskunde, zur Vererbungslehre und zur Theorie der Persönlichkeit. Die Auswahl der Forschungsergebnisse, die in die neue Auflage aufgenommen werden sollten, war daher besonders schwierig; wie bisher habe ich Resultate bevorzugt, die mit verlässlichen Methoden gewonnen wurden und denen in ihren theoretischen Auswirkungen besondere Bedeutung zukommt. Sehr bemüht habe ich mich, trotz der unvermeidlichen Häufung von Einzelheiten die Zusammenhänge und Beziehungen zwischen den verschiedenen Forschungsergebnissen erkennbar werden zu lassen. Immer habe ich dabei auch auf die noch offenen Probleme hingewiesen, damit Klarheit darüber bestehe, daß über die Grundlagen und den Aufbau des menschlichen Charakters zwar viele Teilresultate erzielt wurden, daß es aber noch nicht gelungen ist, sie zu einem geschlossenen, wissenschaftlich gesicherten System zu vereinigen.

Um die neuen Forschungsergebnisse in die bisherige Darstellung einzuordnen, ohne den Umfang des Buches zu vergrößern, wurden im bisherigen Text größere Streichungen vorgenommen (z. B. bei der Darstellung von Typenlehren, die nicht mehr weiterentwickelt wurden, oder von Tests, die nicht mehr verwendet werden). An vielen Stellen wurde der bisherige Text durch bessere Formulierungen und durch Vorschläge für neue Begriffsbestimmungen ersetzt (z. B. für die Begriffe „Persönlichkeit“, „Ausdruck“, „Test“) oder durch klarere theoretische Überlegungen ergänzt. Einige Kapitel wurden beträchtlich erweitert (z. B. Fehlerquellen der Persönlichkeits-Diagnose, Kontrollen von Tests, Verlässlichkeit der Graphologie, Schichten-Theorien der Persönlichkeit). Durch

Umstellungen einzelner Kapitel wurde der Aufbau des Buches straffer gestaltet, wodurch sich ebenfalls Raum für neuen Text gewinnen ließ.

Die Umarbeitung der neuen Auflage hat viel mehr Mühe gekostet als die der meisten früheren Ausgaben. Das Ziel, in einem kleinen Buche ein einigermaßen vollständiges Bild der gegenwärtigen Persönlichkeits-Forschung mit allen ihren Verzweigungen zu bieten, ist bei der Größe des behandelten Gebietes wahrscheinlich nicht mehr zu erreichen; ich kann nur hoffen, daß mir eine befriedigende Annäherung geglückt ist.

Wien, im Juli 1965

H. ROHRACHER

X Entwicklung der Charakterforschung

Am Anfang einer Einführung in die wissenschaftliche Charakterforschung sollte genau gesagt werden, was man unter „Charakter“ zu verstehen hat. Es gibt aber gegenwärtig noch keine Definition dieses Begriffes, die allgemeine Zustimmung gefunden hätte; ja, es hat den Anschein, daß das Wort „Charakter“ unmodern zu werden beginnt. In der Wissenschaft wird heute an Stelle von „Charakter“ fast immer der Ausdruck „Persönlichkeit“ verwendet; bestimmte Gründe für diesen Wechsel der Begriffe lassen sich nicht anführen. Sicher spielt dabei der zunehmende Einfluß der amerikanischen Psychologie eine Rolle, in der seit jeher der Begriff „Persönlichkeit“ bevorzugt wurde; vielleicht auch die Hoffnung, daß die Ausschaltung des Wortes „Charakter“ zu einer schärferen Trennung der wissenschaftlichen Persönlichkeitsforschung von der Scharlatanerie der unwissenschaftlichen Charakterdeuter — der Astrologen, Handleser und mancher Graphologen — führen könnte. In Wirklichkeit ist es ziemlich bedeutungslos, ob man von „Charakter“ oder von „Persönlichkeit“ spricht; die Probleme bleiben die gleichen und die Bemühungen, eine Definition des Begriffes „Persönlichkeit“ zu geben, waren genau so erfolglos wie seinerzeit die Versuche, den Begriff „Charakter“ genau zu bestimmen. Es gibt in der gegenwärtigen europäischen und angelsächsischen Literatur etwa 70—80 verschiedene Definitionen von „Persönlichkeit“; keine von ihnen ist vollkommen befriedigend.

Von den Schwierigkeiten einer solchen Begriffsbestimmung kann man sich leicht überzeugen, wenn man versucht, in einer präzisen Formulierung anzugeben, was die eigene Persönlichkeit ist oder worin sie besteht. Sicher findet man sofort vielerlei Einzelfaktoren, die dazugehören: Trieb- und Gefühlsregungen, aus denen sich unsere Einstellung zu anderen Menschen ergibt, optimistische oder pessimistische Lebenshaltung, Mut oder Ängstlichkeit, und natürlich auch die geistigen Interessen und Begabungen — diese und noch viele andere Faktoren bilden in ihrer individuellen Art und Stärke die

Persönlichkeit des Einzelmenschen. Wie soll man alle diese verschiedenartigen Komponenten in einer einzigen präzisen Definition zusammenfassen? Man kann es nur, wenn man sich mit der allgemeinsten Begriffsbestimmung begnügt, die sich überhaupt durchführen läßt: Charakter ist die seelisch-geistige Eigenart des einzelnen Menschen.

Diese „Definition“ ist zwar richtig, aber überaus dürftig. Sie sagt außerordentlich wenig, weil sie nicht einmal einen Hinweis auf dasjenige enthält, was den Charakter des Einzelnen zu einer lebendigen Kraft in der menschlichen Wirklichkeit macht — auf die Triebe und Willenserlebnisse, die unser Verhalten bestimmen, auf die Gefühlsreaktionen, Spannungen und Konflikte, die uns zu Stellungnahmen und Entscheidungen zwingen — kurz, auf alle die vielen Einzelmerkmale des psychischen Geschehens, aus denen die individuelle Eigenart des Einzelmenschen besteht. Man würde aber keine bessere, sondern nur eine umständlichere Charakter-Definition erreichen, wenn man alle Bereiche des Seelenlebens, in denen sich die Menschen voneinander unterscheiden, aufzählen wollte — es käme dabei nichts anderes heraus als die Feststellung, daß die psychische Eigenart des Einzelnen in Verschiedenheiten der Triebe, Interessen, Gefühle sowie der Denk- und Gedächtnisleistungen bestehe. Mit solchen Aufzählungen ist das lebendige Kräftespiel, aus dem die menschliche Persönlichkeit besteht, nicht zu erfassen.

Ein Ausweg, der zwar keine vollkommene Definition, aber immerhin eine Präzisierung des Begriffes „Charakter“ ermöglicht, ergibt sich aus einer Überlegung über die „Eigenschaften“ des Charakters. Es soll in der deutschen Sprache mehr als 4000 Worte geben, die solche Eigenschaften bezeichnen. — Eigenschaften wie „intelligent“, „ehrlich“, „fleißig“, „leicht erregbar“ usw. Es handelt sich dabei um Merkmale des Menschen, die man nicht an ihm wahrnehmen kann wie die Farbe seiner Haare oder die Länge seiner Arme, sondern eben um Charaktereigenschaften. Charaktereigenschaften sind unsichtbar wie der Charakter selbst; woher weiß man dann von ihnen? Man weiß überhaupt nichts von ihnen, sondern man nimmt sie nur an, weil das Verhalten des Menschen, dem man sie zuschreibt, zu dieser Annahme Anlaß gegeben hat. Bemerken wir, daß jemand imstande ist, schwierige Probleme rasch und sicher zu lösen, dann bezeichnen wir ihn als

„intelligent“, weil wir annehmen, daß er klar und schnell denken kann, so daß er schwierige Aufgaben leicht bewältigt. „Ehrlich“ nennen wir ihn, wenn er Gelegenheiten, sich auf unredliche Weise Vorteile zu verschaffen, nicht ausnützt, wobei wir annehmen, daß er durch ethische Gefühle daran gehindert wird. Daß er „fleißig“ ist, zeigt sich darin, daß er viel und ausdauernd arbeitet; es ist daher zu vermuten, daß in ihm starke Antriebserlebnisse auftreten, die ihn zur Erreichung seiner Ziele drängen. „Leicht erregbar“ bedeutet, daß kritische Situationen in ihm kräftige Affekte erzeugen, so daß er leicht die Selbstbeherrschung verliert. Man sieht aus solchen Beispielen, daß die sprachlichen Bezeichnungen für Charaktereigenschaften in Wirklichkeit verkürzte Beschreibungsformen für bestimmte Erlebnisabläufe wie schneller und geordneter Denkverlauf, rasche Affektentstehung oder für bestimmte Erlebnis Tendenzen — ethische Gefühle, kräftige Handlungsantriebe — darstellen. Charaktereigenschaften, die wir einem Menschen aus seinem Verhalten zuschreiben, sind daher, genau genommen, Annahmen oder Vermutungen über die Erlebnisgrundlagen dieses Verhaltens. Unter diesem Gesichtspunkt könnte man definieren: der Charakter eines Menschen besteht in der Art seiner Erlebnisabläufe und in der Art und Stärke seiner Erlebnis Tendenzen. Unbefriedigend bleibt dabei natürlich die geringe Präzision der Begriffe „Erlebnisabläufe“ (womit in erster Linie Tempo und Ordnung des Erlebnisverlaufes gemeint ist) und „Erlebnis Tendenzen“ (womit alle Triebregungen und Interessen, aber auch Gefühlsrichtungen, wie heiter, optimistisch, depressiv usw., erfaßt werden sollen).

Daß die Untersuchung der menschlichen Persönlichkeit bisher nicht einmal zu einer genauen Definition der wichtigsten Grundbegriffe geführt hat, könnte den Eindruck erwecken, daß die Fortschritte auf dem Gebiete der Charakterforschung sehr gering seien. Besonders groß sind sie wirklich nicht; wenn man aber bedenkt, daß es — abgesehen von der Untersuchung der Intelligenzleistungen — eine empirische, d. h. mit experimentellen und statistischen Methoden arbeitende Persönlichkeitsforschung erst seit etwa 40 Jahren gibt (genau: seit 1921), muß man zugeben, daß viel erreicht wurde. Interessant ist dabei, daß die Wissenschaft, zu deren Aufgaben die Erforschung des menschlichen Charakters gehört — nämlich die Psychologie —, nur in sehr geringem Grade an der Entwick-

lung der Persönlichkeitsforschung beteiligt war; ihre Begründer waren zum größten Teil „Außenseiter“: Psychiater, Pädagogen, Philosophen. Der Grund für diese Tatsache, die der Psychologie oft zum Vorwurf gemacht wurde, liegt vermutlich darin, daß sich die Psychologie, die ja selbst erst um das Jahr 1870 eigene experimentelle Methoden entwickelt hatte, einer solchen Fülle von Problemen gegenüber sah, daß sie sich scheute, sofort auch noch mit der Erforschung des menschlichen Charakters zu beginnen. Man glaubte offenbar, daß zuerst die seelisch-geistigen Vorgänge, die bei allen Menschen in gleicher Art vorhanden sind — das Empfinden und Wahrnehmen, das Gedächtnis, das Denken, Fühlen und Wollen —, untersucht werden müßten, bevor man sich mit den Unterschieden unter den Menschen, also mit ihrer Persönlichkeit, beschäftigen könne. Wenn man weiß, wieviele offene Probleme es auf den oben angeführten Gebieten noch gibt, ist es durchaus begreiflich, daß es den meisten Fachgelehrten aussichtslos erschien, das Problem des menschlichen Charakters aufzugreifen, bevor über die allgemeinen Tatsachen des Seelenlebens Klarheit besteht. Jeder Versuch, die Persönlichkeit des Einzelmenschen wissenschaftlich zu erfassen, wurde daher als ein hoffnungsloses und mit wissenschaftlichen Methoden vorläufig nicht durchführbares Unternehmen betrachtet.

Der Beweis, daß dieser Pessimismus nicht ganz berechtigt ist, wurde schon früh auf einem Teilgebiet der Persönlichkeitsforschung — der Untersuchung der Intelligenz — erbracht. Der Engländer Francis Galton schlug 1889 vor, die Denkfähigkeit der Menschen dadurch zu untersuchen, daß man ihnen Reihen von nicht ganz leichten Denkaufgaben vorlegt; diese Aufgaben nannte er „Tests“. Dieser Gedanke wurde von dem Amerikaner James McKean Cattell aufgegriffen, der im ersten Psychologischen Institut der Welt, das Wilhelm Wundt in Leipzig kurz vorher gegründet hatte, Psychologie studierte und auf der Rückreise nach Amerika Galton in London besuchte. Cattell veröffentlichte 1890 ein Buch über „Intelligenz-Tests“, mit deren Hilfe man die geistigen Fähigkeiten „messen“ könne. Damit war die „Test-Psychologie“ begründet. Die erste große, praktisch verwertbare Leistung auf diesem Gebiete wurde 1904 in Frankreich von Binet und Simon erzielt, die ein „geeichtes“ Testverfahren zur Beurteilung der Intelligenz von Schulkindern schufen; die Eichung bestand darin, daß jede der dabei verwendeten Auf-

gaben an Kindern verschiedener Altersstufen ausprobiert wurde, so daß eine „Normalleistung“ für jedes Lebensjahr zur Verfügung stand. Die Testreihen von Binet-Simon wurden seither zwar vielfach modifiziert, aber ihr Prinzip wurde bis heute beibehalten. Zur richtigen Auswertung der Ergebnisse solcher Testungen hat 1912 der deutsche Psychologe William Stern eine Berechnungsformel gefunden, die sich die Welt eroberte: den Intelligenzquotienten. Darüber wird später ausführlich berichtet.

Die Intelligenz ist zweifellos eine wichtige, aber keineswegs die entscheidende Komponente des menschlichen Charakters. Wie noch gezeigt werden wird, ist es sehr schwierig, genau zu sagen, was „Intelligenz“ ist; sicher ist jedoch, daß sie mit den Denkvorgängen zusammenhängt, weshalb ja auch die Intelligenztests nichts anderes sind als „Denkaufgaben“. Das Denken hat aber im Ganzen des seelisch-geistigen Geschehens nur „funktionalen“ Charakter, d. h. es setzt erst ein, sobald eine Aufgabe gelöst, ein bestimmtes Ziel erreicht werden muß. Was für Aufgaben ein Mensch sich stellt und welche Ziele er sich setzt, hängt nicht von seiner Intelligenz ab, sondern von seinen Trieben und Interessen, die ihrerseits Gefühle und Willenserlebnisse entstehen lassen. Die Triebe, Interessen, Gefühle und Willenserlebnisse — die sich als „psychische Kräfte“ den „psychischen Funktionen“ (Wahrnehmung, Gedächtnis und Denken) gegenüberstellen lassen — bestimmen das menschliche Verhalten; sie sind in ihrer Art, Richtung und Stärke von Mensch zu Mensch verschieden und stellen die entscheidenden Komponenten seines individuellen Charakters dar. Persönlichkeitsforschung ist daher keineswegs nur Intelligenzforschung, sondern in erster Linie Erforschung der individuellen „psychischen Kräfte“.

Zur Erforschung der psychischen Kräfte hat die wissenschaftliche Psychologie in ihren Anfängen sehr wenig beigetragen. Die methodischen Schwierigkeiten erschienen unüberwindlich, und die Fülle der leichter behandelbaren Probleme war so groß, daß man die schwierigen Fragen auf spätere Zeiten verschieben wollte — in der Hoffnung, dann aus der Untersuchung des allgemein-menschlichen Seelenlebens einen Zugang zur individuellen Persönlichkeit zu finden. Diese vorsichtige und zögernde Haltung der Psychologie führte dazu, daß in ihren eigenen Kreisen keine fruchtbaren Ansätze zu einer Charakterkunde entstanden und daß überdies die Be-

mühungen, die außerhalb der Fachpsychologie unternommen wurden, zunächst auf Mißtrauen und Ablehnung stießen. Dazu kam, daß der erste systematische Versuch, der unter dem Namen „Charakterologie“ unternommen wurde, von sehr eigenwilligen, romantisch anmutenden philosophischen Anschauungen ausging und scharfe Angriffe gegen die akademische „Hochschul-Psychologie“ enthielt; es war dies das Buch „Prinzipien der Charakterologie“ von Ludwig Klages, das 1910 erschien und dem zahlreiche kleine Schriften desselben Autors über Graphologie vorausgegangen waren. Klages (1872 bis 1956) war ein Gegner der exakten Persönlichkeitsforschung, ein mehr künstlerisch als wissenschaftlich eingestellter Gelehrter, der in zahlreichen geistvollen Büchern und Schriften die Bedeutung der **A u s d r u c k s k u n d e** verkündete, für die er in seinen graphologischen Arbeiten praktische Richtlinien gab.

Der Begriff „**A u s d r u c k**“ umfaßt alles, was uns einen „Eindruck“ vermittelt. Ausdruck besitzt daher nicht nur das menschliche Gesicht, sondern auch jedes wirkliche Kunstwerk. Die Wirkung einer gotischen Kirche, eines Gemäldes, einer Sonate oder eines Gedichtes ist Ausdruckswirkung. Aber auch eine Landschaft, ja sogar eine Wohnung oder ein Kleid können hohe Grade von „Ausdrucksgehalt“ besitzen. Für die Persönlichkeitsforschung sind natürlich die Ausdruckserscheinungen, die am Menschen auftreten, die wichtigsten; sie vermitteln uns die unmittelbarsten Eindrücke über Charaktereigenschaften. Im täglichen Leben gewinnt man aus dem Aussehen, dem Mienenspiel, der Stimme und Sprechweise eines Menschen einen unmittelbaren Eindruck von seiner Intelligenz, seiner vitalen Kraft, seiner Gefühlserregbarkeit usw.; diese unmittelbare Wirkung, die von den äußeren Merkmalen des Menschen ausgeht und die schon beim ersten Blick einen ungefähren Eindruck von seiner Persönlichkeit vermitteln kann, ist das Hauptproblem der „**A u s d r u c k s f o r s c h u n g**“. Die Ausdrucksforschung gehört zu den wichtigsten, aber auch schwierigsten Teilgebieten der Charakterologie; es gibt gegenwärtig noch keine verlässliche wissenschaftliche Methode, um die Ausdruckserscheinungen richtig zu deuten. Man ist dabei, wenigstens im großen und ganzen, auf die unmittelbare Wirkung angewiesen, die der Ausdruck eines anderen Menschen — seine Mimik und Gestik, seine Art zu sprechen und sich zu bewegen — auf uns ausübt, eine Wirkung, die jeder kennt und für die

die Sprache eigene Redewendungen entwickelt hat: „Ich habe den Eindruck, daß er sich anders gibt als er ist“, „Sein ganzes Verhalten kommt mir nicht echt vor“, „Man hat das Gefühl, daß er ein offener Charakter ist“ usw. Die Tatsache der Ausdruckswirkung steht außer jedem Zweifel, aber ihr Zustandekommen ist noch ganz ungeklärt; wir wissen darüber viel zu wenig, um eine exakte Ausdruckskunde begründen zu können.

Im Jahre 1910 erschien noch ein zweites charakterologisches Werk: die „Lebensformen“ von Eduard Spranger. Im Gegensatz zu Klages stellt Spranger „Typen“ auf, wobei er von vorherrschenden Interessen — Religion, Wissenschaft, Kunst usw. — ausgeht. Auch dieses System ist rein theoretischer Art, ausschließlich auf die allgemeine Erfahrung aufgebaut und philosophisch im rein geisteswissenschaftlichen Sinne fundiert.

Der erste Weltkrieg unterbrach die Entwicklung der Persönlichkeitsforschung in Europa; hingegen wurde sie in Amerika in diesem Krieg zum ersten Male in großem Stile praktisch verwertet. Ein Stab von Psychologen erhielt von der Regierung den Auftrag, eine Testreihe aufzustellen, mit deren Hilfe eine grobe Intelligenzmessung an den Soldaten durchgeführt werden könne, damit man jedem einzelnen die seiner Begabung entsprechenden Aufgaben zuweisen könne. Der „Army-Alpha-Test“, der auf diese Weise entstand, war die erste umfassende Bewährungsprobe der Intelligenztestung; er wurde an nahezu zwei Millionen Menschen angewendet und hat sehr gute Resultate ergeben, so daß er im zweiten Weltkrieg in etwas modifizierter Form neuerlich und in noch größerem Umfang Verwendung fand.

Alle bisher erwähnten Bemühungen um die Erfassung der menschlichen Persönlichkeit sind entweder philosophischer oder rein theoretischer Art wie bei Klages und Spranger, oder sie beschränkten sich auf die Intelligenz. Eine umfassende empirische, auf Experiment und Statistik aufgebaute Persönlichkeitsforschung entstand erst nach dem ersten Weltkrieg; begründet wurde sie in Deutschland durch den Psychiater Ernst Kretschmer und in der Schweiz durch die Psychiater Hermann Rorschach und Carl Gustav Jung. Die entscheidenden, für die weitere Entwicklung maßgebenden Werke dieser drei Männer erschienen alle im Jahre 1921; das Buch Ernst Kretschmers über die Zusammenhänge zwischen Körperbau und Charakter, das Buch C. G. Jungs über die beiden

Grundtypen der Extraversion und Introversion und die „Psychodiagnostik“ von Hermann Rorschach, die auf relativ einfache Art die Erfassung der Gesamtpersönlichkeit ermöglichen sollte.

Die Körperbau-Charakter-Theorie von K r e t s c h m e r gehört in das Gebiet der statistischen Persönlichkeitsforschung. Seine Fragestellung lautete: lassen sich bestimmten Formen des Körperbaues bestimmte Charaktermerkmale zuordnen? Diese alte, seit Jahrhunderten immer wieder gestellte Frage hat Kretschmer zum ersten Male nicht auf Grund von allgemeinen Alltagserfahrungen, sondern mit naturwissenschaftlichen Methoden zu beantworten versucht. Es war ihm aufgefallen, daß unter den Geisteskranken in seiner Klinik deutliche Unterschiede im Körperbau bestanden, die sich bestimmten Arten der geistigen Erkrankungen zuordnen ließen. Um diesen Eindruck auf seine Richtigkeit zu kontrollieren, führte er an den Patienten seiner Anstalt genaue anthropologische Körpermessungen durch; es stellte sich heraus, daß tatsächlich bestimmte Arten von geistigen Störungen bei Menschen mit bestimmten Körpermerkmalen in großer, den Zufall weit überschreitender Häufigkeit zu finden waren.

Der nächste Schritt Kretschmers bestand in der Anwendung experimental-psychologischer Methoden als Mittel zur Typendiagnose. Die experimentelle Psychologie, die sich die Untersuchung der für alle Menschen gültigen Gesetzmäßigkeiten des seelischen Lebens zum Ziele gesetzt hatte, hatte Verfahren ausgearbeitet, mit deren Hilfe man die Empfindungen und Wahrnehmungen, die Leistungen des Gedächtnisses und sogar die Entstehung von Begriffen und Gedanken untersuchen konnte. Allerdings hatte sich dabei gezeigt, daß diese Vorgänge keineswegs bei allen Menschen in gleicher Weise ablaufen; man fand nicht nur Unterschiede in der Geschwindigkeit des Auffassens, Behaltens und Denkens, sondern auch auffällige Differenzen im gesamten Verhalten. Bei Gedächtnisexperimenten z. B. hatte sich gezeigt, daß manche Menschen auf ein zugerufenes Wort rasch mit vielen anderen Worten antworten konnten, während bei anderen häufig dasselbe Reaktionswort wiederkehrte, daß also bei den ersteren ein flüssiger, bei den letzteren ein zäher Vorstellungsablauf vorlag; oder bei Versuchen, in denen zwei Tätigkeiten gleichzeitig durchgeführt werden mußten, fand man, daß manche Menschen durch die Doppel-tätigkeit sehr gestört wurden, so daß sie keine der beiden

Leistungen richtig zustande brachten, während andere solche „Mehrfacharbeiten“ leicht bewältigten; waren nacheinander verschiedene Tätigkeiten auszuführen, so konnten sich einige sehr rasch umstellen, während andere lange Zeit brauchten, bis sie sich in die neue Arbeit einlebten. Solche Einzelzüge sind nicht zufällig vorhanden; sie haben ihre Wurzeln in der besonderen Eigenart des einzelnen Menschen, und wenn man an vielen Menschen viele solcher Einzelmerkmale experimentell feststellt, so zeigt sich, daß innere Zusammenhänge bestehen: z. B. sind diejenigen, die sich leicht umstellen können, meist auch leicht ablenkbar, sie haben gewöhnlich den flüssigeren Vorstellungsablauf als die anderen und bringen es bei Mehrfacharbeiten zu besseren Leistungen. Diese Feststellungen in psychologischen Experimenten führten dazu, daß man das Experiment nicht mehr nur zur Bearbeitung allgemeinpsychologischer Probleme verwendete, sondern auch speziell charakterologischer Fragestellungen, also zur Untersuchung von Unterschieden zwischen den Menschen bei gleichen äußeren Bedingungen. Auf diese Weise entstand die experimentelle Persönlichkeitsforschung.

Einige deutsche Psychologen — z. B. Narziß Ach, Erich Jaensch, Gerhard Pfahler — versuchten, aus den experimentellen Einzelresultaten Ansätze zu neuen Typensystemen zu gewinnen. Alle diese Bemühungen blieben Fragmente; aber es ergaben sich dabei wichtige Aufschlüsse darüber, ob man bestimmte Einzelmerkmale als „Grundmerkmale“ betrachten könne, aus denen sich andere Charakterzüge ableiten lassen. Die Auffindung solcher „Grundmerkmale“ ist gegenwärtig das Hauptziel der experimentellen und statistischen wie auch der theoretischen Persönlichkeitsforschung.

Daß die Versuche, rein experimentell zu einer umfassenden Charakterlehre zu kommen, fragmentarisch blieben, hat seinen Grund in erster Linie darin, daß sich viele entscheidende Charakterzüge mit experimentellen Methoden nicht erfassen lassen. Dies gilt vor allem für das Trieb- und Gefühlsleben. An diesem Punkte setzten die beiden anderen der obenerwähnten, im Jahre 1921 zuerst veröffentlichten Vorschläge zur Charakterforschung ein: die Typenlehre von C. G. Jung und die „psychodiagnostische“ Methode von Hermann Rorschach. Die Typenlehre Jungs — sie wird später ausführlich dargestellt — ist aus allgemeinen Erfahrungen und aus pathologischen und historischen Betrachtungen

abgeleitet; ihre große Verbreitung verdankt sie dem Umstand, daß Jung einen Gegensatz einführte und begrifflich sehr geschickt darstellte, dem man im wirklichen Leben ständig begegnet: der „nach innen“ und der „nach außen“ gerichtete Mensch, „Introversion“ und „Extraversion“. Diese Begriffe sind in die psychologische Weltliteratur eingegangen; allerdings sehr oft in anderem Sinne als sie ihr Urheber verstanden wissen wollte. Zu einer wissenschaftlichen Bestätigung oder auch nur Präzisierung der Jung'schen Typen ist es nicht gekommen (wenn man von einigen „Intro-Extraversions-Tests“ absieht); aber seine Typenbezeichnungen werden auch heute noch als Hilfsmittel zu einer ersten groben Beschreibung der allgemeinen Wesensart eines Menschen gerne verwendet.

Für die Entwicklung der praktischen Persönlichkeitsforschung wurde das Buch „Psychodiagnostik“ des Schweizer Psychiaters H. R o r s c h a c h von entscheidender Bedeutung. Er schlug ein Verfahren vor, mit dessen Hilfe man die Intelligenz, die Erlebnisweise (ungefähr im Sinne von intro- und extravertiert), außerdem aber die Gefühlserregbarkeit und zudem noch einige pathologische Tendenzen, wie Gehemmtheit, Labilität, Neigung zu inneren Konflikten, zu Verdrängung und Affektbildung usw., feststellen könne. Das Verfahren selbst besteht im Deuten von Klecksfiguren, von denen Rorschach 10 Tafeln mit Anweisungen für die Auswertung der Deutungen veröffentlichte. Mit diesen 10 Klecksbildern war der erste „P e r s ö n l i c h k e i t s - T e s t“ entstanden (Persönlichkeitstests sind diagnostische Verfahren, mit deren Hilfe die Persönlichkeit eines Menschen angeblich in wenigen Stunden in ihren wichtigsten Grundzügen erkannt werden kann). Der R o r s c h a c h - T e s t ist nicht nur der erste und damit älteste, sondern auch der heute noch am meisten verwendete Persönlichkeits-Test; für viele Psychologen in Europa und in Amerika gilt er als das verlässlichste und ergiebigste Instrument zur Persönlichkeitsdiagnose.

Es wird bei der ausführlichen Darstellung der Kontrollmethoden gezeigt werden, daß man den Rorschach-Test und die übrigen zahlreichen, in den letzten Jahrzehnten publizierten Persönlichkeitstests nicht überschätzen darf. Um die Verlässlichkeit eines Tests richtig zu beurteilen, müßte man wissen, ob die durch den Test gewonnene Diagnose wirklich zutrifft (das sog. „Validierungsproblem“). Wie kann man aber feststellen, ob ein Mensch wirklich die Eigenschaften besitzt,

die sich bei einer Untersuchung mit einem Persönlichkeitstest ergeben? Wie kann man beweisen, daß die Diagnose stimmt? Wie kann man überhaupt einen solchen Test auf seine Verlässlichkeit prüfen? Diese Fragen sind für viele Tests — auch für den Rorschach — noch durchaus nicht klar beantwortet.

Die weitere Entwicklung der Persönlichkeitsforschung seit dem Gründerjahr 1921 war rasch und vielfältig. Es entstanden zunächst neue Typensysteme, von denen aber keines die Bedeutung der Typologie Kretschmers oder Jungs erreichte. Mit Erfolg wurde der Versuch unternommen, die Methode des Experimentes auch in das Gebiet der Ausdrucksforschung einzuführen, wobei sich vielerlei neue Probleme ergaben. Die Rolle von Vererbung und Umwelt bei der Entwicklung der menschlichen Persönlichkeit wurde in statistischen Vergleichen von Eltern und Kindern, vor allem aber durch Untersuchungen an Zwillingen, erforscht; auf diese Weise wurde ein neues, für die Pädagogik sehr bedeutsames Teilgebiet der Charakterologie eröffnet. Die Erfolge der Intelligenztestung führten zu Bemühungen, die ganze menschliche Persönlichkeit mit Hilfe von Tests zu erfassen — in der Hoffnung, dadurch gesicherte Grundlagen für die Arbeit der praktischen Psychologie (Eignungsuntersuchung, Berufs- und Erziehungsberatung) zu gewinnen. Es entstand eine große Zahl von Persönlichkeits-Tests; zugleich wurden neue Verfahren zur Kontrolle ihrer Verlässlichkeit entwickelt.

So liegt heute auf allen Teilgebieten der Charakterforschung eine kaum noch übersehbare Fülle von Einzeluntersuchungen vor, die viele Spezialprobleme behandelt; aber ihre Resultate sind meist nur winzige Beiträge zur Kenntnis der menschlichen Persönlichkeit — Bruchstücke, die man aus der Fachliteratur der ganzen Welt zusammensuchen muß, um einen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Forschung zu bekommen. In manchen Teilgebieten ergibt sich daraus bereits ein erster Ansatz zu einem System, in anderen hat man nur ein zusammenhangloses Nebeneinander von Fragmenten zur Verfügung. Immerhin scheint nach und nach aus dem Vielerlei des Einzelwissens ein vorläufiges skizzenhaftes Modell einer „Theorie der menschlichen Persönlichkeit“ herauszuwachsen, die nicht nur rein spekulativ am Schreibtisch ausgedacht, sondern auf gesicherten empirischen Grundlagen aufgebaut ist. Diese Grundlagen wurden vor allem aus der Vererbungsforschung und aus der statistischen Auswertung des Zahlen-

materials gewonnen, das aus den Testuntersuchungen vorlag. In der Intelligenzforschung ist es auf diese Weise gelungen, „Grundfaktoren“ des intelligenten Verhaltens aufzufinden, aus denen sich die vielen Arten und Formen der Intelligenz, wie man sie in der Wirklichkeit vorfindet, bis zu einem gewissen Grade ableiten lassen. Gegenwärtig sind intensive Bemühungen im Gange, mit der gleichen Methode auch „Persönlichkeitsfaktoren“ aufzufinden, d. h. „Grundeigenschaften“ des Charakters, aus deren Vorhandensein sich andere, sekundäre Eigenschaften gesetzmäßig ergeben; aus der Kombination solcher Grundeigenschaften hofft man, die „Struktur“ der individuellen Persönlichkeit verständlich machen zu können. Ein sehr altes Problem ist auf diese Weise wieder aufgenommen worden; schon die Begründer der experimentellen Psychologie — Wilhelm Wundt und Hermann Ebbinghaus — haben versucht, durch „Kreuzung“ von Grundmerkmalen Charakterstrukturen aufzubauen (so kreuzte z. B. Ebbinghaus optimistische oder pessimistische Lebenshaltung mit lebhaftem oder verhaltenem Gefühlsleben, woraus sich die vier Temperamente des Hippokrates — sanguinisch, cholisch, phlegmatisch, melancholisch — ergeben sollten). William Stern hat 1911 bereits 15 solche „Strukturschemata“ beschrieben. Alle diese Konzepte waren rein theoretische Konstruktionen; aber sie gingen von dem gleichen Grundgedanken aus wie die gegenwärtigen Bemühungen, durch die statistische Auswertung vieler Tausende von Testresultaten mit Hilfe der elektronischen Rechengeräte die Grundfaktoren der menschlichen Persönlichkeit herauszufinden. Im Schlußkapitel werden diese Verfahren ausführlicher behandelt.

Es ist klar, daß man eine umfassende Theorie der Persönlichkeit nicht allein mit Hilfe von Grundfaktoren aufstellen kann; man muß auch die organischen Grundlagen der Persönlichkeit, die körperlichen Ursachen der individuellen Verschiedenheiten feststellen. Viele Wissenschaften — die Physiologie des Nervensystems und der endokrinen Drüsen, die Psychiatrie, die Erbbiologie, die Anthropologie — haben dazu Beiträge geliefert.

Typische Formen der menschlichen Persönlichkeit

In jeder Wissenschaft ist man bemüht, zunächst das Material, mit dem man es zu tun hat, irgendwie zu ordnen, um auf diese Weise eine erste Orientierung über das Forschungsgebiet zu gewinnen. Im Bereiche der Persönlichkeitsforschung ist es besonders schwierig, eine solche Ordnung durchzuführen; man müßte zu diesem Zwecke Gruppen oder Klassen von gleichartigen Persönlichkeiten bilden können, wie man es in der Zoologie bei den Tieren und in der Botanik bei den Pflanzen machen kann. Da „Persönlichkeit“ aber gerade das Eigenartige jedes einzelnen Menschen ist, scheint es unmöglich, die Menschen nach ihrer individuellen Persönlichkeit in Gruppen zusammenzufassen. Trotzdem sind solche Gruppenbildungen schon lange vor jeder Wissenschaft durchgeführt worden, indem man bestimmte Merkmale, die vielen Menschen gemeinsam sind, zum Gesichtspunkt der Einteilung machte und auf diese Weise „Komplexe“ von Merkmalen gewann, die eine bestimmte Gruppe von Menschen in solcher Weise charakterisieren, daß sich ein „Typus“ ergibt. Solche Merkmale gibt es z. B. bei manchen Berufen: die Gelehrten, die Künstler, die Bauern oder die Geschäftsleute haben bestimmte gemeinsame Eigenschaften, die bei manchen von ihnen deutlicher, bei anderen weniger deutlich hervortreten. Gerade dieses „mehr oder weniger“ ist für den Typus-Begriff wesentlich; in diesem Punkte liegt der Unterschied zu den Begriffen „Klasse“, „Gattung“ oder „Art“ im biologischen Sinne. Ein Lebewesen, z. B. eine Hummel gehört zur Klasse der Insekten, zur Gattung der Hummeln und zur Art der Steinhummeln, wenn sie die bei allen Steinhummeln in immer gleicher Weise vorhandenen Eigenschaften besitzt. „Typen“ hingegen sind Gruppen, deren Angehörige zwar auch gemeinsame Merkmale haben, die aber bei den einzelnen Angehörigen der Gruppe in ganz verschiedenem Grade vorhanden sein können; ja, es können sogar von den typischen Merkmalen einige ganz fehlen — die Zugehörigkeit zum „Typus“ ist immer noch gegeben, wenn die übrigen typischen Eigenschaften in besonderer Ausprägung vorhanden sind. Man könnte also folgende Begriffsbestimmung für „Typus“ vorschlagen: ein Typus ist eine durch einen bestimmten Merkmals-Komplex charakterisierte Gruppe, wobei die Einzelmerkmale in sehr verschiedenem

Grade vorhanden sein können. In einer zweiten Bedeutung verwendet man den Ausdruck „Typus“ nicht für Gruppen, sondern für einzelne Menschen; nämlich dann, wenn ein Mensch alle Merkmale seiner Gruppe in besonders ausgeprägter Weise besitzt, wenn also „reine“ Vertreter des Typus gemeint sind. In diesem Sinne kann man von einem Menschen sagen, er sei der Typus des Engländers, des Sportlers, des Managers oder des Journalisten. Immer ist aber mit dem Typus-Begriff nur ein Teilkomplex der Eigenschaften eines Menschen erfaßt; neben dem „typischen“ Merkmals-Komplex sind immer noch viele andere Eigenschaften vorhanden, die mit dem Typus nichts zu tun haben, so daß ein Mensch gleichzeitig verschiedenen Typen angehören kann. Ein typischer Journalist kann außerdem ein typischer Junggeselle und ein typischer Franzose oder Schweizer sein.

Mit Hilfe des Typus-Begriffes läßt sich die Vielfältigkeit der menschlichen Charaktermerkmale in eine vorläufige grobe Ordnung bringen; dasselbe läßt sich hinsichtlich der körperlichen Eigenschaften durchführen. Beides hat Ernst K r e t s c h m e r (1888—1964) versucht, wobei er von der Annahme ausging, daß sich bestimmten körperlichen Merkmals-Komplexen — also Körperbautypen — ganz bestimmte Komplexe von Charaktermerkmalen zuordnen lassen. Zu dieser Annahme gelangte er auf Grund von Beobachtungen an Geisteskranken, bei denen er den Eindruck gewann, daß bestimmte Formen der Krankheit bei bestimmten Körperbau-Typen häufiger auftreten als bei anderen. Um den Gang dieser Untersuchungen verständlich zu machen, müssen zunächst die typischen Formen des menschlichen Körperbaues und die Hauptformen der geistigen Erkrankungen kurz dargestellt werden.

✕ Die Typologie Ernst Kretschmers

Körperbau-Typen

Die Bemühungen, die Menschen nach ihrem Körperbau (Habitus) in Typen einzuteilen, sind sehr alt. Schon um 400 v. Chr. hat der griechische Arzt H i p p o k r a t e s eine Einteilung in habitus phtisicus — schmal und lang — und habitus apoplecticus — breit, kurz und dick — vorgeschlagen. Ähnliche Einteilungen finden sich in der alten indischen Literatur.

In neuerer Zeit wurden vor allem funktionale und rein morphologische Gesichtspunkte zur Typeneinteilung verwendet. Von funktionalen Gesichtspunkten gingen die Franzosen Restan (1826) und Sigaud (1904) aus, indem sie einen Typus cerebralis, respiratorius, muscularis und digestivus unterschieden; rein formale (morphologische) Gesichtspunkte verwendeten z. B. der Amerikaner Davenport (1923) in der Einteilung: slender type, medium type, fleshy type, oder der Russe Galant (1927): stenosom, mesosom, megalosom. Auch die italienische Konstitutionsforschung von de Giovanni (1877) und Viola (1909) baute zunächst auf morphologischen Grundlagen auf: Longitypus mikrosplanchnicus und Brevitypus makrosplanchnicus, wurde dann aber von Pende (1924) nach der funktionellen Seite weiterentwickelt, wobei den innersekretorischen Drüsen, vor allem der Schilddrüse, entscheidende Bedeutung, auch für das psychische Geschehen, zugeschrieben wird. Es gibt noch viele andere Einteilungsversuche; in den meisten von ihnen findet sich wie in den obengenannten die Polarität „lang und mager“ gegenüber „kurz, breit und dick“. Dieser Gegensatz bildet auch die Grundlage der Einteilung Kretschmers, die von den Körperformen ausgeht, also morphologisch orientiert ist, wobei aber der Gesichtspunkt der Vererbung eine entscheidende Rolle spielt: obwohl immer von „Körperbau“ die Rede ist, ist stets „Konstitution“ gemeint — ein Begriff, der zum Gegenstand vielseitiger Diskussionen geworden ist. Im großen und ganzen wird man die Bedeutung des Ausdruckes „Konstitution“ mit der Formulierung, daß damit die Gesamtheit aller körperlichen Erbanlagen eines Menschen gemeint sei, richtig bestimmt haben; „Konstitution“ ist nicht dasselbe wie „Körperbau“, denn man weiß nicht, ob im jeweiligen Körperbau alle Erbanlagen zur Entwicklung gekommen sind (der Körper des Jugendlichen zeigt noch nicht die volle Auswirkung seiner Konstitution). Man wird aber keinen sehr großen Fehler begehen, wenn man den Körperbau des Erwachsenen (einschließlich der inneren Organe) als das Ergebnis der dominierenden körperlichen Erbanlagen betrachtet und annimmt, daß in ihm die Konstitution mit genügender Deutlichkeit zur Darstellung kommt.

Wenn im folgenden die Körperbautypen Kretschmers beschrieben werden, so ist zu beachten, daß reine Fälle geschildert werden, wie sie in der Wirklichkeit nicht gerade

selten, aber auch nicht häufig vorkommen. Es werden bei jedem Typus alle wesentlichen Merkmale angegeben, doch sei ausdrücklich erwähnt, daß bei ihren Vertretern in der Wirklichkeit, auch abgesehen von den später zu besprechenden Zwischenformen und Spezialtypen, das eine oder andere Merkmal fehlen kann, ohne damit die Zugehörigkeit zu diesem Typus aufzuheben. Es kommt auf die Mehrheit der vorhandenen Körperbaumerkmale an. Ebenso sei gleich einleitungsweise bemerkt, daß diese Merkmale in erster Linie an Männern festgestellt wurden und daher auch auf Männer in erster Linie zutreffen; bei den Frauen lassen sich genau dieselben Klassifikationen durchführen, doch sind bei ihnen die Einzelmerkmale meist nicht so scharf ausgeprägt, weil sie durch die allgemeinweiblichen Körpereigenschaften leicht verwischt werden.

Der leptosome Typ zeigt uns schmale, hochaufgeschossene Menschen mit langem und flachem Brustkorb, mageren Armen und zarten, feingliedrigen Händen. Ihre Muskeln sind dünn, an der Brust treten die Rippen zählbar hervor, die Beine sind lang und schlank. Das Dickenwachstum ist gegenüber dem Längenwachstum vermindert. Neben mageren Gestalten, die manchmal den schwächlichen und angegriffenen Eindruck von Schwindsüchtigen machen, finden sich unter den Leptosomen auch große und sehnige Männer, die für körperliche, vor allem sportliche Leistungen besondere Eignung besitzen. Das Gesicht solcher Menschen ist ebenfalls fettarm, die Haut ist dünn und von fahler Farbe, das Profil meist scharf geschnitten, mit hervortretender Nase, nicht selten mit fliehendem Unterkiefer, der Schädel ist bald lang und schmal, bald kurz und nieder und zeigt oft einen steilen Hinterkopf mit wenig ausgeglichener Rundung. Das Haupthaar ist meist sehr dicht, es wächst an der Stirn und den Schläfen weit herein, die Brauen sind stark, gehen an der Nasenwurzel nicht selten ineinander über und konfluieren in reineren Fällen an den Schläfen in einer feinen Haarbrücke mit dem Kopfhaar (Abb. 1 u. 2). Bei Frauen bleibt das Längenwachstum nicht ein so sicheres Symptom des leptosomen Körperbaus wie bei den Männern, sie können klein und zart sein, auch das scharfe Profil mit hervortretender Nase findet sich bei ihnen nicht so oft wie bei den Männern.

Vom leptosomen Typ unterscheidet sich der athletische besonders durch die kräftige Entwicklung der Mus-

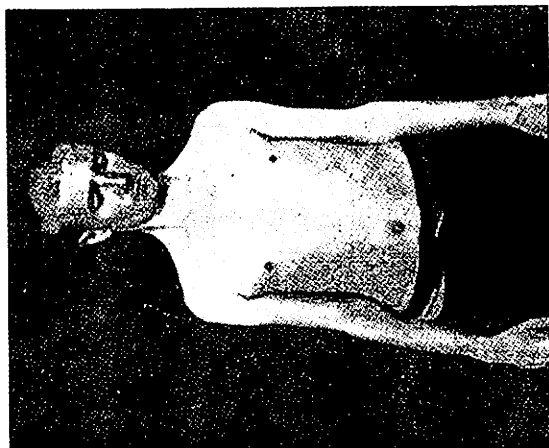


Abb. 2.



Abb. 1.

Leptosomer Körperbau

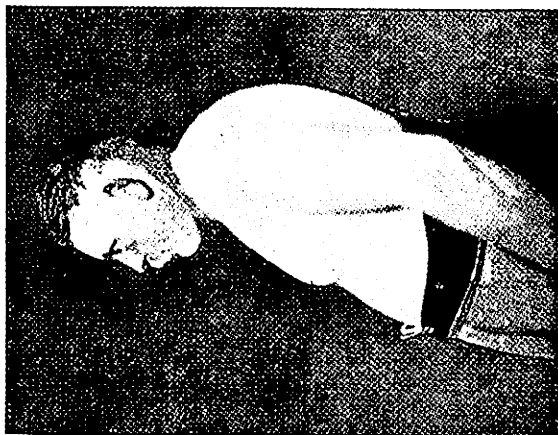


Abb. 4.

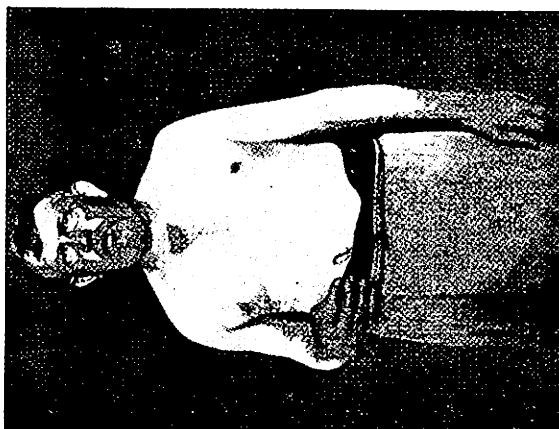


Abb. 3.

Pyknischer Körperbau

kulatur und des Skeletts. Wir finden hier große Männer mit breiten, mächtigen Schultern, festem Brustkorb und starker, hervortretender Muskulatur bei wenig Fett. Der Knochenbau ist grob angelegt, was besonders bei den oft ins Riesenhafte gehenden Dimensionen der Hände und der Füße deutlich wird. Das Gesicht ist ebenfalls muskulös und plastisch, die Haut fest und dick, die Nase kräftig entwickelt, ebenso der Unterkiefer. Der Name athletisch sagt sehr viel; man gewinnt von diesen derb-massiven Menschen den Eindruck von Boxern oder Ringkämpfern. Bei athletischen Frauen fehlt das Grazile der Leptosomen vollkommen, Schultern und Becken sind im Skelett kräftig ausgebildet, auch eine Fettschicht ist vorhanden, ohne aber die im Knochenbau sehr fest und hervortretend angelegten Proportionen zu stören. Die Behaarung ist straff und dicht, zeigt aber nicht die leptosome Neigung, sich weit in das Gesicht zu verbreiten.

Von den schlanken Figuren der Leptosomen und den massig-muskulösen der Athletiker unterscheidet sich der Pykniker vor allem durch starke Umfangsentwicklung und Fettbildung bei mehr schwächlicher Ausbildung des Knochenbaues. Die auffallendsten Merkmale sind: mittelgroße, gedrungene Gestalt, weiches und breites Gesicht auf kurzem und dickem Hals und tiefer, weitgewölbter Brustkorb mit mächtigem Fettbauch. Die kurzen Gliedmaßen und Hände sind weich und rundlich, die Gelenke oft ausgesprochen zart. Das Gesicht zeigt eine Tendenz in das Breite, besitzt ebenfalls reichlich Fett und macht dadurch das Profil unscharf und die Augen klein. Der Schädel ist meist groß und schön gerundet, der Haarwuchs oft spärlich und läßt gegen die Vierzigerjahre vielfach stark nach, so daß glatte spiegelnde Glatzen entstehen, die, wie überhaupt die Gesichtshaut der Pykniker, leicht gerötet erscheinen, während die Körperhaut meist auffallend weiß und leicht pastös ist. Die Fettleibigkeit kann erst später sichtbar werden, sie ist nicht das sicherste Symptom für pyknischen Habitus; das verlässlichste Merkmal ist vielmehr die Brust-Schulter-Hals-Proportion: die geringe Schulterbreite im Verhältnis zum großen Umfang der Brust und zur Kürze und Massivität des Halses läßt den Pykniker auch dann erkennen, wenn der Fettansatz kein übermäßiger ist (s. Abb. 3 und 4).

Als „dysplastisch“ bezeichnet Kretschmer Körperformen mit Unter- oder Überentwicklung einer Körperregion bei normaler Entwicklung des übrigen Körpers (Hypoplasien

und Hyperplasien, Infantilismen, männliche Züge bei der Frau, weibliche beim Mann, Hoch- und Fettwuchs, Zwerg- und Kümmerformen). Der größte Teil solcher Entwicklungsstörungen beruht auf einer Unter- oder Überfunktion von endokrinen Drüsen. Hinweise auf Dysplasien findet man oft schon im Bau des Gesichtes: dicke, pastöse Haut, Mangel an Plastik, kurze geraffte Oberlippe, Fehlen der Nasenflügelfalten oder exzessive Behaarung bei Frauen sind solche Anzeichen, die aber als Einzelmerkmale noch nicht das Urteil „abnorm“ rechtfertigen, sondern erst bei Bestehen mehrerer Abweichungen die Bezeichnung „dysplastischer Körperbau“ begründen.

Damit sind die wichtigsten Merkmale der Kretschmer'schen Typen kurz geschildert. Es sei nochmals betont, daß die Zugehörigkeit zu einem von ihnen nicht von der Anwesenheit aller Einzelsymptome abhängig ist, so daß auch das eine oder andere Merkmal fehlen kann, ohne dadurch schon einen anderen Typus zu bedingen. Wir finden z. B. auch bei Leptosomen Glatzen, doch sind diese nicht glatt und rund wie bei den Pyknikern, sondern „höckerig, spitz und wie von Mäusen zernagt“ (Kretschmer); und man findet nicht selten bei Pyknikern dichten Haarwuchs, doch ist das Haar selbst sehr dünn und fein.

Die Tatsache, daß reine Typen in der Wirklichkeit selten sind — in Mitteldeutschland etwa 10% der Bevölkerung — hat das Problem der „Mischformen“ aufgeworfen. Von den vielen Vorschlägen, die zur Lösung dieser Frage gemacht wurden, ist die „graduelle Abstufung“ von v. Rohden das zweckmäßigste Verfahren. Wenn man unter Mischformen die Menschen zusammenfaßt, bei denen Merkmale verschiedener Typen vorhanden sind, so kann man sie nach dem Vorwiegen dieser Merkmale in „leptosom-athletische“, „leptosom-pyknische“, „pyknisch-athletische“ usw. einteilen. Dieses Vorgehen erfordert allerdings viel Erfahrung und Übung, weil es dabei auf den „Blick“ für Körperformen ankommt. Die überhaupt nicht einreihbaren Fälle bezeichnet v. Rohden als „atypisch“; und diejenigen, die reine Komponenten aller drei Konstitutionsformen in gleichmäßiger Kombination aufweisen — die ästhetisch vollendeten Körperformen — nennt er „harmonische Mischformen“. Eine andere Lösung dieses Problems hat Klaus Conrad in einer sehr interessanten entwicklungsbiologischen Untersuchung vorgeschlagen, wobei

er die Mischformen nach zwei Richtungen variieren läßt. Conrad betrachtet den leptosomen und pyknischen Typus als höchste Ausprägung von zwei Wuchstendenzen, die er als „leptomorph“ und „pyknomorph“ bezeichnet; zwischen ihnen liegt die „metromorphe“ Wuchstendenz. Der Athletiker Kretschmers wird von Conrad als Ergebnis von verstärkten Wachstumsimpulsen betrachtet, die zu einer „Hyperplasie“ führen (ein Wort, das sich nur schlecht mit „Überentwicklung“ übersetzen läßt). Das Gegenteil der „Hyperplastiker“ sind die „Hypoplastiker“ mit den Merkmalen der Unterentwicklung einzelner Regionen des Körpers; zwischen ihnen liegt die „metroplastische“ Körperform. So kommt Conrad zu einem vierpoligen Schema: leptomorph-pyknomorph, hyperplastisch-hypoplastisch. Ein Mensch, der in beiden Richtungen in der Mitte liegt, also metromorph und metroplastisch ist, entspricht nach Conrad dem griechischen Schönheitsideal.

Die Hauptformen der geistigen Erkrankungen

Man stand den Geisteskrankheiten lange Zeit nicht nur in ihrer Behandlung, sondern auch in ihrer Unterscheidung vollkommen ratlos gegenüber. Erst der Münchner Psychiater Emil Kraepelin hat um die Jahrhundertwende eine brauchbare Klassifikation geschaffen, indem er zwei große Gruppen von Geisteskrankheiten unterschied, die manisch-depressiven Gemütskrankheiten und die Dementia praecox, für welche später der Schweizer Psychiater Eugen Bleuler den besseren Namen „Schizophrenie“ einführte. Es sei ausdrücklich betont, daß es auch noch andere geistige Erkrankungen gibt, die sich oft schwer von den beiden Kraepelinschen Hauptgruppen unterscheiden lassen. Die folgende Schilderung, die nur skizzenhaft die wichtigsten Hauptsymptome darstellt, dient lediglich dazu, die Lehre Kretschmers verständlich zu machen; ausführliche Beschreibungen finden sich in den Lehrbüchern für Psychiatrie. Es sind gegenwärtig Bemühungen im Gange, die Kraepelinsche Einteilung zu verbessern. Für das Folgende reicht eine kurze Beschreibung seiner beiden Hauptgruppen aus.

Die manisch-depressiven Gemütskrankungen umfassen zwei Krankheitsbilder: die Manie und die Melancholie. Die Manie ist charakterisiert durch

heitere, optimistische Grundstimmung, erhöhtes Selbstbewußtsein und gesteigerten Betätigungsdrang. Das Entscheidende dabei ist, daß diese Steigerungen der Gefühlserregbarkeit und des Tätigkeitsdranges grundlos auftreten, d. h. ohne durch äußere Ereignisse (z. B. Erfolge) ausgelöst zu sein. Die Stimmung kann von stillvergnügter Heiterkeit bis zu lauter Fröhlichkeit und lärmender Ausgelassenheit alle Formen durchlaufen und dabei auch in zornmütige Reizbarkeit umschlagen. Das gesteigerte Selbstbewußtsein führt oft zum völligen Verlust der Selbstkritik; in maßloser Selbstüberschätzung mutet sich der Kranke Leistungen zu, zu denen er niemals imstande ist. Er übersieht bei seinen hochfliegenden Plänen — er wird umwälzende Erfindungen machen, die ganze Welt reformieren, Kunst und Wissenschaft erneuern, usw. — alle Schwierigkeiten und verliert sich gänzlich in Phantasien über eingebildete Erfolge. Prinzipiell Unmögliches, also ganz Unsinniges, findet sich in den Überschätzungsideen der Maniker selten — sie bleiben meist im Bereich des Möglichen, überschreiten aber weit die Grenzen dessen, was sie selbst jemals auch bei größter Anstrengung erreichen könnten. Der abnorme Betätigungsdrang äußert sich in ununterbrochenem Redefluß und hastigem, rasch wechselnden Vorstellungsverlauf. Die Kranken kommen vom Hundertsten ins Tausendste, ziehen jeden ins Gespräch, sind in ständiger Bewegung und trachten alle Menschen in ihrer Umgebung für ihre Größenideen, die meist nur oberflächlich ausgebaut werden, zu interessieren; sie versprechen hohe Belohnungen, wenn man sie unterstützt, und können durch die Ausdauer und Unermüdlichkeit, mit der sie ihre Umwelt für ihre Pläne zu gewinnen suchen, sehr lästig werden. Widerspruch erregt ihren Unmut, er wird als Schikane oder Konkurrenzneid ausgelegt und ändert nicht das geringste an der Überzeugung des Manikers von seiner eigenen Leistungsfähigkeit. Die schweren, anstaltsbedürftigen Fälle sind in den Irrenanstalten durch ihre Unruhe, ihr ständiges Reden, ihre Unfähigkeit, bei einem Thema zu bleiben, und ihre Neigung zu Tobsuchtsanfällen, die meist eine Winzigkeit zum Anlaß haben, leicht zu erkennen. Aus dem gesteigerten Selbstbewußtsein zusammen mit dem reichen und flüchtigen, optimistisch gefärbten Vorstellungsleben sind diese Krankheitserscheinungen unschwer zu verstehen.

Das gerade Gegenteil der Manie ist die *Melancholie*. Während der Manische heiter, beweglich, ablenkbar und opti-

mistisch ist, ist der Melancholiker traurig, bewegungsarm, un-
 ablenkbar und bis zur tiefsten Verzweiflung Pessimist. Auch
 bei der Melancholie ist die Grundlosigkeit der Depression das
 entscheidende Symptom; sie ist entweder überhaupt nicht
 durch äußere Anlässe ausgelöst oder steht in krassem Mißver-
 hältnis zur Geringfügigkeit der Ereignisse, die als auslösender
 Anlaß erlebt werden. An Stelle der manischen Überschätzung
 der eigenen Person und Leistung besteht beim Melancholiker
 eine alles eigene Handeln entwertende Unterschätzung, die zu
 einer gänzlich negativen Selbstbeurteilung führt. Er hält sich
 für schlechter und minderwertiger als die anderen, er neigt
 zu Schuldgefühlen und betrachtet sich oft als Ursache von
 unheilvollen Ereignissen, an denen er in Wirklichkeit ganz
 schuldlos ist. In schweren Fällen kommt es nicht selten zu
 Selbstmordversuchen. Die Kranken neigen ferner zu Um-
 deutungen der nebensächlichsten Ereignisse in einem für sie
 ungünstigen Sinne — die Leute reden über sie, machen sich
 lustig oder weichen ihnen aus. Dazu kommt eine starke
 Hemmung aller Antriebe; der Melancholiker ist wortkarg,
 zurückgezogen, schleppt sich langsam dahin, spricht leise und
 langsam und wird unfähig, Entschlüsse zu fassen und
 situationsentsprechend zu reagieren. Sein Gesicht zeigt oft den
 Ausdruck des „tränenlosen Weinens“; mit bekümmertem und
 sorgenvoller Miene drückt er sich gebeugt und müde in den
 Winkeln der Krankenzimmer herum. Manche verfallen in
 ununterbrochenes Jammern und Klagen, mit unaufhörlichen
 wortreichen Ergüssen über ihre verzweifelte Situation. Nicht
 selten wechseln im Laufe der Krankheit beim gleichen Menschen
 manische und melancholische Phasen miteinander ab; aus
 diesem Grunde werden die beiden Krankheiten auch unter
 dem Namen „zirkuläre Psychosen“ zusammengefaßt.

Die Hauptsymptome für diese Krankheitsgruppen sind
 also: grundlose heitere oder traurige Verstimmung, verbun-
 den mit erhöhtem Ausdrucksbedürfnis, Ideenflucht bzw.
 Hemmung des Gedankenganges, Übersteigerung oder Hem-
 mung des Vorstellungsverlaufes und der Motilität, Über- bzw.
 Unterschätzung der eigenen Person.

Von ganz anderer Art als diese im Bereiche des Gefühls-
 und Vorstellungslebens liegende Gemütskrankheit ist die
 zweite große Psychosengruppe, die der Schweizer Psychiater
 Eugen Bleuler als „Schizophrenie“ — „gespaltenes
 Seelenleben“ — bezeichnet hat.

Es ist unmöglich, jemandem, der nie mit Schizophrenen zu tun hatte, einen richtigen Eindruck von dieser Krankheit zu vermitteln. Ihre Hauptsymptome bestehen in Störungen der Gefühlserregbarkeit und des Denkens. Die schizophrene Gefühlsstörung äußert sich am deutlichsten im Kontaktverlust mit der Umwelt; der Kranke verliert die Beziehungen zu den Mitmenschen, wird kalt und gleichgültig und dadurch einsam und eigenbrötlerisch, er lebt „in sich hinein“ (Autismus). Dies zeigt sich auch in seinem Gesichtsausdruck, der gefühlsleer und unbeteiligt wirkt. Affektstumpfheit hat man dieses Symptom genannt, das sich sogar auf die Schmerzempfindlichkeit ausdehnen kann; ein Patient Bleulers riß sich die Bart- und Kopfschneise einzeln aus, um damit ein Ornament an der Wand zu verfertigen. Die Denkstörung zeigt sich am klarsten in der Sprache: der Kranke redet gänzlich zusammenhanglose Worte und Sätze, wiederholt oft immer wieder dieselbe unsinnige Wortfolge und läßt sich bei der Verbindung der einzelnen Worte nicht von ihrem Sinn leiten, sondern von nebensächlichen Äußerlichkeiten — Reimen, Klangähnlichkeiten usw. —, wobei es häufig zu konfusen Wortneubildungen kommt („Ichverstreung“, „Kopfaufwiegelung“, „Postbesanftung“). Ebenso sinnlos wie die Gedanken der Schizophrenen sind ihre Wahnvorstellungen: der Kranke kann sich einbilden, schon lange gestorben zu sein und gleichzeitig doch noch zu existieren; er trinkt mit jedem Schluck die ganze Welt, er ist ein Vogel und ein Mensch zugleich. Nicht selten sind auch Größenideen vorhanden, der Kranke fühlt sich als Christus oder als Kaiser, aber seine eigene Person ist auch noch irgendwie da; ja sogar mit Dingen kann er sich identifizieren, er ist ein Stuhl oder sogar ein abstrakter Begriff, etwa das Sein oder der Urgrund der Welt usw. Das Denken hat kein Ziel, es funktioniert ins Leere; ein belangloser zufälliger Anstoß bringt es in Gang, und dann kommt es zu einem rein assoziativen Vorstellungsablauf ohne inneren Zusammenhang (z. B. Aufsagen von zusammenhanglosen Worten, die sich reimen oder im Klang ähneln). Der Mangel an einem Ziel des Denkens führt auch dazu, daß ein einmal aufgetretener Denkinhalt lange Zeit bestehen bleiben kann, so daß ständig dasselbe Wort oder die gleiche Redensart wiederholt wird. Diese Neigung zum Verharren der dürftigen Erlebnisse der Schizophrenen — „Perseverationstendenz“ — zeigt sich auch in der Bewegungsweise dieser Kranken: sie führen oft eine sinnlose

Bewegung durch lange Zeit in immer gleicher Weise aus (Stereotypie), wobei manchmal der seltsame Eindruck eines erregten Verhaltens entsteht, ohne daß eine wirkliche Gemütsregung vorhanden ist; die Kranken wirken automatenhaft bewegt. Ebenso charakteristisch sind die Haltungspereverationen: der Kranke nimmt eine bestimmte sinnlose Körperstellung ein und behält sie stundenlang bei. Diese Eigenarten der Bewegung und Haltung bezeichnet man als „k a t a t o n e S y m p t o m e“. Bei weit fortgeschrittenen Schizophrenien kommt es zu völliger katatoner Erstarrung mit ganzlichem Verlust des Umweltkontaktes; stumm und vollkommen teilnahmslos sitzt der Kranke monatelang in einer Ecke, gleichgültig gegen alles, was sich in seiner Umgebung ereignet.

Vielleicht konnte diese kurze Schilderung wenigstens einen ungefähren Eindruck von der Schizophrenie vermitteln; wenn man derartige Kranke nie gesehen hat, kann man sich von ihnen kaum eine Vorstellung machen. Ich fasse die Hauptsymptome noch einmal kurz zusammen: Affektlahmheit, Stumpfheit und Teilnahmslosigkeit gegenüber der Außenwelt, Neigung zu Perseveration im Denken, Sprechen und Handeln, sinnlose Wahnideen, schließlich Veränderungen in der Gesamtpersönlichkeit im Sinne einer Spaltung, Verdoppelung des Ich, Abschluß von der realen Wirklichkeit und Sich-verlieren in einer eingebildeten Welt.

Körperbau und Geisteskrankheit

Der entscheidende Schritt in der Lehre Kretschmers bestand in der Feststellung, daß sich zwischen den beiden Hauptformen der geistigen Erkrankungen und den Körperbau-Typen statistische Zusammenhänge feststellen lassen. Die M a n i s c h - D e p r e s s i v e n, die Kranken also, die durch übersteigerte Gefühlserregbarkeit in der Richtung heiter-ausgelassen, reizbar-zornig oder traurig-verzweifelt charakterisiert sind, zeigen in ihrem Körperbau vorwiegend die p y k n i s c h e Tendenz in das Breite, Fettleibige, die besonders in der Brust-Schulter-Hals-Proportion (im Verhältnis der geringen Schulterbreite zum großen Brustumfang und zum kurzen, dicken Hals) auffällt; die S c h i z o p h r e n e n, deren Hauptsymptome verminderte Gefühlserregbarkeit, also Affektlahmheit, ferner Verlust der Sinnzusammenhänge im Denken und die autistische Tendenz

zur Absperrung von der Umwelt, zum Insichhineinleben sind, erweisen sich körperbaulich vorwiegend als lange, schmalwüchsige Menschen mit scharfem Profil, also als Leptosome und Athletiker. Die folgende Tabelle zeigt die Resultate der ersten Kretschmerschen Untersuchung; diese Untersuchung wurde an 260 Geisteskranken angestellt, bei denen die Zugehörigkeit zu einer der beiden geistigen Erkrankungen, dem manisch-depressiven Irresein oder der Schizophrenie, einwandfrei gesichert war: es befanden sich unter ihnen 85 Fälle von manisch-depressiven Gemüteserkrankungen und 175 Schizophrenie.

	Manisch- Depressive	Schizophrenie
Asthenisch	4	81
Athletisch	3	31
Asthenisch-athletisch gemischt	2	11
Pyknisch	58	2
Pyknische Mischformen	14	3
Dysplastisch	—	34
Verwachsene und nicht rubrizierbare Bilder	4	13
Insgesamt	85	175

Heute liegt ein internationales Untersuchungsmaterial zur Kretschmerschen Typologie vor, das — wenn man nur die Untersuchungen über Körperbau und Geisteskrankheiten berücksichtigt — nahezu 9000 (genau 8824) Fälle umfaßt. Prozentuell dargestellt ergab sich dabei die folgende Tabelle von Westphal (über die damals untersuchten 8099 Fälle [Abb. 5]): „Die Manisch-Depressiven enthalten etwa

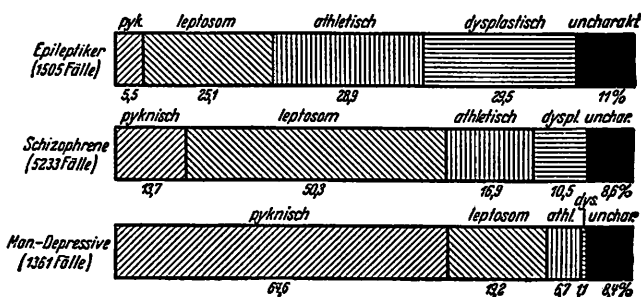


Abb. 5. Verteilung von 8099 Geisteskranken auf die Körperbautypen nach Westphal. (Kretschmer, Körperbau und Charakter, 1915, S. 39.)

2 Drittel Pykniker, bei erheblichem Zurücktreten der leptosom-athletischen Gruppe; die Schizophrenen enthalten etwa 2 Drittel Leptosome und Athletiker bei starkem Zurücktreten der Pykniker.“ Die Dysplastiker fehlen bei den Manisch-Depressiven fast vollkommen (1,1%), bei den Schizophrenen hingegen sind sie mit 10,5% vertreten und bei den Epileptikern, über deren psychische Besonderheiten gegenwärtig Untersuchungen im Gange sind, stellen sie ein Drittel aller Fälle.

Auf Grund dieser Ergebnisse kann das Bestehen eines Zusammenhanges zwischen Körperbau und Geisteskrankheit als statistisch gesichert gelten. Bestehen solche Beziehungen auch zwischen dem Körperbau und dem Charakter des gesunden, normalen Menschen? Um auf diese Frage eine Antwort zu finden, hat Kretschmer eine Theorie über die geistigen Störungen aufgestellt, die unter den Psychiatern heftige Diskussionen auslöste. Die geistigen Erkrankungen sind nach dieser Theorie, verglichen mit dem gesunden Seelenleben, nicht etwas gänzlich Neues und Fremdes, sondern sie sind Hemmungen, Steigerungen oder Verzerrungen derselben Kräfte und Funktionen, die das Seelenleben des Gesunden ausmachen. Wenn eine bestimmte, allgemeinmenschliche psychische Eigenschaft, z. B. die Gefühlserregbarkeit, eine dauernde hochgradige Steigerung zeigt und auf winzige Anlässe mit heftigen Ausbrüchen reagiert, so daß das übrige Seelenleben von ihr beherrscht wird, so liegt bereits eine geistige Erkrankung im Sinne der Psychiatrie vor; und ob dieser Kranke in eine Heilanstalt gebracht wird oder nicht, hängt in der Praxis durchaus nicht nur von der Diagnose „gesund“ oder „krank“ ab, sondern auch davon, ob der Betreffende in der menschlichen Gesellschaft noch brauchbar ist oder nicht. Der Unterschied zwischen gesund und krank ist in seelischer Hinsicht noch viel unschärfer als in körperlicher Hinsicht. Auch der gesündeste Mensch ist manchmal verstimmt oder erregt, aber seine Verstimmungen und Erregungen haben einen Grund: sie werden durch äußere Ereignisse — durch Schicksalsschläge, Mißerfolge oder durch das Verhalten der Mitmenschen — ausgelöst. Krankhafte Verstimmungen und Erregungen hingegen entstehen entweder ohne äußere Ursache oder aus ganz unbedeutenden, geringfügigen Anlässen, die zur Heftigkeit und zur langen Dauer der Gemütsstörung in krassem Mißverhältnis stehen. Die Ursache dieser übersteigerten Gefühls-

reaktionen und ebenso die Ursache der schizophrenen Gefühlskälte ist daher in organischen Vorgängen, in körperlichen Veränderungen innersekretorischer oder nervöser Art zu suchen; Genaueres weiß man darüber noch nicht, doch steht es außer Zweifel, daß ein „konstitutioneller Faktor“, eine in den Erbanlagen des Organismus enthaltene Besonderheit, dabei die entscheidende Rolle spielt. Dasselbe gilt auch für die schizophrenen Störungen des Denkens und der ganzen Persönlichkeit. Diese Krankheitsformen stehen dem Gesunden viel ferner als die Gemütskrankungen, doch lassen sich auch für sie, wie noch zu zeigen ist, fließende Übergänge zu Persönlichkeitsformen auffinden, die noch durchaus in den Bereich des Normalen gehören. Was „normal“ ist, läßt sich nicht definieren; und wenn man alle, die auch bei weitherzigster Beurteilung nicht mehr normal, trotzdem aber noch sozial durchaus brauchbar sind, in die Irrenhäuser bringen wollte, so würde auch eine vielfache Anzahl der heutigen Anstalten nicht ausreichen.

Daß zwischen „normal“ und „abnorm“ in psychischer Hinsicht keine scharfen Grenzen bestehen, wird am deutlichsten an Menschen, bei denen sich eine Geisteskrankheit in Entwicklung befindet; der Übergang von der vollkommenen Gesundheit bis zum vollen Ausbruch der Krankheit ist fließend und kann sehr lange Zeiten ausfüllen. In diesem Zwischenstadium werden die Erkrankten keineswegs sozial unbrauchbar; sie gehen ihrem Beruf nach und erfüllen oft musterhaft ihre familiären und bürgerlichen Pflichten, aber sie fallen ihrer nächsten Umgebung durch ihre Reizbarkeit, ihre grundlos bedrückte oder gehobene Stimmungslage oder durch kleine Verschrobenheiten, Mißtrauen, Menschenscheu oder Schwierigkeiten im Kontakt mit anderen Menschen auf. Mit dem Fortschreiten des Krankheitsprozesses steigern sich diese Auffälligkeiten, unter denen die Familienangehörigen oder Berufskollegen oft sehr zu leiden haben, immer mehr, bis sie schließlich solche Grade erreichen, daß an der „Abnormität“ nicht mehr gezweifelt werden kann. Genau dieselben Symptome wie bei den Menschen, in denen sich eine Schizophrenie oder manisch-depressive Psychose entwickelt, bestehen aber auch bei vielen anderen, ohne daß es jemals zu einer Geisteskrankheit kommt; solche Menschen bezeichnet man bekanntlich als „Psychopathen“ und ihre Abweichungen vom Normalen als „Psychopathien“ — ein Name,

der eine sehr große Gruppe von geistigen Abnormitäten (z. B. auch die Neurosen, die Hysterie, die gewöhnliche „Nervosität“ und viele andere ungeklärte Persönlichkeitsdefekte) bezeichnet. Auf diese vielfältigen, begrifflich schwer faßbaren Abweichungen von der seelisch-geistigen Norm kann hier nicht eingegangen werden; sicher ist, daß die Schizophrenen und die Manisch-Depressiven in den Anfangsstadien ihrer Krankheit und ebenso viele Menschen, die niemals geisteskrank werden, aber doch aus dem Normalen herausfallen, die psychischen Hauptsymptome der Schizophrenen, der Manischen oder Melancholischen in leichten Graden aufweisen. K r e t s c h m e r nennt solche Menschen, die zwar nicht geisteskrank sind, aber doch deutlich von der Durchschnittsnorm abweichen, nach den beiden Hauptgruppen der Psychosen „z y k l o i d e“ und „s c h i z o i d e“ P s y c h o p a t h e n und will damit gegenüber den voll entwickelten Psychosen den Gradunterschied zum Ausdruck bringen.

Theoretisch bereitet es keine Schwierigkeiten, diese graduellen Unterschiede noch weiter in die Richtung des Gesunden zu vermindern. Was bei den Schizophrenen als vollkommener Verlust des Kontaktes mit der Umwelt in Erscheinung tritt und bei den schizoiden Psychopathen als mißtrauische Menschenscheu auffällt, wird in seinen leichtesten Graden als zurückhaltendes, distanziertes Verhalten wirken; die krankhafte Selbstüberschätzung und motorische Unruhe des Manikers zeigt sich beim zykliden Psychopathen als kritiklose Plänemacherei mit zielloser Geschäftigkeit und Betriebsamkeit und wird in leichteren Graden als betont optimistische, die eigene Person und ihre Leistung in den Mittelpunkt stellende, unermüdlich regsame Lebenshaltung erscheinen. Jedermann weiß, daß Menschen, die solche „gemilderte“ Züge des zykliden oder schizoiden Temperaments aufweisen, in der Wirklichkeit des täglichen Lebens gar nicht selten vorkommen. K r e t s c h m e r schildert die Überlegungen, die ihn vom Pathologischen in das Normale führten, in folgender Weise: „Erst wenn wir die gewonnenen Gesichtspunkte ins Normalpsychologische hinein unermüdlich weiterverfolgen, wird das Konstitutionsproblem in der ganzen Weite seines Horizonts sich uns aufrollen. Wir machen mit diesem Hinüberschreiten ins Normalpsychologische keinen Sprung, sondern, indem wir die Beziehungsfäden zwischen Körperbau und seelischer Anlage aus dem Psychotischen

heraus Schritt für Schritt in alle Varianten psychopathischer Persönlichkeiten hinein weiterspinnen und dadurch den massiven Geistesstörungen als dem ersten Ausgangspunkt unserer Untersuchungen immer ferner rücken, stehen wir unversehens mitten unter gesunden Menschen, unter lauter bekannten Gesichtern. Wir erkennen darin als wohlvertraute normale Prägung dieselben Züge wieder, die wir dort in Verzerrung kennengelernt hatten. Wir finden dieselben Typen des Gesichtsbaues, dieselben Stigmen der körperlichen Verfassung und wir finden, daß hinter derselben äußeren Architektur auch dieselben psychischen Triebkräfte wohnen. Hier als feine sinnvolle Regulative gesunder seelischer Einstellung dieselben Anlagen, die dort, das Gleichgewicht heftig durchbrechend, sich vernichten und stören.“

Die zyklotyphen und schizotyphen Durchschnittstypen

Die Frage, ob auch unter den ganz Gesunden ein innerer Zusammenhang zwischen Körperbau und Charakter bestehe, suchte Kretschmer zunächst aus den Erfahrungen des täglichen Lebens zu beantworten. Er untersuchte 150 ganz gesunde Menschen, deren Charakter ihm näher bekannt war, auf ihren Körperbau und fand seine an Geisteskranken gefundenen Resultate bestätigt: die erhöhte Gefühlsregbarkeit der manisch-depressiven Pykniker, die eigenartigen Denkweisen und autistischen Neigungen der Schizophrenen ließen sich auch, freilich in viel geringerem Grade, bei gesunden Leptosomen und Pyknikern nachweisen. Damit war ein erster Ansatz für die Aufstellung zweier Hauptgruppen menschlicher Eigenart gegeben, zweier allgemeiner Biotypen, die gesund und krank umfassen und in nachweisbarem Zusammenhang mit dem Körperbau stehen: des *zyklotyphen* und des *schizotyphen Temperamentes*.

Das Hauptcharakteristikum des Zyklotyphen ist die große Gefühlsregbarkeit, verbunden mit dem starken Bedürfnis, die Gefühle auch zum Ausdruck zu bringen. Diese leichte Ansprechbarkeit des Gefühlslebens erstreckt sich auf Gefühle aller Art; bei manchen Menschen läßt sich deutlich eine Parallele zu den geschilderten Zustandsbildern der zirkulären Psychosen, also ein Vorwiegen der heiteren oder traurigen

Stimmungslage oder das Schwanken zwischen beiden, feststellen. Die große Gefühlserregbarkeit läßt einige rein psychologische Erwägungen über ihre Folgen und damit über weitere Eigenschaften des zyklotyphen Temperaments zu: bei hoher Gefühlsansprechbarkeit ist zu erwarten, daß jedes Einzelerlebnis, jeder von der Umwelt kommende Eindruck eine Gefühlsbetonung erfährt und mit einer gewissen Lust- oder Unlustfärbung in das Bewußtsein tritt, und es ist weiter verständlich, daß dadurch ein rascher Wechsel der Stimmungslage, ein leichtes Umschlagen des Gemütszustandes bewirkt wird. Wenn ein bestimmter Eindruck heftige Mißstimmung hervorruft, so kann der nächste das Gegenteil herbeiführen, eine Folgerung, die durch die Wirklichkeit voll bestätigt wird: der Zyklotyme ist sehr labil in seinem Gefühlsleben, er kann über eine Kleinigkeit in heftigen Zorn geraten und im Moment darauf, von einem neuen Eindruck beherrscht, der gutmütigste und freundlichste Mensch sein, der sich wegen seiner Zornmütigkeit nun die größten Vorwürfe macht, was allerdings auch nicht lange andauert und keineswegs hindert, daß er bald wieder in Erregung gerät. Mit dem starken Äußerungsbedürfnis hängt es zusammen, daß diese Erregung laut und vernehmlich zum Ausdruck kommt, daß sich aber auch die nachfolgende Versöhnungsbereitschaft in herzlicher oder überschwenglicher Weise äußert. Eine andere Folge des Bedürfnisses nach Äußerung der Gefühle ist die Lockerung der natürlichen und konventionellen Hemmungen: der Zyklotyme redet viel und nimmt dabei auf denjenigen, mit dem er gerade spricht, nicht viel Rücksicht, er muß sich aussprechen und ist, wenn er dies getan hat, für das Gesprochene nicht mehr sonderlich interessiert, das Thema ist für ihn erledigt. Neben dieser naiven, keineswegs böartigen Rücksichtslosigkeit findet sich bei ungebildeten Menschen nicht selten eine Ungehemmtheit in der Ausdrucksweise, die leicht zu Taktlosigkeiten führt.

Wie sich die Zirkulären in Manische, Manisch-Depressive und Melancholische einteilen ließen, so lassen sich auch unter den zyklotyphen Durchschnittsmenschen Unterschiede der Gemütslage feststellen. Der „hypomanische“ Zyklotyme ist uns allen als eine recht sympathische Erscheinung des Alltagslebens bekannt. Man findet diese kleinen und rundlichen, aber erstaunlich beweglichen und rührigen Menschen z. B. als tüchtige und sehr aktive, außerordentlich redselige und mittel-

same Geschäftsleute oder Gastwirte. Es sind Menschen, die durchaus realistisch eingestellt sind und im Leben gut ihren Mann stellen, ohne sich viel den Kopf zu zerbrechen oder mit abstrakten Theorien abzugeben. Sie leben gern und gut, sie lieben die irdischen Genüsse und verstehen sich darin auf Feinheiten und Nuancierungen, sie sind gesellig und als Gesellschafter gern gesehen, weil sie immer lustig sind, immer einen Witz wissen und in ihrer Betriebsamkeit die anderen mitreißen; dabei sind sie von einer erstaunlichen Unermüdlichkeit und Ausdauer, sie erfüllen eine Menge von beruflichen und gesellschaftlichen Verpflichtungen, sind Tag und Nacht auf den Beinen, überall ganz dabei und werden dadurch nicht müde. Sie genießen ihr Dasein voll und ganz und sind durch nichts umzubringen.

Allerdings haben auch diese frohen Naturen ihre depressiven Phasen. Wenn sie eine Enttäuschung erleben oder in Not geraten, so sind sie gleich der Verzweiflung nahe, aber diese Stimmungen sind bald überstanden und lassen keine nachhaltigen Eindrücke zurück.

Weniger laut und betriebsam sind diejenigen Zykllothymen, die nicht nur die heitere, sondern auch die melancholische Komponente in sich tragen und zwischen beiden hin und her schwanken. Auch sie sind durchwegs tatkräftige Praktiker in ihrem Beruf, vorzügliche Familienväter und gesellige, freundliche Menschen; aber sie neigen zu gemischten Stimmungen, sie werden leicht sentimental und leiden eher darunter, daß sie so viel Gefühl haben. Hin und wieder packt sie eine manische Phase, sie sind dann übermütig oder kindisch, im allgemeinen aber ist Manie und Melancholie zugleich vorhanden, es kommt zu Mischgefühlen, die den Menschen mit nichts ganz zufrieden sein lassen und ihn am vollen Lebensgenuß, der für ihn ein ersehntes Ziel ist, hindern. So machen diese Menschen nicht selten den Eindruck des Resignierten, der sich zwar am Dasein freut, aber sich doch auch damit abfinden muß, daß es nicht ganz so ist, wie er es eigentlich haben möchte. Diese Unzufriedenheit äußert sich manchmal als Gereiztheit; man trifft unter den ambivalenten Zykllothymen, also unter denen mit ungefähr gleich starker manischer und depressiver Komponente, häufig den zornmütigen Polterer und Schreier.

Die depressiven Zykllothymen schließlich sind stille, gemütvollere Menschen, die alles ein wenig traurig macht und die

unter ihrem Mangel an Frohsinn leiden. Sie besitzen aber auch das zykllothyme Ausdrucksbedürfnis, das sich bei ihnen in Jammern und Klagen oder in beschaulichen, aber pessimistisch gefärbten Betrachtungen äußert. In alten Tagen ziehen sie sich gern zurück, ohne dabei menschenfeindlich zu werden, und repräsentieren dann die Typen, die K r e t s c h m e r die „umgänglichen Einspänner“ genannt hat, die an Stammtischen oder Vereinen als stille Zuhörer teilnehmen oder höchstens über die schlechten Zeiten in resignierten Bemerkungen klagen und gern an die froheren Tage ihrer Jugend denken.

Der alte Zykllothyme ist überhaupt ein besonders schöner Vertreter der ganzen Gruppe. Der Manische wird dann zum ruhigen Humoristen oder bequemen Genießer, der ambivalente zum soliden, besorgten und zurückgezogenen Hausvater, der niemandem mehr viel dreinredet, der depressive zum stillen, resignierten Weltbetrachter.

Damit sind, in großen Zügen wenigstens, die wichtigsten Merkmale des zykllothymen Temperaments kurz geschildert. Man könnte noch Einzelzüge anführen, z. B. auf die Religiosität verweisen, die sich bei vielen findet und die ebenfalls einen mehr gemüthlichen Anstrich hat, oder auf die Ängstlichkeit, die schon bei kleinsten Gefahren große Erregungen auslöst, oder auf das Verkünden großer Planungen und Projekte, die man einmal durchführen wird, vielleicht auch anfängt, die viel Erfolg bringen werden, aber nie zu Ende kommen. Der flüssige Vorstellungsverlauf und das Sich-Hingeben an das momentan Interessierende, das Aufgehen in der Situation, ist neben der Gefühlserregbarkeit ein wichtiges Merkmal. Die Labilität der Stimmungslage führt aber dazu, daß man Konsequenz und Objektivität vom Durchschnittszykllothymen nicht erwarten darf; dazu hat er viel zu viel Gefühl.

Die Zykllothymen sind also leicht zu verstehen; sie geben sich so, wie sie sind, und sie sind nicht sonderlich kompliziert. Ganz anders die Schizothymen. Bei ihnen gibt es, wie K r e t s c h m e r sagt, eine Oberfläche und eine Tiefe. Die Oberfläche sehen wir: es gibt da alle Übergangsformen von gekünstelt heiteren, witzelnden und recht gesprächigen Menschen über gleichmäßig freundliche, ruhige, scheinbar ausgeglichene Naturen zu scheuen und empfindsamen oder faden und langweiligen Varianten, aber auch zu kalten und nüchternen Verstandesmenschen oder brutalen, vor nichts zurückschreckenden Zynikern. Es gibt eine Menge von solchen Fas-

saden, aber sie sagen uns nichts. Die Tiefe dieser Menschen kennen wir nicht. Es kann in ihr das Gegenteil des Gezeigten, es kann das Gezeigte in Verzerrung und Überspitzung, es kann auch gar nichts in ihr sein. Es gibt unter ihnen Menschen, mit denen man Jahrzehnte zusammenleben kann, ohne sie zu kennen; sie sind, sagt K r e t s c h m e r, wie kahle römische Häuser, die ihre Läden vor der grellen Sonne verschlossen haben; in ihrem gedämpften Innenlicht aber werden Feste gefeiert. Deshalb könne man das schizothyme Seelenleben nicht an plumpen Bauern studieren; Könige und Dichter seien gerade gut genug dazu.

Es wurde bereits gesagt, daß es sich hier, was das Körperliche anlangt, in erster Linie um die hoch aufgeschossenen, langgliedrigen und schmalen Leptosomen handelt. Versucht man, ihre psychische Eigenart mit einem Wort in Gegensatz zu derjenigen der ZyklOTHYmen zu setzen, so kann man etwa sagen, der ZyklOTHYme sei ein aufgeschlossener, gemütvoller Mensch, der aus sich herauslebt; der Schizothyme hingegen ist ein verhaltener, gemütsarmer Mensch, der in sich hineinlebt. Das Herausleben und Insichhineinleben, dasjenige, was bei der Besprechung der Schizophrenie „Autismus“ genannt wurde, charakterisiert den Gegensatz am besten. Und aus diesem Insichhineinleben und dem mangelnden Kontakt mit der Umwelt entstehen nun die seltsamen und vielfältigen Kontraste, die sich im schizothymen Seelenleben vorfinden: schneidende Kälte nach außen, mimosenhafte Empfindlichkeit innen; beißender Zynismus und unaufhörliches Spotten über alles in der Umwelt, tiefster Ernst sich selbst gegenüber; oder das Umgekehrte: nach außen lebhaftes Interesse, innen vollkommene Gleichgültigkeit oder Abneigung; es gibt tausendfältige Formen solcher Gegensätzlichkeiten. Der Umstand, daß diese Wesensart so viele Kontraste und so verschiedene Varianten zuläßt, macht es schwer, hier noch das allen Gemeinsame herauszufinden. Es scheint fast unmöglich, etwa die kalten Despoten und nüchternen Rechner mit überzarten, empfindsamen Lyrikern, oder die mürrischen Schweiger und asketischen Heiligen mit fanatischen Idealisten, wie sie als Welt-erneuerer, Propheten und Sektengründer auftreten, in einer Gruppe zu vereinen. Damit ist aber der Formenschatz der schizothymen Wesensart noch keineswegs erschöpft; man findet hier noch haltlose, zerfahrene Nichtstuer und Bumm-ler, ganz und gar gefühllose, gleichgültige Gewohnheits-

verbrecher, trockene, kleinliche Pedanten, geistreich-ironische oder banal-witzelnde und stichelnde Spötter und Zyniker, man findet unter diesen Menschen aber auch die schärfsten Denker, die feinsten Stilisten, die klügsten Staatsmänner, die ruhigsten, ausgeglichene, taktvollsten und kultiviertesten Persönlichkeiten, die überall nur größte Sympathie erregen. Von allen diesen Menschen läßt sich nicht nur sagen, daß sie nicht zyklotym sind; es läßt sich zeigen, daß sich in ihnen in irgendeiner Form die schizothyme Wesenart, das Insichhineinleben und die innere Zwiespältigkeit vorfindet.

Was nun, um zu den Einzelzügen überzugehen, die Zwiespältigkeit anlangt, so kann man sich von ihr vielleicht eine Vorstellung machen, wenn man sich an ein Beispiel hält, das an das Vorstellungsvermögen allerdings große Anforderungen stellt: man denke sich, daß man gezwungen sei, immer und überall seine psychischen Vorgänge zu beobachten und zu kontrollieren. Man hätte dann in sich eine Zweiteilung vollzogen, bei welcher der eine Teil das bisherige psychische Leben weiterführt, während der andere Teil dieses Leben ständig registriert. Dieser andere Teil würde feststellen, daß man jetzt dies und jenes sieht und hört, daß es angenehm oder unangenehm ist, daß es diese und jene Vorstellungen weckt, daß Triebregungen auftreten, die zu Willenserlebnissen führen usw. Die erste Folge einer solchen Zweiteilung wäre, daß das nunmehrige psychische Dasein keineswegs dem früheren gleicht: dasselbe, was früher der ganze Mensch erlebt hat, würde nun nur mehr ein Teil von ihm erleben; und dadurch würde das Erlebte an Frische und Wirklichkeitsgehalt verlieren, es würde gegen früher schwächer und blasser, unvollständiger und flüchtiger sein. Dazu kommt, daß auch inhaltliche Änderungen auftreten würden; es käme zu fortwährenden Erlebnisunterbrechungen, denn die registrierende Tätigkeit des beobachtenden Teiles hat auch ihre seelischen Wirkungen und löst ebenfalls neue Vorstellungen und damit wieder neue Beobachtungen aus. Eine besonders wichtige Folge wäre die Verminderung der Gefühlsintensität: wenn man zornig ist, so würde die Konstatierung: ich bin jetzt zornig, dem Affekt viel von seiner Stärke nehmen. Nun soll aber das Beispiel noch krasser gestaltet werden, indem man versuche, sich nicht nur in einen Erlebenden und einen anderen, dieses erste Erleben Beobachtenden zu zerteilen: es soll derjenige Teil, der früher nur beobachtete, nun ebenfalls ein voll

Erlebender, mit allen seelischen Fähigkeiten und Feinheiten ausgestatteter Mensch sein. Dann kann es dazu kommen, daß der eine etwas will, was der andere verabscheut; daß der eine etwas liebt, was der andere haßt; daß der eine etwas denkt, was dem anderen als Unsinn erscheint. Aber noch mehr: es soll das Beispiel so weit durchgedacht werden, daß die zwei Teile so etwas wie zwei Persönlichkeiten darstellen. Es könnte dann der eine ein nüchterner Verstandesmensch, der andere ein empfindsamer Ästhet sein; oder es könnte ein brutaler, roher Charakter mit einem Teil zusammensein, der einen besonderen Hang zu kühnen, metaphysischen Spekulationen besitzt; ein friedfertiger, naturliebender Teil könnte sich mit einem draufgängerischen und ehrgeizigen Managertypus treffen usw. Zwei solche Persönlichkeiten in einem Menschen können nicht teilnahmslos nebeneinander leben; denn die eine kümmert sich um das, was die andere tut, sie kontrolliert sie ständig und reagiert auf alles mit ihren Gefühlen, ihren Vorstellungen, ihren Trieben. Jeder will den anderen Teil loshaben, jeder will der einzige sein; so kommt es zu demjenigen, was sich als psychische Unruhe und Spannung oder „Nervosität“ bei vielen Schizothymen vorfindet.

Vielleicht hat dieses Beispiel einiges verständlicher gemacht. Es ist ja je nach der Wesensart des Menschen sehr verschieden, ob er sich etwas gut oder schlecht vorstellen kann; und es ist das menschliche Vorstellungsvermögen neben der Willenskraft dasjenige, was sowohl im täglichen Leben als auch in psychologischen und pädagogischen Darstellungen am häufigsten überschätzt wird. Aber eine Illustration, an die man sich einigermaßen halten kann, ist vielleicht doch gewonnen. Man darf nur nicht glauben, daß bei allen Schizothymen die Zweiteilung so scharf und ausgesprochen ist wie es das Beispiel darstellte; so ist sie auch kaum in den extremsten Fällen. Es ist auch nicht der eine Teil die Oberfläche, der andere die Tiefe; sondern es kann so sein, es kann aber auch sein, daß sich aus den beiden Teilen ein kompromißhafter Charakterzwitter entwickelt, der ein schillerndes Wesen zur Oberfläche bringt, wie es z. B. manche Spötter und Satyriker zur Schau tragen; es kann schließlich in der Beherrschung der Außenseite der eine Teil mit dem anderen abwechseln, je nach der Situation oder nach der Stärke. Es kann auch, und das gilt für die Mehrzahl der Durchschnittsfälle, der eine Teil nur wenig entwickelt, nur schwach und torsoshaft vor-

handen sein, so daß ihn sein Besitzer wohl spürt, ohne daß aber ein anderer Mensch das mindeste davon bemerkt. Allerdings kann auch hier wieder das reine Gegenteil auftreten: der schwache, fragmentarische Teil dominiert vollkommen an der Außenseite, der starke beherrscht das Innere ebenso vollkommen, beide stehen in Kontrast und der Mensch weiß ganz genau, wie es um ihn steht; aber er ist der einzige, der dies weiß, alle übrigen halten ihn für den mürrischen Schweiger oder den gleichmütigen Beobachter, den die Fassade darstellt.

Aus dieser Zwiespältigkeit versteht man vielleicht auch dasjenige, was bei der Beschreibung der Schizophrenie als Affektlahmheit hervorgehoben wurde. Die Gefühle verlieren an Stärke, wenn sie von irgendeinem Persönlichkeitsbestandteil bekrittelt oder gar verspottet werden. Und wenn dies ständig geschieht, wenn der nüchterne Teil des Schizothymen den gefühlvollen verhöhnt und sentimental nennt, so verkümmert dadurch das Gefühlsleben. Der Mensch wird kühl oder trocken, fade und langweilig. Aber das ist nicht der einzige mögliche Fall, es gibt noch einen zweiten, der eine weitere schizothyme Eigenschaft verständlicher macht. Die Affektstumpfheit des Schizophrenen ist nicht ganz allgemein; es gelingt häufig, eng begrenzte Bereiche, gewisse Inhalte und Interessengebiete aufzufinden, in denen mit sogar sehr heftigen Affekten reagiert wird. Hier hat man dann etwas gefunden, worin der eine Teil, um es wieder im Anschluß an das frühere Beispiel etwas konstruiert darzustellen, sich einen bestimmten Erlebnisinhalt bewahrt hat, der in irgendeinem der schizothymen Persönlichkeitsfragmente immer so starke Gemütsreaktionen auslöst, daß alles Gegensätzliche zu schwach ist, um dagegen aufzukommen. Ich habe die engen Persönlichkeitsregionen der Schizoiden, in denen die Gefühlserregbarkeit erhalten geblieben ist, als „psychische Reservate“ oder „Gefühlsöasen“ bezeichnet; in ihnen hat sich das Gefühlsleben nicht nur ungestört entwickelt, sondern es wurde meist sogar besonders gepflegt und von allen schädigenden Einflüssen sorgsam behütet. Trifft man auf ein solches Reservat, so kann es zu den heftigsten Erregungen kommen; erleidet ein Schizoider in einem solchen wohlbehüteten seelischen Schutzgebiet eine Enttäuschung, so kann dies für ihn den Ruin bedeuten und spontan eine Psychose auslösen.

Diese abgezielten Gefühlsregionen machen auch einiges verständlich, was mit dem Insichhineinleben und dem Absperrn von der Umwelt zusammenhängt. Wenn es einem Menschen, der in sich zwiespältig ist, gelungen ist, einige wenige gefühlsbetonte Inhalte vor allen in ihm selbst möglichen Angriffen und Gefahren zu verteidigen und damit seelische, unverletzliche Schutzgebiete zu schaffen, so wird er alles tun, um sie auch von den äußeren Einflüssen fern zu halten; sie sind ja dasjenige, wovon er lebt, sie sind die Winkel, in die er sich immer noch verkriechen kann. Diese Winkel wird er nicht verraten, sondern solange als möglich erhalten und verteidigen. Diese Verteidigung eines seelischen Gutes besteht dann fast immer darin, daß man es versteckt: man hütet sich, etwas davon merken zu lassen, man sucht sich eine Außenseite, die stark distanzierend wirkt, und wird zum mürrischen Sonderling, zum verbissenen Schweiger oder auch zu einem recht freundlichen und keineswegs ungeselligen, aber in allen wesentlichen Punkten sehr distanzierten und ablehnenden Menschen. Diese Absperrung hat in erster Linie den Zweck, etwas, das man auf alle Fälle sich erhalten will, zu schützen und vor jeder fremden Einmischung fernzuhalten; und das Insichhineinleben ist in vieler Hinsicht nichts anderes als Flucht vor demjenigen, was immer wieder störende Erlebnisse auslöst, also vor den Außenweltreizen, in eine selbstgebaute, widerspruchsfreie, harmonische Welt.

Damit wären einige Varianten des schizothymen Formenkreises einigermaßen verständlich gemacht. Man könnte mit der dargestellten Theorie auch noch für jene Spielarten auskommen, die keineswegs still und zurückgezogen sind: für die fanatischen Verkünder einer neuen Weltanschauung, für die radikalen Apostel einer sozialen oder politischen Idee oder für die bis zum äußersten konsequenten, in den kühnsten und abstraktesten Spekulationen sich bewegenden Theoretiker, die wir aus der Philosophiegeschichte als Begründer der großen metaphysischen Systeme kennen. Hier finden wir die Zurückgezogenheit und Absperrung wohl im Privatleben und in allen menschlichen Belangen; aber das gerade Gegenteil von Zurückgezogenheit in der Vertretung und Verbreitung der Idee. Wir können uns vorstellen, daß in solchen Fällen das seelische Reservat so stark affektbeladen und gefühlsbetont ist, daß alles übrige dagegen zurücktritt und überhaupt alles nur von diesem einen Faktor dirigiert wird.

Eine Zwiespältigkeit liegt auch hier vor: das Allgemeinschliche ist wohl vorhanden, aber es ist ganz und gar Nebensache und steht in Kontrast zu dem allein wichtigen Erlebnis, welches eben als religiöse, politische oder philosophische Idee das Innen und Außen beherrscht. Derartige Beschränkungen des Gefühlslebens auf sehr enge, scharf abgegrenzte Bereiche bilden ein allgemeines Charakteristikum des Schizothymen, und die vielen Varianten, die hier auftreten, sind größtenteils durch die Verschiedenheit der Gefühlsstärke und durch die Differenzen des Inhaltes bedingt. Beim Zyklouthymen finden wir nichts Derartiges: er interessiert sich, wenn er sich überhaupt auf Abstraktes einläßt, heute für dieses, morgen für jenes, beginnt alles mögliche, läßt es unvollendet liegen und ist zu der unbeugsamen, vor keinen Folgerungen zurückschreckenden Konsequenz des Schizothymen niemals fähig; seine philosophischen Werke sind weitschweifig, umfangreich, unsystematisch und bleiben nicht beim Thema.

Alles das sieht recht kompliziert aus und ist es auch. Es gibt aber im schizothymen Formenkreis auch einfachere Fälle. Es wurde bereits gesagt, daß sich, wenn man die Unterscheidung zwischen Oberfläche und Tiefe durchführt, in der Tiefe dasjenige, was die Oberfläche zeigt, in Verzerrung oder Überspitzung finden, daß aber auch das Gegenteil davon vorhanden sein kann. Es gibt noch einen dritten Fall: die Oberfläche zeigt irgend etwas und in der Tiefe ist überhaupt nichts. Sie ist leer, es gibt da keine Gefühle, keine Leidenschaften, der Mensch macht alles mit, was die übrigen Menschen seiner Gesellschaftsklasse tun, weil es ihm genau so wenig unangenehm wie angenehm ist; hin und wieder mag ihn etwas ein wenig berühren, aber es geht alles in seiner Gleichgültigkeit unter, er ist hohl und ausgestorben. Auch dieser Mensch ist schizothym, es steht der äußeren Fassade des ruhigen oder langweiligen Menschen das innere Nichts, die seelische Leere gegenüber. Diese Variante stellt einen großen Teil der schizothymen Durchschnittsmenschen, die interesselos in irgendeinem beliebigen Beruf, der sich ihnen zufällig geboten hat, das Notwendigste tun und ihr Privatleben in stumpfer Nachahmung der übrigen Menschen leidenschaftslos mit Gelegenheitserlebnissen oder irgendwelchen Kleinigkeiten, für die sie noch ein sonderbares Restchen von Interesse haben, mit Schmetterlingsammeln oder Kakteen-

züchten usw. ausfüllen. Viele dieser schizothymen Sonderlinge sind, vom kulturellen Standpunkt aus betrachtet, keine erfreuliche Erscheinung; sie leisten nichts, sie sind gleichgültige, maschinenähnliche Arbeiter und ebenso gleichgültig in ihrem Privatleben; ihre Zugehörigkeit zur schizothymen Gruppe ist weniger durch Zwiespältigkeit und Insichhineinleben als durch Affektlahmheit und durch die geringe, auf enge Bereiche eingeschränkte Denktätigkeit gegeben.

Wenn man zusammenfassend die entscheidenden Merkmale des zyklithymen und schizothymen Formenkreises einander gegenüberstellt, so ergibt sich etwa folgendes: hinsichtlich der Gefühlsregbarkeit beim Zyklithymen leichte Ansprechbarkeit des Gemütslebens, beim Schizothymen Gefühlskälte, Gefühlsmangel oder in wenigen, inhaltlich gut abgegrenzten Bereichen Gefühlsüberschwang bis in die höchsten Grade; was das Willensleben anlangt, beim Zyklithymen Impulsivität, starke und wirkungsvolle Willenserlebnisse bei geringer Konsequenz in der Durchführung und raschem Wechsel im Willensziel, beim Schizothymen Willensschwäche oder, wieder in abgegrenzten Gebieten, extrem starke Willenserlebnisse mit langer und nachhaltiger Wirkung und äußerster Zähigkeit und Konsequenz in der Durchführung; schließlich in Hinsicht auf das Denken beim Zyklithymen ein reiches, in allem stark persönlich gefärbtes Geistesleben mit raschem und flüssigem Assoziationsablauf, häufig mit Mangel objektiver Einstellung und mit vielfachem Abschweifen, beim Schizothymen ein auf wenige Gebiete beschränktes, dafür aber eher unpersönlich und objektiv eingestelltes Denken mit mehr kurzen, stoßartigen Assoziationen und der Tendenz, einen einmal als richtig erkannten Gedanken beizubehalten und ihn streng und konsequent zu vertreten. Und endlich, was das Verhalten zur Umwelt anlangt, beim Zyklithymen ein starkes Äußerungs- und Anlehnungsbedürfnis, verbunden mit Offenherzigkeit und der Neigung, die eigene Person und die eigenen Angelegenheiten immer in den Vordergrund zu stellen, beim Schizothymen das Gegenteil, nämlich unpersönliches Verhalten zur Umwelt, Sich-Verschließen und Abneigung gegen allzu persönlich gehaltene Lebensäußerungen. Alle diese Eigenschaften und Gegensätze kommen zwar auch in reiner Form, meist aber in irgendeinem Zwischengrade, in bestimmter Abstufung vor,

wie ja überhaupt das reine, früher gegebene Charakterbild des zyklotymen und schizotymen Menschen durch die vielen verschiedenen Grade, in denen ihre Eigenschaften auftreten können und im Laufe des Einzeldaseins wechseln, verschwimmen und damit Charaktere ergeben kann, deren Einzelzüge sich oft nur schwer unterscheiden lassen.

Die Begabten und die Genialen

Die verlässlichste Voraussetzung für Charakterstudien ist die genaue Kenntnis des Verhaltens eines Menschen. Eine solche genaue Kenntnis ist bei den Patienten der psychiatrischen Kliniken und Heilanstalten in besonders hohem Maße gegeben, denn dort werden die Kranken durch lange Zeit auf ihr psychisches Verhalten beobachtet. Außerhalb des psychiatrischen Bereiches ist die Voraussetzung der genauen Kenntnis des Verhaltens besonders gut bei jenen Menschen erfüllt, die sich im Laufe ihres Lebens in irgendeiner Weise über den Durchschnitt erhoben und durch große Leistungen hervorgetan haben. Ihr Ruhm hat dazu geführt, daß man ihr Leben schilderte, Einzelheiten ihres Verhaltens überlieferte und ihre Werke sammelte, aber auch — und dies ist besonders wichtig — dazu, daß man Bilder von ihnen herstellte und ihr Aussehen beschrieb. Da es für charakterologische Betrachtungen vom Standpunkte der Kretschmerschen Lehre unerlässlich ist, daß man auch über den Körperbau des betrachteten Menschen etwas weiß, wird man Fälle bevorzugen, in denen gute Bilder oder Körperbaubeschreibungen vorliegen.

Wenn im folgenden einige Beispiele genialer Männer angeführt und die Beziehungen zwischen ihrem Körperbau und ihrer seelischen Eigenart dargestellt werden, so ist dazu zu bemerken, daß nur wenige, besonders typische Fälle herausgegriffen wurden. Betrachtet man zunächst das Gebiet der Wissenschaft und versucht man, die zyklotymen und schizotymen Merkmale in ihrer Beziehung zu den einzelnen Fakultäten zu untersuchen, so wird man sagen müssen, daß die Tätigkeit der Philosophen, der Juristen und der Theologen vor allem Fähigkeit und Neigung zu Abstraktion, zu scharfem, streng logischem Denken und zu konsequenter Durchführung des Gedachten ohne viel Abschweifen verlangt, während die medizinische und naturwissenschaftliche Forschungstätigkeit in erster Linie Sinn für das Reale und Kon-

krete, anschauliches Vorstellungsvermögen und die Fähigkeit zum Überblicken sehr vieler und verschiedener Tatsachengebiete voraussetzt; es wird daher für die wissenschaftliche Arbeit der Philosophen, der Juristen und der Theologen vor allem der Schizothyme mit seiner Tendenz zu strenger Konsequenz und seiner unpersönlich gehaltenen, zu Abstraktionen geeigneten Denkweise Neigung besitzen, während die medizinische und naturwissenschaftliche Forschertätigkeit dem Zyklotyphen mit seiner Vielseitigkeit, seinem weiten Aufmerksamkeitsumfang und seiner in anschaulichen Vorstellungen sich bewegenden Denkungsart besonders liegt. Kretschmer hat eine Bildnissammlung von Gelehrten aus dem Jahre 1802 und die Illustrationen eines Ärztelexikons aus dem 19. Jahrhundert auf die Merkmale „leptosom“ und „pyknisch“ untersucht und gefunden, daß tatsächlich bei den Theologen, Philosophen und Juristen der leptosome Körperbau überwiegt, während bei den Ärzten und Naturforschern der pyknische Habitus besonders stark vertreten ist. Die folgende Tabelle zeigt das Resultat dieser Untersuchung.

	Leptosom	Gemischt	Pyknisch
59 Theologen, Philosophen, Juristen . . .	35 (59%)	15 (25%)	9 (15%)
118 Ärzte und Naturforscher . . .	11 (9%)	39 (33%)	68 (57%)

Scholl erwähnt ebenfalls, daß er unter Studierenden der Theologie, besonders unter den evangelischen, auffallend viele Schizothyme und unter solchen der Medizin auffallend viele Zyklotyphen gefunden habe.

Geht man von den Gelehrten zu den Dichtern über, so ist es auch hier nicht schwer, nach der zyklotyphen und schizotyphen Wesensart eine Einteilung zu treffen. Die Tätigkeit des Dichters besteht darin, in künstlerischer Form menschliches Erleben zu schildern; da es sich hier aber nicht nur um eigenes, tatsächliches, sondern auch um erfundenes, bloß vorgestelltes Erleben handelt, wird die Grundvoraussetzung der dichterischen Begabung im Gebiet der Phantasie liegen, ein Gebiet, auf welchem eine Unterscheidung nach der schizotyphen oder zyklotyphen Seite bisher nicht durchgeführt wurde. Vielleicht ist die Phantasie wie manche andere Eigenschaft temperamentsunabhängig, so daß sich die Menschen in ihr nur nach dem Grade, nach dem Mehr oder Weniger unterscheiden. Darüber wissen wir nichts; wohl aber wissen



Abb. 6.

Adalbert Stifter.

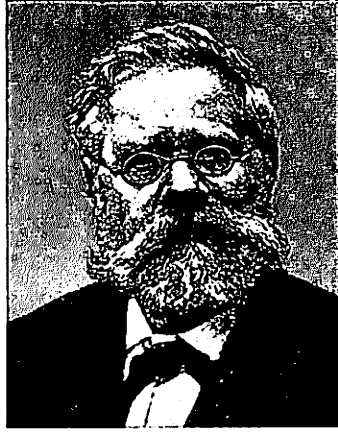


Abb. 7.

Fritz Reuter.



Abb. 8.

C. F. Meyer.

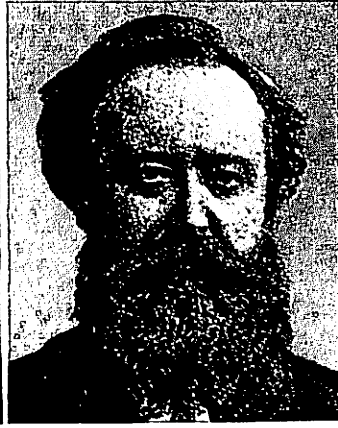


Abb. 9.

Wilhelm Busch.

Sämtliche Abbildungen aus Könnicke, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Literatur,
2. Aufl., Marburg 1895.



Abb. 10.
Friedrich Schiller.



Abb. 11.
J. Eichendorff.



Abb. 12.
E. Th. Hoffmann.



Abb. 13.
H. Heine.

Sämtliche Abbildungen aus Könnicke, Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Literatur,
2. Aufl., Marburg 1895.

wir, daß in der Art, in der die Menschen etwas beschreiben, typische zyklotyme und schizotyme Verschiedenheiten bestehen. Der Zyklotyme ist darin breit und weitschweifig, er bevorzugt das eigene, persönliche Erleben und färbt alles nach seinen Gefühlen, er ist humorvoll und realistisch, nimmt das Leben, wie es ist, und freut sich darüber; er ist ferner eher oberflächlich, er hat das Bedürfnis, möglichst alles, was ihm einfällt, zu sagen. Aus diesen Einzelzügen kann man sich den zyklotyphen Dichter geradezu konstruieren: seine Neigung zur Breite und Ausführlichkeit wird dazu führen, daß er die epische Darstellungsweise, die unstilisierte, ungekünstelte Prosa bevorzugt; seine Weitschweifigkeit wird zur Folge haben, daß er sich in unwichtigen Details verliert, die er dann seiner Neigung zur Anschaulichkeit entsprechend freilich besonders reich und liebevoll schildern wird; er wird schließlich aus seiner allgemeinen subjektiven Einstellung heraus das persönliche Erleben in den Vordergrund stellen, also besonders sein eigenes Schicksal darstellen und überall Betrachtungen von seinem eigenen, subjektiven Standpunkt einfügen. Die guten Erzähler mit liebevoller Schilderung aller Einzelheiten werden sich im zyklotyphen Formenkreis finden müssen, wenn die Kretschmersche Lehre richtig ist, und sie werden körperbaulich, ihrem Temperament entsprechend, vorwiegend den pyknischen Habitus aufweisen müssen.

Als Beispiele für diese Dichterkategorie seien angeführt: Gottfried Keller, dessen Werke durch die Köstlichkeit und den Reichtum ihrer lebendigen Einzeldarstellungen berühmt geworden sind, wobei persönliches Erleben immer in die Handlung verquickt ist, Fritz Reuter (Abb. 7), bei welchem gerade die Schilderungen seiner eigenen Schicksale — Stromtid, Festungtid, Franzosentid — besonders populär geworden sind, ferner Adalbert Stifter (Abb. 6) mit seinen bis in alle Kleinigkeiten gehenden Naturbeschreibungen und feinen Stimmungsbildern, weiterhin Peter Rosegger, dessen dichterisches Werk in erster Linie eine kunst- und gemütvolle Darstellung seiner eigenen Erlebnisse war. Von den Franzosen wird man vor allem Balzac und Zola in diese Gruppe einreihen müssen. Alle diese Dichter haben pyknischen Körperbau, der besonders bei Keller, Reuter, Balzac und Zola in nahezu reiner Form hervortritt. Zyklotyme Pykniker mit deutlichen schizotyphen Einschlägen sind Wilhelm Busch und C. F. Meyer (Abb. 8 u. 9).

Ganz andere Züge hat man bei Dichtern zu erwarten, die dem schizothymen Temperamentskreis angehören. Der Schizothyme ist in der Darstellung unpersönlich, das eigene Erleben tritt zurück, die Sache selbst ist das Wichtige; und sie wird gründlich behandelt, aber nicht in die Breite, sondern in die Tiefe. Was die Darstellungsart anlangt, so neigt der Schizothyme zu konsequenter Durchführung und klarem Aufbau seiner Gedanken; beides kann sich in der Kunst der Formgebung auswirken. Er wird daher als Dichter die künstlerisch besonders hochstehenden, das Formale betonenden Dichtungsarten pflegen und etwa das Sonett, das Drama oder das in das Vollkommene gesteigerte lyrische Gedicht bevorzugen: im Sonett wird der Formtrieb, im Drama das Problematische, in der Lyrik das Feine und Zarte, wie es sich in den empfindlichen, abgezirkelten Gefühlsreservaten des Schizothymen abspielt, zum Ausdruck kommen; und überall wird man etwas spüren von der inneren Tragik der schizothymen Wesensart, von der Sehnsucht nach Harmonie, vom Nie-ganz-Zufriedensein dieser Menschen. Man braucht nur einige Namen zu nennen und man weiß, welche Menschenart hier gemeint ist: Shakespeare und Tasso, Kleist und Hölderlin, E. Th. A. Hoffmann und Strindberg, Voltaire und Heine, Grabbe, Hebbel, Grillparzer und viele andere gehören hierher. Bei allen diesen Dichtern findet man das Formelement besonders beachtet, man findet bei ihnen aber auch den Kontrast zwischen Ich und Außenwelt, den Hang zum Problematischen und die Neigung zu Empfindsamkeiten und zum Unpersönlichmachen des persönlich Gefühlten.

Dem schizothymen Formenkreis entspricht der leptosome und athletische Habitus. Wenn man, um wieder nur einige Beispiele anzuführen, das Äußere Shakespeares betrachtet oder dasjenige Tassos oder Strindbergs, so findet man die Beziehung schizothym-leptosom neuerdings bestätigt. Die Züge Schillers (Abb. 10) sind fast rein leptosom; E. Th. A. Hoffmann und Eichendorff (Abb. 11 u. 12), in deren Werken die weltfernen und wirklichkeitsfeindlichen Tendenzen der Romantik wirken, zeigen typische Symptome des leptosomen Körperbaues. Dasselbe gilt von Kleist und Novalis und weitgehend auch von Hölderlin, der die letzten Jahrzehnte seines Lebens in schwerer Schizophrenie verbrachte. Leptosom sind auch die Spötter und

Zyniker unter den Dichtern, die ihre Zwiespältigkeit und seelische Dissonanz in beißendem Hohn zum Ausdruck brachten, also z. B. *Voltaire* und *Heinrich Heine* (Abb. 13), von den Modernen vor allem *Bernard Shaw*.

Verläßt man das Gebiet der Dichtkunst und wendet man sich den Philosophen zu, so braucht man sich nur daran zu erinnern, daß die Fähigkeit zu Abstraktionen und Spekulationen, zu scharfem Denken und konsequenter, vor keiner Folgerung haltmachender Durchführung eines Systems in erster Linie der schizothymen Wesensart eigen ist, der zykllothymen aber fehlt, und man wird sich nicht wundern, daß kein einziger der großen Philosophen, von den alten Griechen angefangen, zykllothym war. *Sokrates*, der als Ausnahme angeführt werden könnte, war zweifellos eine dysplastische Zwischenform mit eunuchoidem Fettwuchs infolge von Störungen im Drüsensystem. Es gibt keine Zykllothymen in der Philosophie, keinen einzigen Pykniker, dafür aber genug Leptosomen von seltener Reinheit, eine Bestätigung für die *Kretschmersche* Lehre, wie man sie sich beweiskräftiger kaum denken kann. Die Gesichter von *Descartes* und *John Locke* sind vollkommene Beispiele leptosomer Gesichtsbildung; und das Antlitz eines *Spinoza*, *Böhme*, *Kant*, *Schopenhauer*, *Hegel*, *Lotze* und *Nietzsche* weist so viele leptosome Merkmale auf, daß an der Typenzugehörigkeit kein Zweifel möglich ist.

Den Philosophen nahe stehen die Religionsstifter. Auch hier wird man die Großen unter den Schizothymen suchen, denn der Zykllothyme ist viel zu irdisch und realistisch eingestellt, um sich über Gott und Jenseits viel den Kopf zu zerbrechen. Hier gibt es aber eine Ausnahme: derjenige Mann, der in meisterhafter Weise eine Verdeutschung der christlichen Lehre nicht nur in der Sprache, sondern auch im Ideengehalt vollzogen hat, der die Härten milderte, das streng Formale ausmerzte und auch das Irdische zu seinem Recht kommen ließ, dieser realistische, zu jähzornigem Aufbrausen und kräftigem Poltern neigende Reformator mit seiner derben und wirklichkeitsnahen Sprache war vorwiegend zykllothym; und dementsprechend ist *Martin Luther* auch Pykniker, und zwar der einzige Pykniker unter den Religionsstiftern und religiösen Reformatoren. Alle übrigen Begründer einer neuen religiösen Lehre oder Richtung sind, soweit wir verlässliche Bilder haben, leptosom;

besonders reine Typen in dieser Hinsicht sind Calvin und Savonarola.

Zum Abschluß noch ein paar Worte über die zyklotyphen und schizotyphen Herrscher, Politiker und Revolutionäre. Unter den Herrschern und Politikern finden wir beide Temperamente. Die pyknischen Monarchen haben sich immer mit kräftigem Draufgehen oder kompromißlerischem Herumlavieren mehr oder weniger durchgesetzt; ihr üppiges Privatleben, ihre oft rücksichtslose, genießerische oder auf Luxus und Prachtentfaltung ausgehende Einstellung hat dem Volk immer Gelegenheit zu Witz und Spott gegeben, ohne sie dadurch unpopulär zu machen; es war selten eine scharfe Scheidung zwischen ihnen und den Untertanen, auch sie waren Menschen mit menschlichem Gefühl, und sie machten daraus kein Hehl.

Ganz anders der schizotype Regent und Politiker. Hier findet man maßlosen Ehrgeiz, despotische Härte und schärfste Trennung zwischen Volk und Machthaber. Die Welteroberer Alexander und Caesar waren leptosom, Napoleon war kein Pykniker, sondern zeigt dysplastische Symptome. Am klarsten läßt sich alles dies an zwei Gestalten der Französischen Revolution illustrieren, die Kretschmer besonders ausführlich geschildert hat: an Mirabeau und Robespierre. Mirabeau, ein temperamentvoller, hervorragender Redner voll Schwung und Witz, extrem materialistisch eingestellt, alle Möglichkeiten sofort erfassend und skrupellos benützend, dazu ein ausgelassener Lebemann, ein Spieler und Schuldenmacher, der sich's immer gut gehen ließ, dabei aber nicht neidisch war und auch den andern das Beste gönnte. Das Gegenteil von all dem war Robespierre: ein weltfremder Verehrer Rousseaus, ein Bücherwurm, der einen Tugendstaat wollte und den Weg, der ihn dazu zu führen schien, mit blinden Augen für Grausamkeit und Unrecht beschritt, ein fleischgewordenes Prinzip, wie ihn ein Biograph nennt, ein Mensch, der nichts anderes kennt als sein Ziel und eiserne Konsequenz; die Menschheit muß tugendhaft werden, dazu hat sie der Staat zu zwingen, und deshalb wird mit unbarmherziger Pedanterie jeder geköpft, der im Wege steht. Dies der revolutionäre Robespierre; der Mensch Robespierre war ein kränklicher, weltferner Ideologe, schüchtern in Gesellschaft, ein Stubenhocker, der auf der Straße mit zuckenden Schultern wie eine Drahtpuppe dahinstolzte,

die vom Lesen entzündeten Augen mit einer grünen Brille geschützt, ein Mensch aber auch, der seine kleinen persönlichen Gefühle in sentimental-schwärmerischen Gedichten zum Ausdruck brachte, dessen scharf gezeichnete Lippen bei der geringsten Erregung in nervöse Zuckungen gerieten und der, wenn von ihm selbst die Rede ging, leicht bis zu Tränen gerührt war. Aber alles das war verschwunden, wenn es sich um seine Idee handelte: um den Staat, in welchem jeder glücklich zu sein hat, weil er nach festen moralischen Grundsätzen leben muß.

Kontrolluntersuchungen zur Typologie Kretschmers

Gegen die Typenlehre Kretschmers wurden — besonders von angelsächsischen Autoren — viele Einwände und Bedenken vorgebracht; sowohl die Existenz der Körperbau-Typen wie ihre Beziehung zu den Geisteskrankheiten und die Übertragbarkeit dieser Beziehung auf die gesunden Menschen wurden bestritten. Aus der großen Zahl der z. T. widerspruchsvollen Kontrolluntersuchungen können hier nur einige besonders illustrative Beispiele gegeben werden, an denen sich zeigen läßt, welche Forderungen eine streng wissenschaftliche Typologie der Körperformen und der menschlichen Charakterunterschiede erfüllen müßte; es sei schon hier gesagt, daß es keine Typenlehre gibt, die allen diesen Forderungen in vollkommener Weise genügt. Kretschmer selbst hat zu der Kritik an seinem System ausführlich Stellung genommen und eine „Theorie des Typus“ aufgestellt, über die die Diskussion noch nicht abgeschlossen ist (Kretschmer 1955).

Die Existenz der drei Körperbau-Typen wurde mit der Behauptung angefochten, daß sie in erster Linie auf Grund des „allgemeinen Eindrucks“, d. h. durch bloßes „Anschauen“, gewonnen worden seien; der einzig verlässliche Weg bestünde jedoch in der exakten Messung der einzelnen Körperregionen nach den Methoden, die von der Anthropologie zu diesem Zweck entwickelt wurden. Mit Hilfe dieser Methoden kann man nicht nur die einzelnen Körpermaße — Größe, Gewicht, Brustumfang, Handlänge usw. — genau feststellen, sondern auch die gewonnenen Zahlenwerte in verschiedenen „Indizes“ verrechnen, so daß man auch Merkmals-Komplexe in einer einzigen Zahl ausdrücken kann (z. B. die „Körperfülle“

durch den Pignet-Index: Körpergröße minus Summe von Brustumfang und Gewicht). Einen Index, der alle Körpermaße enthält, gibt es noch nicht.

Kretschmer hat seine Typen nicht nur nach dem optischen Eindruck beschrieben, wobei ein sehr ausführliches, alle Körperbereiche umfassendes Beobachtungsschema benützt wurde, sondern auch immer die Körpermaße mitbenützt und sie ebenfalls in ein Maß-Schema eingetragen; daraus wurden für jeden seiner Typen Mittelwerte errechnet, die er für die 10 wichtigsten Körpermaße (getrennt nach Männern und Frauen) anführt. Er betont jedoch, daß manche Merkmale (z. B. Haut- oder Haarfarbe, Muskelzustand, Haardichte usw.) mit Hilfe von Messungen nicht erfaßt werden können und daß manche Feinheiten der Proportionen, d. h. des Verhältnisses der einzelnen Körpergegenden zueinander, optisch-beschreibend klarer dargestellt werden können als durch das Maß; „das Bandmaß sieht nichts“. Im übrigen wurden die charakteristischen Unterschiede zwischen den Typen nicht nur in einzelnen Körpermaßen, sondern auch in Merkmalskomplexen durch die Berechnung von Indizes bestätigt, z. B. durch den oben erwähnten Pignet-Index für die Körperfülle, aber auch durch mehrere andere (Henckel 1925, Rohden-Grünler 1926).

Daß der optische Eindruck ausreicht, um brauchbare Unterscheidungen nach Körperbau-Typen durchzuführen, und daß sich diese Unterscheidungen mit Meßresultaten weitgehend bestätigen lassen, hat eine große amerikanische Untersuchung bewiesen, die aus einer scharfen Kritik der Typologie Kretschmers hervorging; sie stammt von William H. Sheldon und seinen Mitarbeitern. Von 4000 Studenten im Alter von 18 Jahren wurden je drei Photos (frontal, seitlich, von hinten; nackt und immer in gleicher Stellung) hergestellt. Die 12.000 Photos wurden dann von zwei unabhängig voneinander arbeitenden Personen nach Körperähnlichkeit, also nach dem „allgemeinen optischen Eindruck“ geordnet, wobei sich von selbst drei Hauptgruppen — und nur drei — ergaben, die den drei Körperbautypen Kretschmers nahezu vollkommen entsprechen. Dann wurden an den Photos mit Nadeln 17 Körpermaße (z. B. Gesichtsbreite, Halsdicke, Rumpfbreite, Oberschenkel-dicke usw.) abgesteckt und gemessen; die einzelnen Maße wurden mit Hilfe von elektronischen Rechenmaschinen in 18 verschiedene Körperbau-Indizes verrechnet, wobei sich — im

großen und ganzen — die Existenz der optisch gewonnenen drei Haupttypen bestätigte. Für diese Typen führte Sheldon — auf Grund einer entwicklungsbiologischen Theorie, auf die hier nicht eingegangen werden kann — neue Namen ein: endomorph (starke Entwicklung der Verdauungsorgane bei schwachen Knochen und Muskeln), mesomorph (starke Knochen- und Muskelentwicklung, harter, fester Körper, dicke Haut); „Das wichtigste Kennzeichen der Mesomorphie ist Geradheit und Festigkeit der Struktur, wie das der Endomorphie Weichheit und Rundheit ist;“ ektomorph („Der Ektomorphe hat lange, dünne Knochen, Extremitäten mit gering entwickelten Muskeln und feinen ‚Pfeifenröhrl‘-Knochen.“)

Eine zahlenmäßige Darstellung des individuellen Körperbaues erreichte Sheldon auf folgende Weise: der Körper wird in 5 Regionen eingeteilt (1. Kopf und Hals, 2. Rumpf, 3. Arme und Hände, 4. Bauch, 5. Beine und Füße); jede dieser Regionen wird nach dem Grad ihrer pyknischen, athletischen und leptosomen Merkmale geschätzt, wobei 7 Gradstufen zur Verfügung stehen (7 ist der höchste Grad). Es ergeben sich somit für jede Körperregion 3 Schätzungen (z. B. Kopf und Hals: pyknisch 5 Grade, athletisch 2, leptosom 3); addiert man die 3 Schätzungen aller fünf Körperregionen in der Reihenfolge pyknisch, athletisch, leptosom, so erhält man drei Summen, die man durch 5 zu teilen hat, um einen Mittelwert zu bekommen (dessen Dezimalstellen auf die ganze Zahl auf- oder abgerundet werden). Die drei Ziffern, die man mit dieser Methode erhält, stellen eine körperbauliche Charakteristik dar; extrem pyknisch wäre 711, athletisch 171, leptosom 117.

Leider ist die psychologische Ergänzung von Sheldons Körperbauuntersuchungen noch recht dürftig. An 200 jungen Männern wurden auf Grund persönlicher Bekanntschaft und psychoanalytischer Interviews Persönlichkeitsmerkmale festgestellt und zum Körperbau in Beziehung gesetzt. Sehr dürftig ist auch die Beschreibung der drei Typen, die Sheldon dabei fand und mit neuen Namen bezeichnete: „Viszerotone“ (Hang zu Bequemlichkeit und Lebensgenuß, realistisch und sozial eingestellt, gemütlich, entspannt sich leicht, sehr auf eigene Wohlfahrt bedacht), „Somatotone“ (Dominanz von Kraft- und Machtstreben, energisch und aktiv); „Zerebrotone“ (zurückhaltend, gehemmt, bleibt gerne im Hintergrund, überempfindlich, unterdrückt körperliche Ausdruckserscheinungen

des Gefühlslebens). Man sieht schon aus diesen spärlichen Angaben, daß dabei entscheidende Merkmale der Kretschmerschen Typen vorkommen; und ebenso entspricht der Typologie Kretschmers die Zuordnung, die Sheldon zwischen Körperbau und psychischen Merkmalen fand: endomorph-viszeroton, mesomorph-somatoton und ektomorph-zerebroton. So ergab sich aus der Untersuchung Sheldons trotz ihrer sehr kritischen Einstellung zur Lehre Kretschmers zum mindesten eine Bestätigung der drei Körperbau-Typen.

Einen zweiten Angriffspunkt bildete die von Kretschmer behauptete Beziehung zwischen Körperbau und Geisteskrankheit. Es wurde eingewendet, daß die statistische Beweisführung nicht ausreiche, weil keine Berechnung der „Signifikanz“ durchgeführt worden sei; d. h. es sei nicht festgestellt worden, ob das gleichzeitige Vorkommen von Leptosom-Schizophren und Pyknisch-Manisch-depressiv die Möglichkeit eines zufälligen Zusammentreffens in genügend hohem Grade überschreite. Peter Hofstätter hat an den Zahlenwerten von Westphal (s. S. 24) eine solche Signifikanz-Berechnung mit den üblichen statistischen Methoden durchgeführt; es ergaben sich so hohe Zufalls-Überschreitungen, daß die Annahme, es bestehe keine Beziehung zwischen Leptosom-Schizophren und Pyknisch-Zirkulär „mit größter Bestimmtheit“ abgelehnt werden kann (Hofstätter 1954).

Zu einer Bestätigung der Kretschmerschen Feststellungen an Geisteskranken führte eine amerikanische Kontrolluntersuchung von E. M. Burchard, jedoch nur, wenn der Körperbau der dabei verwendeten 125 Schizophrenen und 125 Manisch-Depressiven nach dem optischen Eindruck beurteilt wurde (unter den Manisch-Depressiven ergaben sich dabei 63,2% Pykniker und 28,0% Leptosome); wurden anthropologische Indizes benützt, so verwischten sich die Unterschiede vollständig. Da es dabei — wie oben ausgeführt — sehr auf die Art der verwendeten Indizes ankommt, sind solche Widersprüche zwischen dem bloß beschreibenden und dem messenden Verfahren kein Gegenbeweis.

Der dritte Angriffspunkt — und zweifellos die schwächste Stelle der Typologie Kretschmers — ist die Übertragung der Zuordnung Körperbau-Charakter auf die gesunden Menschen. Ein statistisch einwandfreier Nachweis ist für die Existenz des schizothymen und zykllothymen Charaktertypus sehr schwer zu führen. Man müßte dazu eine Methode zur Verfügung

haben, die sichere Diagnosen von Persönlichkeitsmerkmalen ermöglicht; und die Ergebnisse dieser Diagnosen müßten mit genauen Körperbau-Beschreibungen oder noch besser mit umfassenden anthropologischen Messungen korreliert werden. Die gegenwärtig verfügbaren Persönlichkeits-Tests — von denen später ausführlich berichtet wird — sind zur Feststellung von Zyklothymie und Schizothymie nur in engen Grenzen brauchbar, weil sie höchstens Hinweise zu liefern imstande sind. Kretschmers eigenes Vorgehen — er hat 150 Personen, die ihm „durch persönlichen Umgang in ihrem körperlichen und psychischen Habitus genau bekannt“ waren, nach Körperbau und Temperament zugeordnet — war als erster informativer Probeversuch zweifellos sehr wertvoll; er entspricht aber an Genauigkeit der Persönlichkeits-Erfassung keineswegs den Anforderungen, die an eine wissenschaftliche Beweisführung zu stellen sind. Dasselbe gilt von Sheldons Zuordnungen, bei denen die Persönlichkeit in erster Linie auf Grund von psychoanalytischen Interviews beschrieben wurde.

Die bisher in Amerika durchgeführten Korrelations-Untersuchungen mit Hilfe von Körperbau-Indizes und Persönlichkeits-Tests waren durchwegs negativ. Klineberg und seine Mitarbeiter haben aus einer großen Gruppe von Studenten und Studentinnen auf Grund des Pignet-Index je 50 Männer und je 57 Mädchen als leptosom bzw. pyknisch diagnostiziert und alle mit Persönlichkeits-Tests (Bernreuter-Inventory, Allport-Vernon-Werhaltungstest usw.) untersucht; es ergaben sich keinerlei signifikante Korrelationen zwischen Körperbau und Testresultaten. Es ist eine offene und vorläufig unbeantwortbare Frage, ob diesen Resultaten entscheidendes Gewicht beizumessen ist oder ob sie auf die Unzulänglichkeit der verwendeten Tests zurückzuführen sind.

Eine einigermaßen verlässliche Kontrolle der Körperbau-Charakter-Beziehungen bei den gesunden Durchschnittsmenschen gibt es, sofern man dabei an den ganzen Komplex charakteristischer schizo- und zyklotyper Merkmale denkt, gegenwärtig in wissenschaftlich-statistischer Form noch nicht; außer man läßt die Tatsache als Beweis gelten, daß fast jeder Mensch in seiner persönlichen Umgebung schizothyme Leptosome und zyklotyme Pykniker kennt, wobei besonders die letzteren nicht selten das ganze Inventar des zyklotyphen Temperamentes aufweisen und dadurch die Existenz dieses

Typus und seines Körperbaus unmittelbar und eindrucksvoll demonstrieren. Eine einwandfreie wissenschaftliche Erfassung des ganzen Merkmals-Komplexes der beiden Kretschmerschen Typen ist mit Hilfe der gegenwärtig verfügbaren Testmethoden nicht zu gewinnen; hingegen ist die Feststellung von einzelnen Persönlichkeitsmerkmalen wenigstens in beschränktem Rahmen durchführbar. Zu diesem Zwecke stehen die Methoden zur Verfügung, welche die experimentelle Psychologie zur Untersuchung der seelischen Vorgänge ausgebildet hat. Die Anwendung dieser Methoden auf die Typenlehre hat ein neues, in den letzten Jahrzehnten vielbearbeitetes Gebiet experimental-psychologischer Tätigkeit eröffnet und schon in kurzer Zeit zu Resultaten geführt, die nicht nur die Kretschmersche Typenlehre in wesentlichen Punkten ergänzten, sondern auch zur Grundlage neuer, rein experimentell fundierter Typensysteme gemacht wurden. Vor allem ergab sich dabei eine, allerdings noch sehr fragmentarische Charakteristik der Persönlichkeit des athletischen Typus.

Zu den ersten Untersuchungen der experimentellen Typologie gehören die von M u n z, K i b l e r, E n k e u. a. in der Klinik K r e t s c h m e r s ausgeführten Versuchsreihen. Sehr bald folgten Arbeiten aus anderen Instituten — vor allem aus denjenigen von O. K r o h in Tübingen und von N. A c h in Göttingen —, die zwar von selbständigen Fragestellungen ausgingen und eigene Untersuchungsmethoden ausbildeten, ihre Resultate aber auch zur K r e t s c h m e r s c h e n Typenlehre in Beziehung brachten. Ebenfalls experimentell fundiert ist die Typologie von E. R. J a e n s c h, von der ihr Begründer erklärte, daß sie nach ganz anderen Gesichtspunkten orientiert ist und zum System K r e t s c h m e r s in vieler Hinsicht „in entschiedenem Gegensatz“ steht.

Um die Ordnung und Übersichtlichkeit der Darstellung nicht zu beeinträchtigen, wird im folgenden zuerst über die wichtigeren Einzelergebnisse, die zur K r e t s c h m e r s c h e n Typenlehre in Beziehung stehen, zusammenfassend berichtet. Dabei mußte darauf verzichtet werden, jede einzelne Untersuchung kritisch zu besprechen; gegen viele von ihnen lassen sich methodische Einwände erheben (die Zahl der untersuchten Personen ist manchmal sehr klein, die Typenbestimmung oft anfechtbar, die statistische Auswertung mangelhaft, außerdem wurden Faktoren wie Alter oder Intelligenz meist nicht berücksichtigt). Der Wert der berichteten Resultate schwankt

daher in weiten Grenzen. Im folgenden soll an einigen Beispielen gezeigt werden, auf welche Weise experimentelle Feststellungen von einzelnen Persönlichkeitsmerkmalen überhaupt durchführbar sind und welche Art von Merkmalen mit diesen Methoden erfaßt werden kann.

Experimentalpsychologische Ergänzungen zur Lehre Kretschmers

Das psychomotorische Tempo

Besonders charakteristisch für einen Menschen ist die Art und Weise, in welcher er sich bewegt. Sein Gang, seine Gesten, sein Mienenspiel, die Art seiner Gesamtbewegung beim Betreten eines Zimmers oder beim Ergreifen eines Gegenstandes sind ebenso „typisch“ für ihn wie sein Händedruck oder das Tempo seines Sprechens. Der Grund für die besonders große Ausdrucksbedeutung der motorischen Funktionen dürfte in dem Umstand zu suchen sein, daß in der Bewegungsweise des Menschen das Zusammenspiel der entsprechenden Gehirnzentren am unmittelbarsten zur Auswirkung gelangt.

Die Untersuchung der menschlichen Motorik ist von sehr einfachen Experimenten ausgegangen. In der Klinik Kretschmers hat als erster van der Horst und bald nach ihm Kibler das „psychomotorische Tempo“, d. i. die Art „des Rhythmus, mit dem eine Persönlichkeit eine gewollte Bewegung in der ihr angenehmsten, am meisten adäquaten Form ausübt“, untersucht. Enke hat später die Ergebnisse an einem größeren Material überprüft. Die einfachste Versuchsanordnung bei diesen Experimenten bestand darin, daß die Versuchsperson aufgefordert wurde, mit einem Metallstift, den sie in der rechten Hand hält, in dem ihr angenehmsten Tempo auf eine Platte zu klopfen. Die folgende Tabelle zeigt die Ergebnisse:

Durchschnittszahl des Klopfens in 10 Sekunden

	Pykniker	Leptosome	Athletiker
van der Horst (48 Versuchspersonen)	12,0	27,0	—
Kibler (43 Versuchspersonen)	11,7	16,4	—
Enke (239 Versuchspersonen)	12,8	28,1	22,8

Fritz Schroedersecker hat bei wiederholten Untersuchungen des psychomotorischen Tempos in längeren Zeitabständen — Klopfversuche durch 30 Sekunden mit 65 Personen

in Abständen von 3 Monaten zweimal wiederholt — eine sehr hohe Konstanz gefunden: die durchschnittliche Differenz betrug zwischen der 1. und 2. Untersuchung 6,4, zwischen der 2. und 3. nur 2,4 „Klopfer“. Noch kleiner waren die Differenzen bei einem Versuch, bei welchem den Versuchspersonen verschiedene Tempi eines Metronoms (eines Gerätes, das in beliebig variierbarem Tempo tickt) mit dem Auftrag vorgeführt wurden, das ihnen angenehmste Tempo herauszufinden; die durchschnittliche Abweichung zwischen der 1. und 2. Darbietung war 2,7, zwischen der 2. und 3. 1,6.

Eine weitere Versuchsreihe wurde von Enke mit Hilfe des Ergographen durchgeführt, einem Apparat, an welchem die Versuchsperson ein Gewicht in die Höhe zu ziehen hat, wobei die Größe der einzelnen Züge durch eine Schreibvorrichtung registriert wird. Aus den Größenschwankungen der Einzelzüge ließ sich feststellen, daß die Leptosomen gleichmäßiger und exakter arbeiten als die Pykniker. Wird das Tempo des Ziehens durch ein Metronom vorgegeben, so fügen sich — wie dies schon früher Liepmann am Klopfest gezeigt hatte — die Pykniker dem Fremdtempo viel leichter als die Leptosomen. Wird an den Ergographen ein sehr schweres Gewicht gehängt, so daß das Hochziehen bedeutende Kraftleistungen erfordert, so ergibt sich, daß die Pykniker mehr allmählich, die Leptosomen, die auch das schnellere Arbeitstempo aufweisen, eher plötzlich ermüden.

Die Feinmotorik wurde von Enke mit dem Tremometer untersucht, einer Vorrichtung, bei welcher die Versuchsperson den Umrissen einer in Metall ausgestanzten Figur mit einem Metallstift nachfahren muß, ohne die Ränder zu berühren; jede Berührung, also jeder Fehler, wird durch ein elektrisches Zählwerk registriert. Bei diesem Experiment schnitten die Athletiker mit einer durchschnittlichen Fehlerzahl von 42,7 bei einem Zeitaufwand von 54,7 Sekunden gegenüber den Pyknikern mit 34,4 Fehlern in 39 Sekunden und den Leptosomen mit 26,7 Fehlern in 35,6 Sekunden am schlechtesten ab.

Am geschicktesten in feinen Handbewegungen sind also die Leptosomen, obwohl bei ihnen im allgemeinen das Handzittern besonders häufig auftritt; sie zittern aber in so feinen Ausschlägen, daß es dadurch noch nicht zu Fehlern in der Arbeit kommt. Enke deutet diesen „feinschlägigen Tremor“

als Ausdruck einer starken inneren Spannung; darüber ist noch später zu sprechen.

Wahrnehmung und Aufmerksamkeit

Mit Hilfe des psychologischen Experimentes ist es auch gelungen, einige typologisch bedingte Unterschiede in der Wahrnehmung, im Vorstellen und in der Auffassungsweise festzustellen.

Die erste dieser Untersuchungen wurde von R. Scholl mit einer Versuchsanordnung durchgeführt, bei welcher die Versuchspersonen den Auftrag hatten, aus verschiedenen Figuren, die in verschiedenen Farben dargeboten wurden, eine bestimmte, vorher gezeigte Figur herauszufinden. Der Versuch verlief so, daß der Versuchsperson zunächst eine bestimmte Figur, z. B. ein Trapez, von bestimmter Farbe und Größe 10 Sekunden lang gezeigt wurde; 10 Sekunden später wurde der Versuchsperson mittels eines Projektionsapparates eine Figurengruppe von 8 bis 16 verschiedenen Einzelfiguren dargeboten, jedoch nur 2 Zehntelsekunden lang; in dieser Figurengruppe befand sich auch die vorher gezeigte Figur, jedoch in einer anderen Farbe, sowie die Farbe der vorher gezeigten Figur, jedoch bei einer anderen Form. Die Versuchsperson erhielt die Anweisung, sich bei der Darbietung der ersten Figur diese gut einzuprägen, damit sie sie später bei der Darbietung der Figurengruppe wiederfinden könne. Auf diese Weise ließ sich feststellen, wovon eine Versuchsperson den stärkeren Eindruck erhielt: von der Form oder von der Farbe. Wird bei der Darbietung der Figurengruppe die Form trotz der anderen Farbe herausgefunden, so spricht man von Formreaktion, wird nur die Farbe wiedergefunden, von Farbreaktion; dementsprechend nennt man eine Versuchsperson, die sich mehr von der Form angezogen fühlt und sie deshalb leichter wiederfindet als die Farbe, Formseher, eine Versuchsperson, die sich von der Farbe angezogen fühlt, Farbseher (Scholl 1927).

Nach Durchführung solcher Experimente untersuchte Scholl seine Versuchspersonen auf ihre Zugehörigkeit zu den Kretschmerschen Typen, jedoch nicht auf Grund von körperbaulichen Feststellungen, sondern mit Hilfe der Selbstdiagnose: es wurden die Haupteigenschaften des zylothymen und schizothymen Temperamentes in Frageform dargestellt, so daß man die Versuchspersonen nach der

Beantwortung dieser Fragen im Sinne der Kretschmerschen Typologie einteilen konnte. Eine andere Art der Selbstdiagnose war schon vor Scholl von van der Horst und Kibler in der Weise verwendet worden, daß die Hauptmerkmale der zyklotyphen und schizotyphen Persönlichkeiten in zwei Listen zusammengestellt und die Versuchspersonen um Angaben gebeten wurden, „zu welcher Liste sie sich vorwiegend rechnen“. Eine Kontrolluntersuchung durch Feststellung des Körperbaues bestätigte die Brauchbarkeit dieser Methode; das Resultat zeigt folgende Tabelle:

Von 77 Versuchspersonen (36 Pykniker, 41 Leptosome) diagnostizierten sich als:

	Zyklothym	Gemischt oder unbestimmt	Schizothym
Pykniker	94,4 %	2,8 %	2,8 %
Leptosome	12,2 %	17,1 %	70,7 %

In einer Kontrolluntersuchung von K. Neweklow sky durch wiederholte Befragung ergab sich allerdings, daß von den 18 Schollschen Fragen nur 12 genügend „stabil“ sind.

Überhaupt sind Methoden, bei denen die untersuchten Personen über ihre eigenen Charaktereigenschaften Auskunft geben sollen, sehr fragwürdig, weil man sich selbst gegenüber niemals objektiv ist und weil es dabei überdies notwendig ist, Vergleiche mit anderen Menschen oder mit dem „Durchschnitt“ zu ziehen, was ebenfalls fast immer zu Fehlern führt. Experimente über die Verlässlichkeit solcher Selbstbeurteilungen werden später besprochen.

Nachdem Scholl seine Versuchspersonen sowohl mit den van-der-Horst-Kiblerschen Eigenschaftslisten wie mit seinem Fragebogen nach dem Kretschmerschen Typensystem klassifiziert hatte, stellte er seine Resultate hinsichtlich der Form-Farb-Beachtung denjenigen der Selbstdiagnose gegenüber und kam zu folgendem Ergebnis:

Es diagnostizierten sich von den 30 Versuchspersonen als:

	Schizothym	Schizothym- zyklothym	Zyklothym- schizothym	Zyklothym
Formseher	5	2	1	—
Form-Farb-Seher	1	4	—	1
Farb-Form-Seher	—	1	5	—
Farbseher	—	1	1	8

(In dieser Tabelle bedeutet „schizothym-zyklothym“ bzw. „zyklothym-schizothym“, daß bei der Selbstdiagnose das schizothyme bzw. zyklotyme Moment merklich überwog; ebenso verhält es sich mit „Form-Farb-Seher“ bzw. „Farb-Form-Seher“.)

Enke hat in Zusammenarbeit mit Kretschmer dieses Resultat an 184 Versuchspersonen auf Grund körperbaulicher Untersuchungen mit einer anderen Versuchsanordnung — es wurden verschiedenfarbige Silben durch ganz kurze Zeiten dargeboten und das Zahlenverhältnis der Farb- und Buchstabenantworten festgestellt — nachgeprüft und bestätigt. Dasselbe Resultat hatte eine weitere, besonders genau mit einigen Modifikationen der Scholl'schen Anordnung durchgeführte Untersuchung von A. Lutz an 30 Versuchspersonen. Das Gesamtergebnis dieser experimentellen Arbeiten besagt also, daß sich der schizothyme Mensch mehr von der Form, der zykllothyme Mensch mehr von der Farbe angezogen fühlt.

Die erwähnte Arbeit von Lutz verfolgte aber noch einen weiteren Zweck. Van der Horst hatte mit gesunden und kranken Versuchspersonen folgendes Experiment angestellt: es wurde der Versuchsperson eine Gruppe von 5 bis 9 großen lateinischen Buchstaben, die so angeordnet waren, daß sie nie ein Wort bildeten, durch eine Fünfzehntelsekunde dargeboten und nach Durchführung dieser Experimente an 24 Leptosomen und 21 Pyknikern festgestellt, wie viele Buchstaben im Durchschnitt jeder von ihnen auffassen konnte. Es zeigte sich, daß der Auffassungsumfang der Zykllothymen größer ist als derjenige der Schizothymen. Die Arbeit von Lutz brachte dasselbe Resultat, wobei sich die Personen mit einem engen Auffassungsumfang als Form-Beachter, diejenigen mit weitem Umfang als Farb-Beachter erwiesen.

Der enge Aufmerksamkeits-Umfang der Schizothymen und der weite Umfang der Zykllothymen sollte in einer Untersuchung von Vollmer noch zu der Auffassungsweise — mehr ganzheitlich oder mehr das Einzelne erfassend — in Beziehung gesetzt werden. Die Zahl der Versuchspersonen (14) war jedoch viel zu klein, um gesicherte Ergebnisse zu erzielen; die Feststellungen Vollmers sind daher höchstens als Hinweise zu werten. Hinsichtlich des Aufmerksamkeits-Umfanges wurden die früheren Untersuchungen bestätigt. Bei den Schizothymen ließ sich außerdem eine Neigung zur Begrenzung des Gebotenen und Nichtbeachtung alles außerhalb dieser Grenze Liegenden feststellen, während die Zykllothymen trachteten, möglichst alles aufzufassen und keinerlei Abgrenzungen vornahmen. Auch mit dem sog. Bourdon-

Test, bei welchem die Versuchsperson in bestimmter Zeit aus einer großen Menge wirr durcheinandergewürfelter Buchstaben bestimmte auszustreichen hat (Abb. 14), wurden Versuche durchgeführt, wobei sich ergab, daß die Zyκλο-

n i e r e g n u j e p p a l r e d h c i
 d g a j l e g o v d n a f e b ß e i t s
 l e k n i w f p u l h c s s e n i e n e
 t a r t m e d n e g n u j b e i l b s t
 n i e s r h e w e g f u a s a d r e i t
 n e t h c a r b s e h c u a r e i v e s
 n e d n e r ä b n e g e l u z m u s a d
 f u a n e d n e h c i l k ü l g n u n e
 e t z t e l n h i r h e s r e w h c s ß
 m e n i e n e t l l ü f r e b ü g u z f
 e t h c u s r e v n i e r e g n u j n n
 n e g h c i l h c ä s t a t r a w n e b
 n n a m h c o n n i e z t a l p i e r f
 m e s e i d g i t l ä f g r o s t e t ü

Abb. 14. Ein Stück aus einem Bourdon-Durchstreich-Test.

thy men quantitativ ausgezeichnete, qualitativ aber schlechte, oberflächliche Leistungen lieferten, während die Schizothymen quantitativ schlecht, dagegen qualitativ sehr gut abschnitten, ein Resultat, das uns nach dem Vorhergesagten nicht wundert. Eine sehr genaue Überprüfung der Vollmerschen Versuche durch Sterzinger und Reiter ergab die Wahrscheinlichkeit des Bestehens der dargestellten Zusammenhänge zwischen Aufmerksamkeitsumfang und den Kretschmerschen Typen; hinsichtlich der Aufmerksamkeitsverteilung, also bezüglich

der mehr abgrenzenden oder mehr ganzheitlichen Auffassung, konnte ein solcher Zusammenhang jedoch nicht nachgewiesen werden.

Aus der amerikanischen Forschung liegen zu diesem Thema zwei Arbeiten vor, die beide als methodisch einwandfrei bezeichnet werden müssen; sie kamen aber zu widersprechenden Ergebnissen. Die ältere dieser Untersuchungen wurde von Mohr und Gundlach an 89 „reinen“ Typen (19 Leptosome, 26 Athletiker, 44 Pykniker) durchgeführt, die aus 600 Strafgefangenen auf Grund von Körpermessungen herausgesucht worden waren. Im Bourdon-Test zeigten die Pykniker sehr signifikant schlechtere Leistungen als die zwei anderen Typen (sie arbeiteten langsamer und machten mehr Fehler). In einem zweiten Experiment, das ebenfalls die Aufmerksamkeitsleistung prüft (von 10 kreisförmig angeordneten Lampen leuchten einzelne nacheinander auf — es ist anzugeben, welche aufleuchteten und in welcher Reihenfolge) waren die Leistungen der Pykniker sehr signifikant schlechter als die der Athletiker (1927). Im Widerspruch zu diesen Resultaten, die mit den deutschen, methodisch meist nicht so sorgfältigen Untersuchungen weitgehend übereinstimmen, stehen die Ergebnisse von Klineberg, Asch und Block, die aus 115 jüdischen, 20jährigen Studenten auf Grund von Körpermaßen 56 relativ reine Pykniker und 59 Leptosome herausuchten und sie mit verschiedenen Tests untersuchten. Im Bourdon-Test und in einem zweiten Versuch zur Feststellung des Aufmerksamkeitsumfanges ergaben sich zwischen Pyknikern und Leptosomen keinerlei statistisch verlässliche Unterschiede (1934).

In neuerer Zeit wurde das Thema „Typus und Aufmerksamkeit“ in Deutschland von Süllwold im Rahmen von denkpsychologischen Untersuchungen noch einmal aufgegriffen. Von 100 Studenten wurden auf Grund des Schollischen Fragebogens (nach Ausscheidung der von Newkloowsky als unverlässlich festgestellten Fragen, S. 54) je 25 mit den meisten zyklotyphen bzw. schizotyphen Antworten ausgewählt; sowohl im Bourdon-Test wie in einem zweiten Aufmerksamkeits-Versuch — auf einer Tafel wurden wirt durcheinandergewürfelte Ziffern und Buchstaben gezeigt, es war möglichst schnell herauszufinden, welche Ziffer und welcher Buchstabe mehrmals vorhanden war, dann noch, wie oft er sich auf der Tafel findet — ergab sich eine volle Bestätigung

(Signifikanz an 2%-Grenze) der früheren Resultate: der Aufmerksamkeitsumfang der Zyklothymen ist weiter als derjenige der Schizothymen (Süllwold 1954).

Assoziation und Perseveration

In der allgemeinen Psychologie versteht man unter „Assoziation“ die Tatsache, daß ein Erlebnisinhalt, der einmal mit einem anderen zugleich oder auf ihn folgend bewußt war, die Tendenz besitzt, wieder bewußt zu werden, wenn der andere, mit ihm früher bewußt gewesene auftritt. Dies gilt von Gedanken, Vorstellungen, Gefühlen, Wahrnehmungsinhalten usw. Unter „Perseveration“ hingegen versteht man die Tendenz einer Vorstellung, „von selbst“ immer wieder in das Bewußtsein zu treten, ohne daß sie mit einem anderen Erlebnisinhalt verbunden wäre und durch dessen Bewußtwerden geweckt würde. Schon bei den Gedächtnisuntersuchungen von Müller und Pilzecker, dann bei den denkpsychologischen Experimenten Külpes, schließlich bei den Willensuntersuchungen von Ach hatte sich herausgestellt, daß große individuelle Unterschiede zwischen den Menschen insofern bestehen, als bei den einen die Assoziationstendenzen, bei anderen die Perseverationstendenzen stärker sind, eine Tatsache, die in ihrer Bedeutung für die Denkweise eines Menschen von größter Bedeutung ist: ist nämlich die Assoziationstendenz stark, so erweckt jeder Sinneseindruck, jeder Gedanke, jedes Gefühl sogleich Anklänge an früher Erlebtes, es treten Erinnerungen und andere Erlebnisse auf, die ihrerseits wieder assoziativ wirken und auf diese Weise ein reiches und flüssiges, vielseitiges, ständig wechselndes Gedankenspiel hervorbringen. Ist hingegen die Perseverationstendenz stark, so hat ein einmal aufgetretenes Erleben eine starke Nachwirkung, die sich darin äußert, daß spätere Erlebnisse nicht mehr recht zur Geltung kommen, daß das Bewußtsein von dem, was gerade in ihm vorgegangen ist, erfüllt bleibt und neu auftretende Reize wenig Einfluß haben. So ergeben sich nach dem Vorwiegen der Assoziations- oder Perseverationstendenzen, wie Külpe schon vor aller Typenforschung ausgesprochen hat, zwei Menschenarten, von denen die eine durch fließenden, leichten Erlebnisablauf und rasches Abschweifen vom einen zum anderen, die andere durch zähen Erlebnis-

ablauf mit langem Nachwirken der Einzelerlebnisse und Festhalten an ihnen charakteristisch ist; K ü l p e hat schon im Jahre 1922 die erste Art als den Typus der Äußerlichkeit und Oberflächlichkeit, die zweite als denjenigen der Innerlichkeit und Gründlichkeit charakterisiert.

In einem einfachen Assoziationsexperiment — auf ein gebotenes Wort mußte mit den nächst einfallenden Worten reagiert werden — fand v a n d e r H o r s t an 45 Personen, die nach Körpermaßen in Pykniker und Leptosomen eingeteilt worden waren, große Unterschiede in der Zahl der Wiederholungen gleicher Reaktionswörter; sie waren bei den Leptosomen viel häufiger als bei den Pyknikern. Daraus ergab sich die Vermutung, daß der Vorstellungsablauf der Zyklotymen reicher und flüssiger sei als derjenige der Schizotymen, die offenbar stärkeren Perseverationstendenzen unterlagen. Zur Kontrolle dieser Annahme führte H. J. E y s e n c k in London eine Versuchsreihe an 100 Geisteskranken und 100 Gesunden mit dem „SZ-Test“ durch; dieser von S t e p h e n s o n stammende Test besteht darin, daß die Versuchsperson zuerst eine bestimmte Zeit immer „S“, dann ebenso lange immer „Z“ schreiben muß, worauf dann „SZSZSZ...“ zu schreiben ist. Bei starker Perseveration bereitet angeblich das fortlaufende Schreiben von SZ Schwierigkeiten, weil man sich ständig von S auf Z umstellen müsse, so daß perseverative Menschen schlechtere Leistungen liefern müßten als assoziative; dagegen läßt sich allerdings einwenden, daß nicht unbedingt S oder Z als Einzelbuchstaben perseverieren müssen, sondern daß auch die ganze Gruppe SZ perseverieren könne, wodurch es zu besseren Leistungen komme. Als zweiter Test wurde die Aufgabe verwendet, ein Wort zuerst normal und dann verkehrt zu schreiben (wobei sicher die Intelligenz eine große Rolle spielt). Eysenck fand im S t e p h e n s o n - Test keinen Unterschied zwischen Normalen, Schizophrenen und Manisch-Depressiven; im Wortumkehr-Test hatten die Manisch-Depressiven die schlechtesten Leistungen, was für hohe Perseveration sprechen soll (1952).

Ein neues, verlässlicheres Verfahren zur Feststellung des Perseverationsgrades wurde von E. M i t t e n e c k e r in Wien entwickelt; es besteht im Prinzip in der Zählung der Wiederholungen von Wörtern und Wortteilen und der zwischen den Wiederholungen bestehenden Abstände (die genauere Methodik wird später im Rahmen der Stilanalyse dargestellt). An

sprachlichen Produktionen von Schizophrenen und Manisch-Depressiven und von Dichtern und Schriftstellern ergab sich eindeutig, daß die Schizophrenen und Schizothymen eine stärkere Perseverationstendenz aufwiesen als die übrigen; das gleiche Ergebnis zeigte sich bei 56 gesunden Versuchspersonen. Diese Resultate sind statistisch gesichert (1953).

Erregbarkeit

Das Gefühlsleben läßt sich mit experimentellen Methoden begrifflicherweise am schwersten untersuchen. Die Gefühle, die man künstlich im Laboratorium erzeugt, haben meist etwas Erzwungenes und Lebensfremdes, denn sie stehen unter dem Einfluß der „Laboratoriums-Atmosphäre“; außerdem sind sie unpersönlicher und viel schwächer als die im wirklichen Leben auftretenden natürlichen Gefühlserlebnisse. Die schwere begriffliche Faßbarkeit der in allen möglichen Nuancen schillernden Gemütszustände hat dazu geführt, daß die Gefühlspsychologie auch in theoretischer Hinsicht bis heute eines der dunkelsten Gebiete geblieben ist.

Viel leichter als das Gefühlsleben selbst läßt sich die Gefühls-erregbarkeit experimentell untersuchen. Die Entstehung eines Affektes ist von körperlichen Vorgängen begleitet, die man mit geeigneten Apparaten registrieren kann: der Schlag des Herzens, der Rhythmus der Atmung und die Durchblutung der Haut verändern sich im Zustand der Freude, der Angst, des Zornes usw. Als das feinste Mittel zur Untersuchung der affektiven Erregbarkeit gilt der sog. „psychogalvanische Reflex“ (PGR), der darin besteht, daß ein schwacher elektrischer Strom von 1 bis 2 Volt, der durch den Körper geschickt wird, beim Auftreten von Erregungszuständen Schwankungen aufweist, die man mit hochempfindlichen Meßgeräten beobachten und registrieren kann. Die genaueren Ursachen dieser Veränderungen sind noch unbekannt, doch steht fest, daß das Phänomen in engster Beziehung zur Beschaffenheit der Haut steht, deren elektrische Leitfähigkeit von der Schweißsekretion abhängt; da diese Sekretion auf Erregungszustände, wie man ja auch aus der Alltagserfahrung weiß, sehr empfindlich reagiert, wirkt sich jeder Affekt in einer Veränderung der Hautbeschaffenheit und damit immer auch in einer solchen des elektrischen Leitungswiderstandes aus, so daß bald mehr, bald weniger

Strom durch den Körper fließt, was am Galvanometer in entsprechenden Ausschlägen zum Ausdruck kommt.

Die psychogalvanischen Ableitungen, die E n k e und M a l l an 100 Personen — ungefähr je ein Drittel Pykniker, Leptosome und Athletiker — ausführten, zeigten vor allem, daß schon die bloße Versuchssituation eine gewisse Erregung auslöst, die auch noch dann auftritt, wenn der Versuchsperson versichert wird, es werde gar nichts geschehen, sie solle sich nur möglichst ruhig verhalten. Diese „Anfangserregung“ ist bei den Leptosomen am stärksten, bei den Athletikern mittelmäßig und bei den Pyknikern am kleinsten; sie hält bei den Leptosomen am längsten an, während sich die Pykniker und die Athletiker rascher, und zwar nahezu gleich schnell, beruhigen. Hingegen war die Anstiegszeit der Erregung bei den Leptosomen und Pyknikern ungefähr gleich groß — im Durchschnitt 55 bis 56 Sekunden —, bei den Athletikern jedoch größer, nämlich durchschnittlich 62 Sekunden. Dieses Ergebnis scheint mit der früher behaupteten Gefühlskälte der schizothymen Menschen in Widerspruch zu stehen; in Wahrheit ist aber mit diesem Versuch gar nicht die Ansprechbarkeit des Gefühlslebens untersucht, sondern dasjenige, was man gewöhnlich als „Nervosität“ bezeichnet, ein seelischer Spannungszustand, der keine Entladung findet und sich schon bei kleinen Reizen zu Erregungszuständen steigert. Am wenigsten „nervös“ sind nach diesen Versuchen die Athletiker, denn bei ihnen dauert es am längsten, bis die Erregung ihr Maximum erreicht.

Erregungsbeherrschung

Wenn die Schizothymen auch am empfindlichsten reagieren, so sind sie doch in der Beherrschung ihrer Erregungszustände den Zykllothymen überlegen; sie bleiben nach außen kühl und gleichgültig. Dies hat S o n d e r g e l d im Institut von A c h mit folgender Versuchsanordnung nachgewiesen: es wurde vor der Versuchsperson ein Papierstreifen, auf welchem einzelne Worte aufgeschrieben waren, langsam abgerollt, so daß immer nur ein einziges Wort sichtbar wurde; dabei sollten die Buchstaben in dem jeweils erscheinenden Worte nach einem bestimmten, vorher eingelernten Schema umgestellt und die dadurch entstehenden neuen Worte laut genannt werden. Nachdem die Versuchsperson bei langsamem

Laufen des Darbietungsapparates einige richtige Lösungen gegeben hatte, wurde das Tempo der Darbietung immer mehr beschleunigt, so daß es schließlich nicht mehr möglich war, richtige Lösungen zu geben. Jeder Fehler wurde sofort festgestellt; überdies war vor dem Versuch erklärt worden, daß es sich dabei um eine Intelligenzprüfung handle. Es ist klar, daß man bei diesem Versuch nach und nach in Ärger gerät, weil man immer mehr Fehler macht. Während aber die zyklotyphen Versuchspersonen sehr rasch zornig wurden und ihren Ärger in lauten Zwischenrufen zum Ausdruck brachten, blieben die Schizotyphen äußerlich viel ruhiger und gleichmütiger; sie konnten ihren Ärger besser beherrschen und brachten es daher auch zu besseren Leistungen bei der Lösung der Umstellungsaufgaben.

Beziehung zu Gegenständen (Objektion)

Eine Reihe sehr aufschlußreicher Untersuchungen aus dem Institut von N. Ach behandelt die Beziehungen des Menschen zur Gegenstandswelt. Da die Ergebnisse dieser experimentellen Arbeiten ebenfalls die Typenlehre Kretschmers in wichtigen Punkten ergänzen — Ach vertritt dabei die Auffassung, daß zwischen den Typen Kretschmers und den später zu besprechenden (s. S. 83) von Jung nach der psychologischen Seite kein wesentlicher Unterschied bestehe — müssen sie trotz der Eigenart ihrer Fragestellung und ihrer Methodik im Zusammenhang mit der Lehre Kretschmers besprochen werden.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß uns Gegenstände, mit denen wir angenehme Erfahrungen gemacht haben, mit der Zeit irgendwie sympathisch werden, während andere, die uns ärgerten oder mit denen wir in unangenehmen Situationen zu tun hatten, eine negative Gefühlsbetonung erhalten. So kann z. B. ein Kleidungsstück oder irgendein kleiner Gebrauchsgegenstand, eine Uhr oder eine Füllfeder, allmählich eine starke lustbetonte Färbung bekommen; dagegen ist z. B. der Bohrer des Zahnarztes für viele Menschen ein sehr unsympathisches Ding. Solche Verlegungen seelischer Tatbestände auf ein Objekt bezeichnet Ach als Objektion; dabei muß es sich nicht um Gegenstände im strengen Sinne handeln, es können auch Vorstellungsinhalte oder sogar Sachverhalte, z. B. die einzelnen Wochentage — der Montag ist weniger

sympathisch als der Samstag — die Gefühlsfärbung der mit ihnen verbundenen Erlebnisse annehmen. Da sich die Menschen in solchen Übertragungen von Gefühlen auf Gegenstände sehr stark voneinander unterscheiden, kann man von verschiedener Objektionsfähigkeit sprechen; A c h bezeichnet mit diesem Ausdruck „die Eigenschaft eines Menschen, rascher oder langsamer den Prozeß der Objektion zu vollziehen, d. h. innere Erlebnisse, Verhaltensweisen und dergleichen in entsprechender Gestaltung auf die Dinge zu verlegen oder auch eine Umgestaltung solcher Tatbestände, z. B. eine Verschiebung der Objektionsgefühle von der Qualität des Angenehmen in die des Unangenehmen, zu vollziehen“.

Die Objektionsfähigkeit als typologisches Kriterium wurde von Mierke an 20 Knaben untersucht, bei denen die Kenntnis ihres psychologischen Typus durch die Tatsache, daß Mierke 4 Jahre ihr Klassenlehrer war, von Anfang an gegeben war. Die Versuchsanordnung, auf die wegen ihrer Kompliziertheit hier nicht eingegangen werden kann, führte zu Übertragungen von Gefühlsqualitäten auf verschiedenfarbige Stäbchen, mit denen bald angenehme, bald unangenehme Tätigkeiten auszuführen waren. Die ZyklOTHYmen erwiesen sich als bedeutend objektionsfähiger; bei ihnen kam es viel schneller zum „Sympathischwerden“ eines Gegenstandes als bei den SchizOTHYmen, bei denen aber dafür die Gefühlsbetonung stärkere Beharrung zeigte, also nicht so leicht wie bei den ZyklOTHYmen in das Gegenteil zu verändern war. Bei den letzteren vollzogen sich überdies die Objektionsprozesse mehr sprunghaft, während sie sich bei den SchizOTHYmen allmählich und gleichmäßig entwickelten.

A c h sieht in der Objektionsfähigkeit des Menschen auf Grund vieler Versuchsreihen eine seelische Grundveranlagung, aus welcher sich viele Einzelzüge der beiden Haupttypen ableiten lassen; die letzte Ursache der Objektion sieht er im „Entlastungstrieb“ des Menschen, der ihn dazu drängt, „die Ichseite des Bewußtseins zu entlasten, sie in folgedessen freizumachen für andersartige Aufgaben“. Die früher besprochene (s. S. 58) Perseverationstendenz des SchizOTHYmen hemmt die Wirksamkeit des Entlastungstriebes, weshalb er die geringere Objektionsfähigkeit aufweist. A c h bezeichnet ihn daher auch als den „belasteten Menschen“ im Gegensatz zum „entlasteten“ ZyklOTHYmen.

Spannung

Psychische Spannungen lassen sich mit experimentellen Hilfsmitteln nur indirekt feststellen. Man kann auf ihre Größe schließen, indem man Apparate benützt, die anzeigen, wieviel Spannung bei der Durchführung bestimmter Bewegungen aufgewendet wird. Ein solcher Apparat ist die „Schriftwaage“, die der deutsche Psychiater Kraepelin zur Untersuchung des Schriftdruckes konstruieren ließ. Die Schreibfläche, auf welcher das Papier aufgelegt wird, ruht auf Federn, deren Belastung durch die Schreibebeziehung mittels einer Hebelvorrichtung in Kurvenform registriert wird. Enke sammelte 440 Schriftdruckkurven von 220 Personen, deren Konstitutionstypus vorher bestimmt worden war. Es zeigte sich, daß die Druckschwankungen bei Pyknikern und Leptosomen ganz verschieden sind: der Pykniker erreicht hohen Maximaldruck, der aber immer wieder während des Schreibens auf ein tiefes Minimum herabsinkt — er „schwingt aus“; der Leptosome hingegen erreicht fast ebenso hohen Maximaldruck, sinkt aber nicht auf das tiefe Minimum, sondern während des ganzen Schreibverlaufes nur etwa auf das Doppelte des pyknischen Minimalwertes, d. h. der Schriftdruck behält dauernd eine beträchtliche Höhe, während derjenige des Pyknikers ständig in weiten Grenzen auf und ab schwankt und dabei immer wieder fast Null wird. Druckabfall bis zur Nulllinie, also bis zum vollständigen Aufhören des Druckes, fand sich bei 56% der Pykniker und bei nur 12% der Leptosomen bzw. 8% der Athletiker. „Damit dokumentiert sich bei den Pyknikern das freie und weite Auf- und Abschwingen der psychischen Energie, die Entspannungsfähigkeit, die Freiheit von Verkrampfungen, ein Losgelöstsein ihrer motorischen Tätigkeit von affektiven oder willensmäßigen Gegentendenzen in einem beträchtlich hohen Grade.“ Enke und Kretschmer schließen daraus, daß es beim Pykniker immer wieder zu Entspannungen komme, während beim schizothymen Leptosomen eine intrapsychische Dauerspannung bestehe, die nicht zur Lösung gelangt. Die Athletiker verhalten sich ähnlich wie die Leptosomen.

Über die Schrift selbst schreibt Enke: „Bei den Pyknikern finden sich vorwiegend gleichmäßige, abgerundete, weiche Buchstaben, die Leichtigkeit, Ungezwungenheit und Flüssig-

keit des Bewegungsablaufes verraten. Das Schriftbild als Ganzes weist bei ihnen gewöhnlich eine größere Verbundenheit der Worte untereinander sowie gleichmäßigere Wortabstände auf. Bei den schizothymen Körperbaugruppen hingegen sind die Buchstaben im allgemeinen unregelmäßig und ungleichmäßig in Größe und Form, von eckigem und wenig flüssigem Bewegungsablauf. Es findet sich weniger Einheitlichkeit im ganzen Schriftverlauf, Schriftcharakter — abgesehen von stereotypisierten oder stilisierten Handschriften — und die Worte weisen untereinander eine stark ausgesprochene Unverbundenheit auf.“

Fr. Steinwachs hat in neuester Zeit mit einer verbesserten Apparatur an je 30 reinen Vertretern der drei Typen (ausgewählt aus 3000 Studenten) die Druckverhältnisse beim Schreiben untersucht und den Durchschnitt des Minimal- und Maximaldruckes berechnet.

Die folgende Tabelle gibt die Resultate:

Rahmenwerte der konstitutionellen Grundkurven
des Schreibdrucks nach Steinwachs

	Leptosome	Athletiker	Pykniker
Minimaler Anfangsdruck . . .	184,4 g	170,7 g	99,0 g
Maximaler Anfangsdruck . . .	249,8 g	193,8 g	143,4 g
Minimaler Enddruck	199,1 g	223,0 g	113,0 g
Maximaler Enddruck	269,2 g	253,7 g	158,0 g

Leistung

Einen berufspsychologisch wichtigen Unterschied hat Marie Neeb zwischen schizothymen und zylothymen Mädchen gefunden. 305 Berufsschülerinnen (Verkäuferinnen, Schneiderinnen, Friseurinnen usw.) im Alter von 14—18 Jahren wurden nach sehr genau durchgeführten Erhebungen bei den Eltern, den Lehrerinnen, den späteren Arbeitgebern sowie nach den Ergebnissen einer Aussprache auf „vorwiegend zylothym“ und „vorwiegend schizothym“ beurteilt. Die Gegenüberstellung von Typus und den Leistungen in der Schule, im Beruf und bei Intelligenztests zeigte, „daß die Leistungen des zylothymen Temperamentstyps überwiegend durchschnittliche sind, der schizothyme Temperamentstyp dagegen teils über-, teils unterdurchschnittliche Leistungen

aufweist“. „Dieser Zusammenhang zwischen Temperament und Leistungsfähigkeit tritt am wenigsten klar bei den intellektuellen Testleistungen, nicht viel stärker bei den Schulleistungen, dagegen verhältnismäßig deutlich bei der

7	0	9	2	7	2	6	4	3	7	3	8	9	2	4	5	9	5	9	8
3	6	3	7	5	9	8	3	4	6	5	0	3	8	1	5	6	1	9	6
3	5	4	6	4	8	5	7	4	8	5	2	5	0	4	2	5	3	7	9
2	6	2	4	4	6	2	0	2	0	7	1	5	3	8	0	8	4	2	6
4	2	2	7	2	8	8	2	8	3	4	3	8	0	2	4	6	9	4	3
8	3	5	4	6	1	4	3	4	3	9	8	2	9	2	5	3	8	9	5
5	2	9	6	5	4	9	3	6	8	9	7	7	1	3	2	5	7	6	0
7	1	7	3	9	8	4	0	2	1	8	1	4	0	9	6	2	9	4	2
4	7	6	2	9	6	0	8	9	7	3	2	6	5	7	4	7	5	8	1
3	2	6	8	7	5	8	1	8	2	9	4	9	3	7	2	8	3	3	0
9	8	2	1	8	0	3	0	4	0	5	3	4	1	5	1	5	9	7	1
9	7	9	3	2	5	7	5	6	5	8	4	7	4	6	4	4	7	4	6
8	4	4	0	3	6	8	0	9	6	6	2	7	5	8	7	3	5	2	7
6	5	6	4	3	6	2	6	7	2	6	8	8	1	9	8	2	6	5	9
9	4	8	3	9	5	4	2	5	7	2	1	3	6	9	2	4	9	4	1
5	1	5	0	6	0	8	7	2	5	9	6	3	9	3	0	5	5	7	3
6	0	5	2	4	1	9	8	3	9	7	5	6	0	7	9	0	5	6	1
4	1	7	9	7	6	9	5	6	1	6	3	4	9	2	7	5	3	5	7
7	5	2	0	9	4	6	9	5	2	5	9	5	7	5	0	8	6	2	5
6	8	8	5	5	0	3	6	7	3	4	1	2	0	5	4	9	1	3	7
2	0	7	0	5	3	3	8	6	5	7	2	8	6	9	1	2	4	4	7
8	2	3	9	8	1	5	9	9	4	5	1	8	3	2	0	2	9	3	5
4	0	6	1	3	9	4	3	5	4	6	1	5	9	8	0	7	5	2	1
6	9	5	3	6	2	9	1	9	0	5	7	4	7	8	5	8	2	9	7
3		8		6		2		1		2		3		7		4		8	

Abb. 15. Ein Stück aus einem Rechenbogen nach Kraepelin-Pauli.

beruflichen Leistungsfähigkeit zutage.“ Am deutlichsten trat diese Tendenz in der Gruppe der ungelerten Arbeiterinnen (Haushaltangestellten und Fabrikarbeiterinnen) in Erscheinung.

Dieses Resultat wurde von Gertrud Baier-Jünger im Wiener Psychologischen Institut mit der „Kraepelinschen Rechenprobe“ (heute „Pauli-Test“ genannt, weil Pauli die Auswertungsmöglichkeiten sehr erweiterte) bestätigt. Bei diesem Test erhält der Prüfling einen großen Bogen mit senkrechten Kolonnen von einstelligen Zahlen, die er von oben nach unten zu je zwei addieren muß (die erste Zahl mit der zweiten, die zweite mit der dritten, usf.); das Resultat ist daneben zu schreiben, wobei bei zweistelligen Zahlen nur die zweite Stelle anzugeben ist (Abb. 15). Dem Prüfling wird gesagt, daß er möglichst viele Additionen durchführen solle,

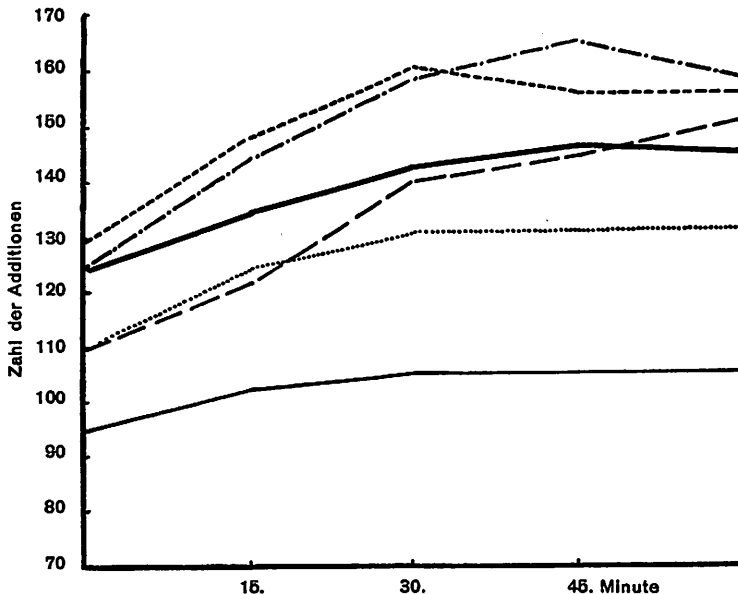


Abb. 16. Arbeitskurven nach Kraepelin-Pauli aus einem einstündigen Versuch, ausgliedert nach zyklotyphen und schizotyphen Gruppen. — Mittelwertkurve nach Pauli; zyklotyme Gruppe; alle übrigen schizotyme Gruppen. (Aus: G. Baier-Jünger, Die Kretschmerschen Typen in ihrer Beziehung zum Arbeitsversuch von Kraepelin-Pauli. Diss. Wien 1949.)

doch wird ihm die Zeit, die ihm hierfür zur Verfügung steht, nicht bekanntgegeben. Diese Zeit beträgt eine Stunde; alle drei Minuten wird ein Signal gegeben, bei dem unter das gerade gerechnete Resultat ein Strich gemacht werden muß. Auf diese Weise ist es möglich, die Drei-Minuten-Leistungen in einer Kurve darzustellen aus der sich Schlüsse auf Ausdauer, Übung und Ermüdung erzielen lassen.

Bei 40 vorwiegend schizothymen und 21 vorwiegend zykllothymen Personen fand Baier-Jünger, daß die Zykllothymen einander in der Leistung — sie zeigte einen sanften Anstieg der Arbeitskurve mit sanftem Abfall, also eine mittlere Leistung — viel ähnlicher waren als die Schizothymen, bei denen steiler Anstieg bis zum Schluß (32,5%), Wechsel von steigenden und fallenden Phasen (25%), kaum ansteigende Kurven, also stark unterdurchschnittliche Leistung (15%), steiler Anstieg mit leichtem Abfall (10%) wechselten (Abb. 16); beim Rest von 17% ergaben sich entweder ähnliche Kurven wie bei den Zykllothymen (10%) oder nicht einreihbare Besonderheiten (7,5%). Die Interpretation dieser Kurvenverläufe ergibt, daß bei den Zykllothymen normale Leistungen mit mittlerem Übungsgewinn vorliegen, während die Mehrzahl der Schizothymen überdurchschnittliche Leistungen mit enormen Übungsgewinn aufwies und bei einigen von ihnen stark unterdurchschnittliche Leistungen ohne Übungsgewinn vorlagen.

Verschiedene Einzelzüge

Eine Reihe von weiteren Untersuchungen aus dem Achsen Arbeitskreis behandelt verschiedene Einzelzüge der beiden Haupttypen. So wurde von O. Schulz eine Versuchsreihe über die Beziehung zwischen Charakter und Lüge mit folgender Anordnung durchgeführt: mit Hilfe eines besonderen Vorführungsgerätes wurden der Versuchsperson auf einem ruckweise fortbewegten Papierstreifen einstellige Zahlen in solcher Weise geboten, daß sie immer nur eine Zahl sehen konnte; die Versuchsperson sollte die nacheinander erscheinenden Zahlen addieren und nach je 5 Darbietungen die Summe nennen. In Vorversuchen wurde ihr gezeigt, daß am Rande des Streifens nach je 5 Zahlen die Summe immer angegeben war; in den Hauptversuchen mußte jedoch der Rand von der Versuchsperson mit einer Karte zugedeckt werden, damit sie

die angegebenen Summen nicht sehen könne. Da die auf dem Streifen angegebenen Summen zum Teil falsch waren, konnte man in längeren Versuchsreihen leicht feststellen, ob die Versuchsperson wirklich auftragsgemäß addierte oder ob sie das Resultat heimlich ablas. Das wahrheitsgemäße oder lügenhafte Verhalten wurde in einem nachfolgenden Verhör festgestellt. Mit dieser und einigen anderen ähnlichen Anordnungen wurden 48 Schüler aus Fach- und Mittelschulen im Alter von 14—22 Jahren geprüft. Nur 6 von ihnen verhielten sich wahrheitsgemäß, alle anderen logen. Dabei waren 12 von den 48 Schülern auf Grund der Lehrerurteile und des allgemeinen Eindrucks als besonders wahrheitsliebend eigens für diese Versuche ausgesucht worden; von ihnen blieben nur 3 bei der Wahrheit. Die Prüfung der Typenzugehörigkeit mit Hilfe eines Perseverations- und Objektionstests zeigte, daß die lügenhaften Versuchspersonen eine stärkere Objektionsfähigkeit und eine geringere perseverative Veranlagung besaßen, also zur vorwiegend zyklotyphen Gruppe zu zählen sind.

Ein anderer, sehr charakteristischer Unterschied zwischen den beiden Haupttypen wurde von E. Kirsch festgestellt. In einer Untersuchung über die Aufmerksamkeit zeigte er, daß der Zyklotype die Aufmerksamkeit leichter verteilen kann als der Schizotype, während der letztere in der Konzentration dem ersteren überlegen ist. Bei Aufgaben von verschiedener Schwierigkeit beginnt der Schizotype mit den schwereren, der Zyklotype mit den leichteren. Bei der Lösung einer Aufgabe erweist sich der Zyklotype, wie H. Haier feststellte, als findiger und wendiger als der Schizotype; der erstere neigt dabei zu Ganzheitsbildungen, während der letztere vom Einzelnen ausgeht.

Ach selbst zeigte in Versuchen mit 5 erwachsenen und 10 jugendlichen Versuchspersonen, daß die Suggestibilität und Hypnotisierbarkeit bei denjenigen Personen, die eine hohe Objektionsfähigkeit besitzen, größer ist als beim gegen teiligen Typus.

Zusammenfassung

Faßt man die wichtigsten experimentellen Ergebnisse zur Kretschmerschen Typologie in einer Übersicht zusammen, so ergibt sich folgendes Bild:

	Zyklothym	Schizothym
Persönliches Tempo	langsam	rasch
Arbeitsweise	ungleichmäßig	gleichmäßig
Ermüdung	allmählich auftretend	plötzlich auftretend
Form — Farbe . . .	Farbbeachter	Formbeachter
Auffassungsumfang .	groß	klein
Aufmerksamkeitsleistung	quantitativ gut, qualitativ schlecht, synthetisch; mehr auf das Ganze verteilt	quantitativ schlecht, qualitativ gut, analytisch; mehr auf das Einzelne konzentriert
Intrapsychische Spannung	rasch wechselnd	verharrend
Vorstellungsverlauf .	assoziativ	perseverativ
Umstellbarkeit . . .	leicht umstellbar	schwer umstellbar
Verhalten:		
a) zu Gegenständen	rasche Objektion mit schwacher Nachwirkung	langsame Objektion mit starker Nachwirkung
b) in neuen Situationen	schwache Anfangserregung mit kurzer Nachwirkung	starke Anfangserregung mit langer Nachwirkung, „nervös“
c) in Erregung .	explosiv	beherrscht
d) zu Aufgaben .	mit den leichteren beginnend	mit den schwereren beginnend

In dieser Tabelle fehlt die Charakterisierung des *athletischen* Konstitutionstypus. Dies hat seinen Grund darin, daß die Athletiker charakterologisch bisher am wenigsten genau untersucht werden konnten, weil bei ihnen keine eindeutigen Übersteigerungen der Hauptmerkmale in pathologischen Formen bestehen; Athletiker finden sich sowohl unter

den Schizophrenen, besonders in katatonen Varianten, wie unter Epileptikern. Die bisher vorliegende Charakterisierung erfolgte daher in erster Linie aus experimentellen Feststellungen und aus Alltagsbeobachtungen. Die Perseverationstendenz ist beim Athletiker am stärksten von allen Typen; die Anfangserregung im psychogalvanischen Versuch steigt bei ihm am langsamsten an. Gegen ablenkende Reize ist er wenig empfindlich, in der Motorik erweist er sich als ruhig und schwer; im Rorschach-Test (s. S. 197) zeigt er wenig Phantasie. Aus diesen Feststellungen schließt Kretschmer, daß das Temperament des athletischen Typus durch zähflüssiges Denken, ruhige Bedächtigkeit, Unerschütterlichkeit in erregenden Situationen mit gelegentlichen kurzen Affektexplosionen, trockene, schlichte Art im Umgang mit anderen — kurz, durch Stabilität, Zähigkeit und geringe Wendigkeit im Denken und Fühlen charakterisiert sei; daher wurde der athletische Mensch von Kretschmer als „viskös“, von dem schwedischen Anthropologen Strömgen als „ixothym“ bezeichnet (von ixos = Vogelleim).

Die tabellarische Übersicht gibt eine Zusammenfassung von experimentellen Einzelergebnissen, die als solche gewiß wichtig und interessant sind; viel bedeutsamer aber wird diese Zusammenstellung, wenn man sie unter dem Gesichtspunkt des Strukturgedankens betrachtet. Dann zeigt sich nämlich, daß die verschiedenen Einzeleigenschaften nicht zufällig in dieser Zusammensetzung vorhanden sind, sondern zueinander in einer inneren Beziehung stehen und sich gegenseitig bedingen. Die perseverative Veranlagung des Schizothymen, das „Hängenbleiben“ an einzelnen Bewußtseinsinhalten, macht es z. B. verständlich, daß diese Menschen sich nur schwer auf etwas Neues umstellen; das einmal Beachtete nimmt das Bewußtsein so sehr in Anspruch, daß nicht so leicht etwas Neues eindringen kann. Daher kommt es auch, daß der Schizothyme weniger ablenkbar ist und größere Konzentrationsfähigkeit besitzt als der Zyklothyme. Auch die geringere Objektionsfähigkeit sowie die lange Nachwirkung von gefühlsmäßigen Bindungen, das langsame Abklingen von Erregungen und sogar das gleichmäßige Tempo bei der Arbeit und der plötzliche Ermüdungseintritt wird dadurch bis zu einem gewissen Grade begreiflich; denn auch das Arbeitstempo wird, sobald einmal der richtige Rhythmus gefunden ist, zu einer perseverierenden Funktion, die bei ein-

fachen Bewegungen geradezu automatischen Charakter annehmen kann und gleichmäßig weiterwirkt, solange die Muskelkräfte ausreichen.

Es ist klar, daß man nicht alle Eigenschaften eines Charakters aus einer einzigen Grundeigenschaft wird ableiten können; es ist aber auch sicher, daß nur derartige **s t r u k t u r** psychologische Deduktionen auf der Grundlage gesicherter Einzelergebnisse dazu führen können, den Aufbau eines Charakters aus dem Zusammenhang seiner Einzelkomponenten wirklich zu **v e r s t e h e n**.

Physiologische, kriminologische und rassenpsychologische Konstitutionsforschung

Biologisch betrachtet, ist durch die Feststellung eines inneren organischen Zusammenhanges zwischen Körperbau und charakterlicher Eigenart das Fundament zu der Hypothese gelegt, daß der Aufbau des individuellen Organismus und derjenige des Seelenlebens von gemeinsamen biologischen Faktoren bestimmt werde, die beides — das Körperliche und das Psychische — in bestimmter Richtung zur Entfaltung bringen und dadurch Körperformen mit bestimmten „dazugehörigen“ psychischen Merkmalen entstehen lassen. Viele Ergebnisse der klinischen und physiologischen Forschung beweisen, daß von den vegetativen Hirnzentren, die ihrerseits unter dem Einfluß der endokrinen Hirndrüsen stehen, außer den Stoffwechselfunktionen auch das Wachstum, die Gewebsbeschaffenheit, der Blutchemismus gesteuert und reguliert werden, so daß das Aussehen des Menschen — die Größe, der Körperrumfang, die Beschaffenheit der Haut und deren Durchblutung, die Behaarung usw. — die sichtbare Auswirkung von Drüsen- und Hirnfaktoren darstellen würde; daß andererseits das psychische Geschehen von den Vorgängen im Gehirn bestimmt wird, steht außer Zweifel. Man könnte daher — als Arbeitshypothese — die Annahme vertreten, daß sowohl der Körperbau in seinen entscheidenden Merkmalen wie auch die psychischen Merkmale, die den Charakter eines Menschen ausmachen, im individuellen Aufbau und in der Entwicklung des Gehirns — vor allem der Feinstrukturen desselben — ihre gemeinsame organische Grundlage haben. Der hervorragende französische Psychologe Ribot hat schon 1894 behauptet, „daß die Nervenprozesse, die in ihrer Gesamtheit das körperliche Leben

bilden, die eigentliche Grundlage der Persönlichkeit sind“. In den letzten Jahren wurden unter dem Einfluß der K r e t s c h m e r s c h e n Typologie Untersuchungen begonnen, die zu „typenphysiologischen“ Ergebnissen führten und ein ganz neues Arbeitsgebiet begründeten: die Erforschung von Zusammenhängen zwischen Körperbau, Charakter und Lebensgeschehen. So zeigte sich, daß auf Zufuhr von Schilddrüsenhormon die Pykniker zu einer Erhöhung, die Leptosomen zu einer Senkung des Blutzuckerspiegels neigen (M a l l); die Blutdruckkurve der beiden Typen bei medikamentöser Beeinflussung (Sympatol) verläuft sehr verschieden (K u r a s), Blutdruck, Pulsfrequenz, Herzleistung und Grundumsatz sind bei den Leptosomen niedriger als bei den Pyknikern. Alle diese Feststellungen weisen darauf hin, daß auch die Heilwirkung von Medikamenten bei den beiden Typen nicht dieselbe ist, so daß durch diese von K r e t s c h m e r angebaute physiologisch - pharmakologische Konstitutionsforschung vielleicht die aus anderen Gründen längst geforderte „konstitutionstypologische“ Therapie innerer Krankheiten eine exakte Grundlage erhält.

Unerwartet waren ferner Resultate, die sich aus der Anwendung der Typologie K r e t s c h m e r s in einem ganz anderen — leider im allgemeinen sehr vernachlässigten — Forschungsgebiet ergaben: in der Kriminalpsychologie. Dabei wurde sowohl statistisch vorgegangen wie auch — was viel wichtiger ist — der Zusammenhang zwischen der Persönlichkeit und der Art des Verbrechens untersucht. Um die Verteilung der einzelnen Konstitutionstypen innerhalb der Kriminellen richtig beurteilen zu können, muß man ihre Verteilung im Ganzen der Bevölkerung kennen; nur wenn unter den Kriminellen eine Abweichung von der allgemeinen Verteilung feststellbar ist, lassen sich Beziehungen zwischen Verbrechen und Konstitution vermuten. In Mitteleuropa finden sich in der Durchschnittsbevölkerung nach einer an 7481 Fällen (vor allem in Deutschland) durchgeführten Sichtung ungefähr 20% Pykniker, 40—50% Leptosome und Athletiker, 5—10% Dysplastiker; der Rest von etwa 30% besteht aus Mischformen.

Die Verteilung der Konstitutionsformen unter Verbrechern zeigt die folgende Tabelle über 3052 Verbrecher verschiedener Art (untersucht von S c h w a b) und über 800 Gewohnheitsverbrecher (untersucht von R i e d l).

Verteilung der Konstitutionstypen

a) in einem unausgelesenen Verbrechermaterial b) bei Gewohnheitsverbrechern (in Prozent).

	a) Schwab 3052 Fälle	b) Riedl 800 Gewohnheits- verbrecher
Pykniker	9,7	12,5
Leptosome	33,7	32,6
Athletiker	13,4	24,6
Dysplastiker	7,1	nicht ausgewertet
Mischformen	36,2	30,3

Man sieht, daß die Prozentzahlen der Leptosomen, Athletiker und Dysplastiker ungefähr denjenigen der Durchschnittsbevölkerung entsprechen, während der Prozentsatz der Pykniker beträchtlich niedriger ist (9—12% gegenüber 20%). Man kann darin eine Auswirkung der guten sozialen Anpassungsfähigkeit des Zykllothymen, die nicht leicht zu Konflikten führt, sehen.

Untersucht man die Beteiligung der einzelnen Typen an den verschiedenen Verbrechenarten, so zeigt sich nach Schwab, daß unter 693 Dieben die Pykniker verschwindend kleine, die Athletiker und Dysplastiker recht geringfügige, die Leptosomen hingegen hohe Prozentsätze stellten, während bei Gewaltverbrechen die Athletiker und bei Sittlichkeitsdelikten die Dysplastiker in besonders hohen Anteilen vertreten waren. Auch diese Verteilungen lassen hypothetische Erklärungen aus den Charakterzügen der Einzeltypen zu.

Zur Kritik der Typologie Kretschmers

Gegen die Typenlehre Kretschmers wurden verschiedene Einwände erhoben, deren Berechtigung sich heute — 40 Jahre nach seiner ersten Publikation — schon ziemlich gut beurteilen läßt. Biologische Laien, die niemals selbst statistisch gearbeitet haben, erklärten, daß die erwiesene Zweidrittel-Korrelation zwischen leptosom-schizothym und pyknisch-zykllothym zu gering sei, um gesetzmäßige Beziehungen vermuten zu lassen. Dazu ist zu sagen, daß der Körperbau und noch viel mehr der Charakter eines Menschen sehr komplexe, aus vielen Komponenten bestehende Gebilde sind; bei der fast unübersehbaren Vielfältigkeit der Varianten in den Körperbauformen und Charaktermerkmalen ist die

Auffindung von statistisch relevanten Beziehungen von vorneherein unwahrscheinlich. Wenn man bedenkt, wie vielerlei Einzelkomponenten an der Körperform „leptosom“ beteiligt sind und wie vielfältige Einzelzüge die Wesensart „schizothym“ vereinigt, so muß man der Zweidrittel-Korrelation hohe Beweiskraft zusprechen. Was ist aber mit ihr bewiesen, wenn man sie theoretisch-biologisch beurteilt?

Es ist mit ihr bewiesen, daß bestimmte Körpermerkmale in auffälliger, die Wahrscheinlichkeit übersteigender Häufung mit bestimmten psychischen Merkmalen verbunden sind. Diese Feststellung bedeutet — von anderen Folgerungen abgesehen —, daß zwischen Körperbau und Charakter naturgesetzliche Zusammenhänge bestehen, zu deren Erklärung es nur zwei Möglichkeiten gibt: entweder ist der Charakter durch den Körperbau bestimmt oder beide sind durch einen gemeinsamen Ursachenkomplex bestimmt. Es läßt sich gegenwärtig nicht entscheiden, welche der beiden Möglichkeiten zutrifft — es könnte sein, daß das Gehirn-Drüsen-System sowohl die Körperentwicklung wie die für das psychische Geschehen entscheidende Hirnentwicklung steuert, so daß sich beide Möglichkeiten berühren. Wichtiger für charakterologische Beurteilungen ist die Frage, ob mit diesen beiden „Biotypen“ die Gesamtheit der Menschheit erfaßt werden könne; ob also alle Menschen entweder mehr „pyknisch-zyklothym“ oder „leptosom-schizothym“ seien.

Schon auf Grund der Alltagserfahrung kann man mit Sicherheit sagen, daß dies nicht der Fall ist. Mit nur zwei Grundformen kann man nicht die ganze charakterologische Vielfältigkeit der Menschen erfassen; es scheint außer Zweifel zu stehen, daß es noch viele andere, psychologisch gut abgrenzbare und wahrscheinlich auch körperlich stigmatisierte Grundformen gibt, die man bisher nicht aufgefunden hat und die man auch nicht als „Mischformen“ der bisher festgestellten Typen betrachten kann. Ebenso sicher ist es, daß auf eine ziemlich große Zahl von Menschen — aber eben keineswegs auf alle — die Kretschmersche Typologie anwendbar ist und daß innerhalb dieses Bereiches die Korrelation zwischen Körperbau und Charakter tatsächlich besteht. Dies berechtigt aber nicht dazu, einem Pykniker sofort alle zyklotyphen und einem Leptosomen ohne weiteres alle schizotyphen Eigenschaften zuzuschreiben; es gibt unter den Zyklotyphen und Schizotyphen sehr große und tiefgreifende individuelle Unterschiede

und es kommt immer wieder vor, daß man auch bei ziemlich reinem Körperbautypus psychische Merkmale des anderen Temperamentes findet. Man darf sich also die praktische charakterologische Arbeit nicht unter Berufung auf die Kretschmersche Lehre leicht machen; wohl aber darf man sich auch in der Praxis von typologischen Gesichtspunkten leiten lassen, wobei man feststellen wird, daß sich vom Hintergrund der Kretschmerschen Feststellungen das Individuelle und Einzigartige der Einzelpersönlichkeit besonders scharf und sicher abheben läßt.

Einwände gegen die Kretschmersche Typologie wurden auch von seiten der Rassenforschung erhoben. Die Rassenbeschreibung bedient sich vieler Merkmale, die in der Körperbau-Typologie Kretschmers überhaupt nicht verwendet werden; zum Beispiel Augenfarbe, Hautfarbe, Beschaffenheit der Haare usw. Aber auch die typologisch verwerteten Merkmale — Größe, Wuchsform, Schädelaufbau usw. — werden zur Rassenbeschreibung verwendet, so daß es zu Überschneidungen der Körperbautypen und der Rassentypen kommt: die vorwiegend hoch und schlank gewachsenen Rassen, wie sie z. B. bei den nordischen Völkern vorherrschen, müßten als Leptosome vorwiegend schizothyme, die südländischen kleinen Pykniker der mediterranen Rasse vorwiegend zyklothyme psychische Eigenschaften aufweisen. Daß es rassentypische psychische Merkmale gibt, darf trotz der grauenhaften Ereignisse, zu denen ihre einseitige Bewertung geführt hat, als sicher gelten; neben der politisch-tendenziösen, manchmal bis in die Zahlenwerte von Versuchsergebnissen gefälschten „rassenpsychologischen“ Literatur der nationalen Propaganda bestehen rein wissenschaftliche, von keiner politischen oder weltanschaulichen Einstellung geleitete Untersuchungen — z. B. die amerikanischen Intelligenzuntersuchungen an Negern und Weißen oder die Gedächtnis- und Phantasieexperimente englischer Psychologen an Indern und Europäern usw. —, die zeigen, daß es rassenbedingte Varianten der allgemeinmenschlichen seelisch-geistigen Kräfte und Funktionen wirklich gibt. Die Rolle der Konstitution innerhalb der Rasse bedarf noch vieler Untersuchungen; einige Feststellungen liegen bereits vor. Die früher oft geäußerte Meinung, daß der leptosome Typus der nordischen, der pyknische Typus der alpinen und der athletische Typus der dinarischen Rasse entspräche, ist durch genaue anthropologische Messungen und Beobachtungen von Hen-

ckel und v. Rohden widerlegt; nach dieser Auffassung müßte sich bei den Leptosomen ein hoher Prozentsatz von blauäugigen und langschädigen Menschen finden, was in Wirklichkeit nicht zutrifft. Außer den von verschiedenen Seiten angegriffenen Arbeiten Weidenreichs und den neueren Untersuchungen von W. Jaensch und v. Eickstedt, die sich ebenfalls gegen die Gleichsetzung von Rasse- und Konstitutionstypen wenden, liegen besonders beweiskräftige Messungen aus Japan vor: Saza hat an 528 und Ikemi an 2000 Japanern den Nachweis erbracht, daß die Kretschmerschen Konstitutionstypen in Japan in ungefähr gleicher Verteilung vorkommen wie in Europa; außerdem wurde die Korrelation zwischen leptosom-schizothym und pyknisch-zyklothym bestätigt. Konstitutions- und Rasse-typen sind also nicht identisch; sie sind aber auch nicht gegensätzlich. Kretschmer formuliert diese Ergebnisse zusammenfassend mit der Behauptung, daß in einzelnen Rassen bestimmte Konstitutionsgruppen stärker oder schwächer hervortreten können, wodurch dann im Durchschnittsbild der Rasse bestimmte Temperamentsanteile bestimmender oder nebensächlicher werden können.

Ein anderer Einwand gegen die Kretschmersche Lehre stammt von E. Jaensch, der auf die große Mannigfaltigkeit völlig heterogener Typen hinwies, die sich in der schizothymen Gruppe vorfinden, und meinte, diese Mannigfaltigkeit sei dadurch zustande gekommen, daß Kretschmer einfach dem zyklOTHYmen Pykniker einen „Nicht-Pykniker“ gegenüberstellte, den er „schizothym“ nannte; innerhalb des schizothymen Bereiches fänden sich aber dann die größten Gegensätze, denen gemeinsame Merkmale fehlen, so daß ihre Vereinigung nicht gerechtfertigt sei. Demgegenüber kann man anführen, daß alle Schizothymen, so groß die Verschiedenheiten unter ihnen auch sind, in irgendeiner Weise das Merkmal des „In-sich-Hineinlebens“ aufweisen und durch dieses Merkmal zu den ZyklOTHYmen, die „aus sich heraus leben“, einen Gegensatz bilden.

Zusammenfassend kann man sagen: die Typenlehre Kretschmers trifft nicht auf alle Menschen zu — d. h. nicht alle Menschen lassen sich mit ihr erfassen — und sie stimmt auch bei den körperlich reinen Typen nur in etwa zwei Drittel der Fälle. Daraus ergibt sich schon, daß die theoretische Bedeutung dieser Typologie — der Umstand, daß sie auf innere Beziehun-

gen zwischen körperlichen und psychischen Merkmalen hinweist und der Forschung neue, empirisch fundierte Probleme stellt — größer ist als ihre praktische. Ihre weitgehend objektive Methodik macht sie besonders geeignet, die Arbeitsweise der wissenschaftlichen Typenforschung darzustellen; ihre bisherigen, das Gebiet des Gesunden und Krankhaften und der Zwischenstadien umfassenden Ergebnisse zeigen, wie weitreichend biologisch gut gesicherte Gesichtspunkte sein können. Aus diesem Grunde habe ich diese Untersuchungen ausführlich als Einführung in die wissenschaftliche Charakterforschung dargestellt und versucht, dabei auch bereits die großen inneren Zusammenhänge und ihre Problematik anzudeuten.

Die Typenlehre von E. R. Jaensch

Erich Jaensch (1883—1940) hat eine Typenlehre begründet, die von experimentellen Untersuchungen ausging und weit in das Gebiet der Philosophie vorzustößen suchte. Er sah in seiner Lehre den Anfang einer umfassenden „psychologischen Anthropologie“ und erlag in der nationalsozialistischen Zeit Deutschlands der Verlockung, sein Typensystem mit politischen Aspekten zu vermengen. Viele seiner Auffassungen sind dadurch wissenschaftlich wertlos geworden; immerhin hat Jaensch auch eine große Zahl rein psychologischer Untersuchungen durchgeführt, von denen einige experimentelle Methoden unabhängig von seiner Lehre für die weitere Entwicklung der Persönlichkeitsdiagnostik von Bedeutung sein können.

Der Grundgedanke der Typologie Jaenschs ist die Tatsache, daß sich die Menschen in einer Eigenschaft sehr stark voneinander unterscheiden, die er mit dem Begriff „Integration“ zu erfassen suchte. Integration ist das ungetrennte Zusammenwirken der einzelnen psychischen Vorgänge und Zustände. Ein bekanntes Beispiel dafür ist das Zusammenwirken von Wahrnehmungen und Vorstellungen: es soll Menschen geben, die imstande sind, sich den Inhalt von komplizierten, detailreichen Bildern so deutlich vorzustellen, als ob sie diese Bilder noch vor sich hätten; bei solchen Menschen — Jaensch bezeichnete sie als „Eidetiker“ — bestehen fast fließende Übergänge zwischen Wahrnehmung und Vorstellung. Solche bis ins kleinste Detail richtige „wahrnehmungshafte“ Erinnerungsvorstellungen (z. B. unmittelbar nach Betrachtung eines Bildes mit sehr vielen Einzelheiten) scheinen

allerdings nur in ganz seltenen Fällen — am häufigsten bei Kindern und Jugendlichen — aufzutreten; aber auch wenn solche „echte Eidetiker“ nicht oft vorkommen, darf man schon auf Grund von Alltagserfahrungen annehmen, daß in der Fähigkeit zu bildhaften, farbenreichen und wirklichkeitsgetreuen Erinnerungsvorstellungen sehr große individuelle Unterschiede bestehen. Bei Menschen, deren Vorstellungsinhalte an Deutlichkeit den Wahrnehmungen ähnlich sind, sind Wahrnehmung und Vorstellung miteinander eng „integriert“, während sie bei Menschen mit blassen, ungenauen und mehr begrifflich abstrakten Erinnerungen „desintegriert“ sind. So ergeben sich zwei Extreme mit sehr starker und sehr schwacher Integration: die „Integrierten“ und die „Desintegrierten“, die Jaensch als „Grundformen menschlichen Seins“ bezeichnete. Der Grad der Integration zeigt sich am deutlichsten in den Beziehungen zur Umwelt: bei starker Integration bereitet die Anpassung an die jeweilige Umgebung keine Schwierigkeiten, sie geht rasch und glatt vor sich, so daß eine sehr enge „Kohärenz mit der Außenwelt“ entsteht. Der Desintegrierte hingegen hat wenig Kontakt mit seiner Umwelt, er erlebt alles, was von außen auf ihn eindringt, als fremd und wie durch eine Wand von sich getrennt. Der desintegrierte Mensch ist von der Schule Jaensch am wenigsten untersucht worden, weil er an deutschen Universitäten nur selten zu finden sei; nach der Meinung Jaensch sind die Nordamerikaner besonders stark desintegriert (was nie bewiesen wurde und auch nicht wahrscheinlich erscheint).

Mit den Integrierten und Desintegrierten sind aber erst die zwei Grundformen der menschlichen Eigenart festgestellt. Von ihnen aus kann man leicht zu Unterformen kommen, wobei sich die verschiedensten Einteilungsgründe anwenden lassen. So ist es z. B. möglich, die extrem starken Integrationsgrade von den schwächeren „normalen“ zu scheiden; den übersteigert Integrierten repräsentiert in der Typologie von Erich Jaensch der „basedowoid“ Mensch, bei dem neben besonders lebhaften Vorstellungen auch Symptome der Basedowschen Krankheit — vor allem erhöhte Erregbarkeit — vorhanden sind. Jaensch benutzt zur Typenbezeichnung Buchstabensymbole und nennt den basedowoiden Menschen den B - Typus. Neben diesem übersteigert Integrierten, der den wichtigsten Unterfall des Integrierten darstellt, steht der Normalfall des Integrierten, bei dem die Innenintegration schwä-

1.

2.

cher als beim B-Typus, dagegen die Kohärenz zwischen dem Subjektiven und dem Objektiven besonders eng ist: der allgemein und nach außen Integrierte; er wird als I_1 -Typus bezeichnet. Eine weitere Abschwächung der Integration ergibt einen Menschen, der zwar noch mit der Außenwelt in Verbindung steht, aber nur mehr mit gewissen festen Innenkomplexen, die auf äußere, ihnen entsprechende Reize reagieren: diese Menschen sind nur bedingt und zeitweilig integriert und stellen den I_2 -Typus dar. Eine dritte Form schließlich hat mit der Außenwelt überhaupt keine engeren Beziehungen, dafür sind aber die Funktionen des Innenlebens besonders innig und fest miteinander integriert; diese Form ergibt den nach innen integrierten Menschen, der als I_3 - oder I_1 -Typus bezeichnet wird.

Die Unterschiede zwischen dem B-Typus und I_1 -Typus sind also in erster Linie solche des Integrationsgrades, diejenigen zwischen I_1 und I_3 solche der Integrationsrichtung, während I_2 eine Teilintegration nach innen und außen darstellt, sich also von den übrigen in der Struktur der Integration unterscheidet.

Experimentelle Grundlagen

Die Experimente, mit denen Jaensch seinem System eine empirische Grundlage zu geben suchte, sind sehr verschiedener Art. Viele von ihnen sind methodisch anfechtbar, andere sind zu wenig genau beschrieben, um ihren Wert beurteilen zu können. Im folgenden gebe ich einige Beispiele der wichtigsten, von Jaensch durchgeführten und dann auch zur „Typendiagnose“ benutzten Experimente, wobei ich solche bevorzuge, die auch von anderen, nicht der Schule Jaensch's angehörigen Psychologen verwendet wurden.

1. Die Müller-Lyersche Täuschung (Abb. 17) wirkt auf Integrierte stärker als auf Desintegrierte. Man gibt der Versuchsperson eine Vorrichtung, bei welcher sich der kürzer

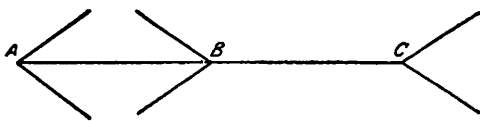


Abb. 17. Müller-Lyersche Täuschung.

erscheinende Teil verlängern und die Täuschung auf diese Weise „korrigieren“ läßt. Man kann dabei den Täuschungsbeitrag in Millimetern ablesen. Zietz fand, daß bei Integrierten das Täuschungsmaß manchmal 50% erreichte, während es bei Desintegrierten 10% nicht überstieg.

2. Die Exnersche Scheibe (Abb. 18, im Original 27 cm Durchmesser) läßt bei Drehung den Eindruck der „Einrollung“ der Spiralen entstehen; außerdem entsteht ein Bewegungsnachbild, in welchem sich die Spirale in rückläufigem Sinne dreht. Integrierte fühlen sich beim Anblick der rotierenden Scheibe körperlich beteiligt, als ob sie in die Spiralbewegung „hineingezogen“ würden, während die Desintegrierten die Bewegung unbeteiligt und rein optisch erleben. Das Bewegungsnachbild kann bei Integrierten bis zu 30 Sekunden andauern, bei Desintegrierten fehlt es häufig oder ist nur ein paar Sekunden zu bemerken.



Abb. 18. Exnersche Scheibe (nach W. Ehrenstein).

3. Das Kovarianten-Phänomen. Die Versuchsperson blickt durch einen schmalen Spalt auf drei in einer Ebene hängende Fäden; diese Fäden können nach vorne und hinten verschoben werden. Wird ein Seitenfaden verschoben, so tritt eine scheinbare Verschiebung auch des anderen Seitenfadens ein. Bei Integrierten ist diese scheinbare Verschiebung drei- bis fünfmal so groß wie bei Desintegrierten.

4. Der Farbscheiben-Versuch. Durch einen Spalt blickt die Versuchsperson auf drei 180 cm entfernte Papierscheiben; eine rote, eine grüne, eine blaue. Der Hintergrund ist grau. Obwohl die Scheiben in einer Ebene aufgestellt sind, scheinen für den Integrierten bestimmte Farben vor- oder

zurückzutreten, und zwar in Abständen von 10—80 cm, während Desintegrierte nur Verlagerungen bis etwa 2 cm sehen; für sie spielt auch die Farbigkeit eine viel geringere Rolle — häufig nennen sie gar nicht die Farbe, sondern sprechen von der „rechten“ oder „linken“ Scheibe. Am häufigsten tritt bei Integrierten die rote Scheibe stark hervor.

Diese „Typen-Tests“ wurden von Zietz nachgeprüft und bestätigt. Andere von Jaensch viel verwendete Tests sind folgende:

5. Der Prismenbrillen-Versuch. Die Versuchsperson bekommt eine Brille mit Prismengläsern aufgesetzt, durch die sie eine biegsame, gerade aufgehängte Eisenstange anzusehen hat. Die Stange erscheint durch die Prismen verbogen; mit Hilfe einer Schraubenvorrichtung hat die Versuchsperson die Stange wieder „gerade“ zu machen (wodurch sie nun objektiv verbogen wird). Die stark Integrierten machen dabei viel größere Fehler als die schwach Integrierten.

6. Der Masselon-Test. Er besteht darin, daß der Versuchsperson drei Wörter geboten werden, aus denen sie in einer vorgegebenen Zeit eine möglichst große Zahl von Sätzen zu bilden hat, die alle drei Wörter enthalten (z. B. Spiegel, Mörder, Freude). Die Integrierten bringen es zu viel besseren und phantasievolleren Leistungen als die schwach Integrierten.

Ferner wurde der Rorschach-Test (sinnlose Klecksfiguren, s. S. 180), Aufsatztests sowie viele bei den Berufseignungsprüfungen benützte Tests verwendet; außerdem neue Versuchsanordnungen zur Behandlung von Spezialproblemen, z. B. der Synästhesie.

Auf Grund der experimentellen Resultate allein wäre Jaensch nie zu seiner reich gegliederten Typologie gekommen. Das Geheimnis seiner Persönlichkeitsschilderungen liegt in der Deutung seiner experimentellen Ergebnisse; er ist dabei weit über das Maß hinausgegangen, das man vor ihm in der experimentellen Psychologie für erlaubt gehalten hat. Mit dem Tode Jaenschs im Jahre 1940 hat auch die Arbeit über Integrations-Typen ihr Ende erreicht; es fand sich niemand, der sie weitergeführt hätte — offenbar war man sich darüber im Klaren, daß man auf der schmalen Basis eines einzigen Merkmals keine umfassende Typenlehre aufbauen kann. Einige Experimente Jaenschs wurden später in der experimentellen Persönlichkeitsforschung unter ganz anderen Gesichtspunkten wieder aufgenommen.

Die Typensysteme von C. G. Jung und H. Rorschach

✕ C. G. Jung

Zum Abschluß sind noch ganz kurz die zwei Typensysteme darzustellen, die gleichzeitig mit der Lehre Kretschmers im Jahre 1921 begründet wurden. Der Züricher Arzt Carl Gustav Jung (1875—1962), ursprünglich ein Anhänger der Psychoanalyse Freuds, hat den Begriff „Libido“, der von den ersten Psychoanalytikern in rein sexuellem Sinne verstanden wurde, in erweiterter Bedeutung verwendet, ohne ihn allerdings scharf zu präzisieren; er meint mit „Libido“ ungefähr dasselbe wie Schopenhauer mit dem „Willen in der Natur“, also eine zielgerichtete „psychische Energie“. Je nachdem, ob diese Energie in einem Menschen mehr nach außen oder mehr nach innen wirkt, unterschied Jung zwei Hauptformen der menschlichen Persönlichkeit: die Introvertierten und die Extravertierten. Die größten Umrisszeichnungen dieser Typen gibt Jung in folgender Beschreibung: der Introvertierte „ist, wenn normal, gekennzeichnet durch ein zögerndes, reflexives, zurückgezogenes Wesen, das sich nicht leicht gibt, vor Objekten scheut, sich immer etwas in Defensive befindet und sich gerne versteckt hinter mißtrauischer Beobachtung“; der Extravertierte hingegen ist charakterisiert „durch ein entgegenkommendes, anscheinend offenes und bereitwilliges Wesen, das sich leicht in jede gegebene Situation findet, rasch Beziehungen anknüpft und sich oft unbekümmert und vertrauensvoll in unbekannte Situationen hinauswagt unter Hintansetzung etwaiger möglicher Bedenken“. Der Introvertierte wird daher in seinen Handlungen und Entschlüssen vorwiegend durch subjektive Momente, der Extravertierte in erster Linie durch objektive Verhältnisse bestimmt; infolgedessen lebt der Extravertierte so, wie es den Forderungen der äußeren Umstände entspricht, während der Introvertierte durch persönliche Motive geleitet wird. Das Verhältnis zwischen der Auswärtswendung und Einwärtswendung der psychischen Energie kann zu neurotischen Störungen führen, so daß in der Lehre von der Intro- und Extraversion zugleich eine Möglichkeit zur Erklärung der psychogenen Erkrankungen liegt. Jung führt neben dieser Hauptscheidung nach der Einstellung der seelischen Energie noch eine Unterteilung

nach den einzelnen psychischen Funktionen durch, auf die hier nicht eingegangen wird, weil sie keine Bedeutung gewannen.

Obwohl die Typen Jungs ohne jede experimentelle oder statistische Grundlage nur auf Grund eines sehr fruchtbaren theoretischen Ansatzes sozusagen am Schreibtisch konstruiert worden sind, sind die Begriffe extra- und introvertiert in die Weltliteratur eingegangen; offenbar werden mit ihnen sehr charakteristische und relativ leicht erkennbare Persönlichkeitsmerkmale erfaßt, die für das Verhalten der Menschen zueinander von entscheidender Bedeutung sind. Dieser Eindruck mag die Ursache dafür gewesen sein, daß Bemühungen einsetzen, die physiologische Grundlage der Extra- und Introversion aufzufinden. Von Eysenck in London und später von amerikanischen Autoren wurde der Versuch unternommen, zwischen extra- und introvertiertem Verhalten und den Beobachtungen des russischen Physiologen Pawlow bei der Erzeugung bedingter Reflexe Beziehungen herzustellen. Pawlow ist bekanntlich durch die Feststellung berühmt geworden, daß zwischen beliebigen äußeren Reizen und bestimmten organischen Prozessen durch oftmaliges gleichzeitiges Auftreten feste Verbindungen entstehen, so daß später der äußere Reiz immer den organischen Prozeß auslöst (z. B. beginnt bei einem hungrigen Hund, der während der Fütterung einige Male einen Glockenton zu hören bekam, der Speichel bereits aus dem Maul zu tropfen, wenn er nur den Glockenton hört, ohne daß er Futter erhält — „bedingter Reflex“). Pawlow fand, daß bei den Hunden, mit denen er experimentierte, in der Entstehung solcher bedingter Reflexe sehr große individuelle Unterschiede bestanden; bei manchen bedarf es sehr vieler gleichzeitiger Darbietungen von Futter und Glocke, um einen bedingten Speichelfluß zu erreichen, bei anderen genügen wenige Versuche; bei manchen bleibt der bedingte Reflex durch lange Zeit bestehen, bei anderen klingt er rasch ab. Pawlow hat versucht, auf Grund solcher Verschiedenheiten unter seinen Versuchstieren typische Gruppen zu bilden, wobei er als Kriterium die Erregungs- und Hemmungsprozesse im Gehirn verwendete. Über die Natur dieser Prozesse, die sich in den Ganglienzellen abspielen, ist wenig bekannt; sicher ist aber nach Pawlows Lehre, daß durch das Wechselspiel von Erregung und Hemmung die Ordnung des nervösen Geschehens zustandekommt, so daß Störungen dieses Zusammenwirkens zu neurotischen Erkrankungen führen. Pawlow nahm an, daß

Hunde, bei denen sich bedingte Reflexe rasch und leicht ausbilden lassen und lange Zeit bestehen bleiben, eine hohe Erregbarkeit und ein widerstandsfähiges Nervensystem besitzen („Erregungs-Typen“), während bei den Tieren mit den gegenteiligen Eigenschaften die Hemmbarkeit überwiegt und ein „schwaches“, d. h. weniger leistungsfähiges Nervensystem vorliegt („Hemmungs-Typen“); außerdem unterschied er ausgeglichene und unausgeglichene sowie bewegliche und träge Versuchstiere.

Amerikanische Autoren haben Pawlows Beobachtungen bestätigt und ergänzt. W. T. James behauptet auf Grund seiner Versuche, daß sich beim Erregungstyp der Hunde leicht bedingte Reflexe ausbilden lassen, daß von solchen Tieren Änderungen der Umgebung schwer ertragen werden und daß sie sich nur sehr langsam an fremde Personen gewöhnen, während der Hemmungstyp nur schwache und wenig stabile bedingte Reflexe ausbildet, sich schnell an Umgebungsänderungen anpaßt und sich leicht entspannt, was vor allem in reichlichem gutem Schlaf zum Ausdruck kommt.

Die Ähnlichkeiten mit den menschlichen Extra- und Introvertierten sind leicht zu erkennen: der anpassungsfähige, rasch entspannte und nur kurzzeitige bedingte Reaktionen aufweisende Hemmungstyp — auch „inhibitorischer“ Typus genannt — entspricht dem Extravertierten, der „exzitorische“ oder Erregungstypus mit seinen starken, perseverierenden Reflexen und seinen Schwierigkeiten im Umweltkontakt entspricht dem Introvertierten. Experimentelle Untersuchungen an Menschen, mit denen Beziehungen zwischen bedingten Reaktionen und Persönlichkeitsmerkmalen gefunden werden sollten, ergaben nur einige Hinweise, aber keine verlässlichen Zusammenhänge; so konnte der Amerikaner C. M. Franks zeigen, daß sich der Lidschlußreflex, wenn man ihn durch einen Luftstoß auslöst und gleichzeitig einen Ton hören läßt, bei Hysterikern (die als extravertiert gelten) weniger leicht zu einem bedingten Reflex ausbilden läßt (Lidschluß nur auf den Ton ohne Luftstoß) als bei Dysthymikern (die als introvertiert gelten). Gegen diesen Versuch wurden jedoch von der Kritik Einwände vorgebracht, vor allem daß der Lidschlußreflex willkürlich stark beeinflusst wird.

H. Rorschach

Der Schweizer Psychiater Hermann Rorschach (1884 bis 1922) hat 1921 eine Psychodiagnostik veröffentlicht, bei welcher aus den Deutungen von Klecksfiguren nach den Inhalten, die man dabei „heraussehen“ kann, eine Charakterdiagnose gestellt wird. Der „Rorschach-Test“ wird in Europa und Amerika außerordentlich viel verwendet; auf Einzelheiten wird später eingegangen werden. Rorschach hat im Anschluß an seine Methodik eine Typologie skizziert, die zwischen „extraversiven“ — „Drang, nach außen zu leben, erregliche Motilität, labile Affektivität“ — und „introversiven“ Menschen unterscheidet; der Introversive ist charakterisiert durch „Vorwiegen der Innerlichkeitsarbeit, des intensiven Rapports, stabilisierte Affektivität und Motilität, linkisches Wesen, mangelhafte Anpassungsfähigkeit an die Realität, mangelhafter extensiver Rapport“. Mit dem „Introvertierten“ Jung hat der „Introversive“ nach der Meinung Rorschachs „eigentlich fast nur noch den Namen gemeinsam“; er ist nicht introvertiert, sondern „introversionsfähig“, er vollzieht zwar „den Vorgang des Sich-in-sich-kehrens“, verfällt ihm aber nicht als dauerndem Zustand (wie z. B. der schizophrene Katatoniker). Trotzdem bestehen zweifellos zwischen den Jungschen und den Rorschachschen Typen Gemeinsamkeiten. Rorschach ist allerdings von einem anderen — und zwar sehr fruchtbaren, noch zu wenig beachteten — Gesichtspunkt ausgegangen: er bezeichnet seine Typen als „Erlebnistypen“ — d. h. sie geben an, „wie der Mensch erlebt, nicht aber wie er lebt“. „Der Erlebnisapparat, mit dem der Mensch erlebt, ist ein viel weiteres, ausgedehnteres Gebilde als der Apparat, mit dem er lebt“; man müßte zwischen „Erlebnistypus“ und „Verhaltenstypus“ unterscheiden — ein Gedanke, der in gegenwärtigen Diskussionen um die Begriffe „Charakter“ und „Persönlichkeit“ von Bedeutung werden kann. Der Klecksbilder-Test von Rorschach wird später bei den Persönlichkeits-Tests behandelt (S. 180 f.).

Theorie des Typus

Vergleicht man die gegensätzlichen Pole der Typensysteme, die in den Jahren 1913 bis 1921 von Jung, Kretschmer und Rorschach unabhängig voneinander aufgestellt wurden, so findet man weitgehende Ähnlichkeiten; auch die in den folgenden Jahren entstandenen, von sehr verschiedenen Gesichtspunkten ausgehenden Typenlehren halten sich auf der einmal begonnenen, zweifellos stark von Kretschmer beeinflussten Linie. Die folgende Gegenüberstellung zeigt das polare Schema:

Jung (1913)	extravertiert	introvertiert
Kretschmer (1921)	zyklothym	schizothym
Rorschach (1921)	extratensiv	introversiv
Jaensch (1929)	integriert	desintegriert
Ach (1932)	entlastet	belastet
Pfahler (1932)	fließende Gehalte	feste Gehalte
Ehrenstein (1935)	ganzheitlich	einzelheitlich
Sheldon (1948)	viszeroton	cerebroton

Alle diese Systeme sind im einzelnen und in ihren Ausgangspunkten voneinander sehr verschieden; trotzdem besteht aber kein Zweifel, welcher Typus jedes einzelnen dieser Systeme den Typen der anderen zuzuordnen ist. Bei aller Verschiedenheit ist in der Polarität ein gemeinsamer Zug: der eine Pol liegt bei den Menschen, deren Seelenleben sich unmittelbar nach außen auswirkt, während der andere Typus „in sich hinein lebt“. Es wird kaum ein Zufall sein, daß dieser Gesichtspunkt von so verschieden eingestellten Gelehrten übereinstimmend als entscheidend betrachtet wurde; worin liegt aber die Ursache für die Polarität „extravertiert-introvertiert“? Auf diese Frage gibt es gegenwärtig noch keine Antwort.

Um an einem Beispiel zu zeigen, in welcher Weise sich mehrere, im Alltagsverhalten feststellbare Charaktereigenschaften von einem einzigen, hypothetisch angenommenen Grundmerkmal ableiten lassen, soll diese Methode an der Tatsache illustriert werden, daß bei den Schizothymen die Fähigkeit zur Lösung von Spannungen geringer ist als bei den Zyklothymen, die ihre aufgestauten Erregungen rasch und leicht, oft in explosiver Form, „abreagieren“. Die „intrapyschische Spannung“ ist eine Tatsache, die jeder Mensch aus eigener Erfahrung kennt; solche Spannungen entstehen immer dann, wenn psychische Erregungen nicht zur Entladung gelangen. Wenn uns jemand ärgert oder zornig macht und wir

gezwungen sind, uns zu beherrschen, so kommt es zu einem Spannungszustand, der sich entlädt, sobald wir allein oder unter Menschen sind, denen gegenüber wir uns nicht zu beherrschen brauchen. Die organische Grundlage der seelischen Spannung besteht in einer Stauung von Erregungen in den vegetativen Anteilen des Nervensystems (wobei „Erregung“ im physiologischen Sinne gemeint ist — als Aktivität oder „Aufladung“ der Ganglienzellen und Nervenfasern). Unser Organismus hat eigene Einrichtungen, um solche gestaute Erregungen nach außen abzuleiten; dazu gehört vor allem das Weinen. Dadurch, daß die Tränendrüsen zu kräftiger Absonderung ihrer Flüssigkeit veranlaßt werden, wird die vegetative Erregung aufgebraucht. Bei sehr starken seelischen Spannungen werden noch weitere Maßnahmen zur Erregungsableitung eingeleitet: der ganze Körper beginnt zu beben, die Zwerchfell-Muskulatur gerät in stoßartige Kontraktionen und bringt dadurch das Schluchzen hervor, die Arme und der Oberkörper werden geschüttelt — Vorgänge, die viel nervöse Energie verbrauchen und dadurch die gestaute Erregung beseitigen. Die Spannung löst sich, das Bewußtsein wird klarer, das Denken geordneter. Man fühlt sich matt, aber befreit.

Es ist bekannt, daß manche Menschen leicht und rasch zum Weinen kommen, während andere nur sehr selten eine Träne vergießen — entweder weil sie selten starke Gefühle haben oder weil (und dies ist in diesem Zusammenhang der entscheidende Fall) bei ihnen die Spannungen nicht zur Lösung gelangen. Dadurch kommt es zu Erregungsstauungen und damit zu Dauerspannungen, die auf lange Zeit das Bewußtsein beherrschen. Bei Menschen, deren Nervensystem zu Erregungsstauungen neigt, sind auch die übrigen Arten der Spannungslösung erschwert; man bezeichnet sie als „gehemmt“. Sie vermeiden es, von ihren Angelegenheiten zu sprechen, verbergen ihre Gefühle und unterdrücken die unwillkürlichen Ausdruckserscheinungen. Warum dies so ist, läßt sich schwer erklären; sicher liegt die Ursache nicht im Bereiche der Intelligenz, sondern in noch unbekanntem psychischen und organischen Besonderheiten. Die Folgen sind bekannt: weil solche Menschen verschlossen und distanziert oder hochmütig wirken, verhalten sich die Mitmenschen ebenso; es kommt zu Kontaktschwierigkeiten und zur Abschließung von der Außenwelt. Der Mensch „lebt in sich hinein“; nicht selten wird er ein mürrischer verkrampter Sonderling, der einsam ein ereignisarmes Leben

führt und häufig dabei selbst unglücklich ist, oft sogar selbst von seiner Eigenart weiß, aber dagegen nicht aufkommt.

Man sieht, daß sich eine einzige Besonderheit — seelische Spannung auf Grund von Erregungsstauungen — weit in die Struktur der Persönlichkeit auswirken und eine ganze Reihe von weiteren Eigenschaften hervorbringen kann. Es soll aber keineswegs behauptet werden, daß die erschwerte Spannungslösung die einzige Ursache der schizothymen Introversion ist. Es sollte nur gezeigt werden, daß aus einer einzigen Wurzel viele Persönlichkeitsmerkmale hervorgehen können. Von Kretschmer selbst ist andeutungsweise und von einem sehr scharfen Kritiker der Typologien, dem Schweizer Richard Meili, ist ausdrücklich und mit guten logischen und psychologischen Begründungen erklärt worden, daß man Typen nur aufstellen könne, wenn man solche grundlegende Merkmale zum Gesichtspunkt erhebt. Man kann — wie Klages einmal spöttisch bemerkte — die Menschen auch nach der Farbe ihrer Krawatten in Typen einteilen, womit natürlich gar nichts gewonnen ist. Findet man als Einteilungsgesichtspunkt aber ein Charaktermerkmal, das für einen großen Bereich des seelischen Geschehens bestimmend ist, so ist schon viel gewonnen; und gelingt es, mehrere solcher Grundeigenschaften aufzufinden, so ist damit außerordentlich viel erreicht.

Man kann also Typen aus wenigen Grundmerkmalen auf relativ einfache Weise konstruieren. Die Theorie, die diesem Vorgehen zugrundeliegt, besteht in folgender Annahme: die Mannigfaltigkeit der menschlichen Persönlichkeiten entsteht dadurch, daß einige wenige Grundeigenschaften, die den Charakter des Menschen bestimmen, in verschiedenen Verbindungen und Stärkegraden vorkommen und daher verschiedene Kombinationen ergeben können; die extremen Varianten dieser Kombinationen sind die „Typen“. Ein gutes Beispiel für dieses Verfahren der Typenbildung bietet Gerhard Pfahler, der aus den Hauptzügen der Kretschmer-Typen vier „Grundfunktionen“ abzuleiten suchte: Aufmerksamkeit (eng oder weit, fixierend oder fluktuierend), Perseveration (stark oder schwach), Ansprechbarkeit des Gefühls und vitale Energie. Schon die Kombination der zwei ersten Grundfunktionen ergibt nach Pfahler zwei eindeutig differenzierte Charaktertypen: enge und fixierende Aufmerksamkeit mit starker Perseveration den „Typus der festen Gehalte“, weite und fluktuierende Aufmerksamkeit mit schwacher Perseveration den „Typus

der fließenden Gehalte“ (die Kombination mit den übrigen Grundfunktionen führt zu insgesamt 12 Typen).

Eine umfassende Theorie der menschlichen Typen dürfte sich aber mit solchen einfachen Merkmalskreuzungen, die zunächst ja nur leblose Schablonen liefern, nicht zufrieden geben; sie müßte auch die Frage beantworten, welche der möglichen Typenkonstruktionen in der Wirklichkeit tatsächlich vorhanden sind — und zwar in solcher Anzahl, daß sie als Typen auffallen — und warum gerade diese bestimmten Fälle sich als Gruppen lebendiger Menschen entwickelt haben, während andere, theoretisch gleich mögliche Kombinationen fast oder ganz fehlen. An der Existenz des Zyklouthymen Kretschmers oder des Introvertierten Jungs ist ein Zweifel kaum möglich; wir alle kennen solche „Typen“. Warum gibt es nicht noch viele andere?

Die bisher einzige Antwort auf diese Frage hat der Psychiater Klaus Conrad zu geben versucht. Er nahm an, daß in der Entwicklungsgeschichte der Menschheit zwei polare Wachstumstendenzen wirksam seien, eine konservative und eine propulsive; die erste führt zum pyknomorph-zyklouthymen Typus, der insoferne „konservativ“ ist, als er in seiner Entwicklung sozusagen auf der Stufe des Kindesalters stehen bleibt (sowohl die körperlichen Merkmale des Pyknikers — rundliche Formen, rosige Haut — wie die Charaktermerkmale des Zyklouthymen — Lebhaftigkeit, naiver Egoismus, Kontaktfreude usw. — haben Ähnlichkeiten mit kindlichen Eigenschaften). Die propulsive Wachstumstendenz schafft nach Conrad den leptosom-schizothymen Typus, der in seinem lang aufgeschossenen Körper und in seinem kontaktschwierigen introvertierten Wesen manche Züge der Pubertät und Nachpubertät aufweist. Conrad hat versucht, diese Hypothese, nach welcher die Zukunft eher eine Zunahme der Leptosomen bringen müßte, auch genetisch zu fundieren, ist aber dabei wohl über die Grenzen der möglichen Theorienbildung hinausgegangen. Darauf ist hier nicht einzugehen.

Eine wissenschaftliche Theorie hat die Aufgabe, die einzelnen Tatsachen widerspruchlos zueinander in Beziehung zu setzen und ihr Zustandekommen zu erklären. Eine Theorie der Charaktertypen, die diese Aufgabe in vollkommener Weise löst, gibt es noch nicht. Bei dieser Situation bleibt nichts anderes übrig als die Feststellung, daß die bisher aufgestellten Typensysteme in ihren polaren Gegensätzen weitgehende Ähnlichkeiten aufweisen, so daß man sie als Resultate zweier verschiedener biologischer Entwicklungstendenzen betrachten darf.

Philosophisch begründete Charaktersysteme

✕ Die Lehre von Ludwig Klages

Die allgemeinen Grundlagen

Ludwig Klages (1872—1956) hat seine Charakterologie von einem allgemeinen philosophischen Standpunkt aus begründet, ohne den sie nicht verständlich ist. Gleich im voraus sei dazu betont, daß eine kurze Schilderung der Philosophie von Klages nur einen ganz ungefähren Einblick in diese hauptsächlich von Nietzsche beeinflusste Lehre zu geben vermag.

Klages unterscheidet am Menschen zwei gegensätzliche „Wesenszüge“: das Seelische und das Geistige.

Am besten läßt sich das mit „Geist“ Gemeinte als Entwicklungsprodukt verstehen. Sowohl die Tiere wie der ursprüngliche Mensch sind ichlos; sie besitzen nur die vitalen Funktionen und stehen daher in einem ganz anderen Verhältnis zur Umwelt wie der seiner selbst bewußte Mensch, bei welchem alles von seinem „ich“ dirigiert wird. Ein Beispiel: „Die Biene, die ihren Stock verläßt, um Honig zu sammeln, hat keine Entschlüsse gefaßt, keine Pläne geschmiedet, verfolgt keinen Zweck. Sie überlegt nicht, daß es die und die honigreichen Blüten gebe, kennt keine Aufgaben, keine Pflichten, keine Maximen. Sie setzt sich in Bewegung aus dem Erlebnis eines Mangels, einer Bedürftigkeit und, wodurch sie von innen her getrieben wird, das ist von solcher Beschaffenheit, daß die Bewegungen und Vorgänge, zu denen es antreibt, mit der Erreichung des Zieles, d. i. mit der Aufhebung des Mangels, der Bedürftigkeit enden. Das können wir entweder gar nicht oder wir müssen es so verstehen: der Duft der Lindenblüte, des Kleefeldes, der Erika zieht die Biene. Ohne jede Dazwischenkunft eines Wollens setzt sich der Zug des Zieles in die Flugbewegung der Biene um und führt die fliegende schließlich ans Ziel“. Der wesentliche Unterschied zwischen diesem Vorgang und dem Verhalten der Menschen liegt darin, daß der Zusammenhang zwischen der tierischen Seele und den Dingen der Außenwelt ein unmittelbarer ist, so daß es gar keines Bewußtseins bedarf, um das zum Leben Notwendige zu finden, weil der Anblick desjenigen, was zur Bedürfnisbefriedigung geeignet ist, also z. B. das durch die Sinnesorgane erzeugte Bild der Blume,

sofort und unmittelbar die zu seiner Erreichung notwendigen Bewegungen auslöst. Zwischen den „Bildern“ der Außenwelt und der Seele besteht, wie Klages es ausdrückt, ein „lebensmagnetischer Zusammenhang“; der Sinneneindruck wirkt ebenso elementar und unbedingt auf den Bewegungsapparat wie etwa der positive Pol eines Magneten auf den negativen. „Ein lebensmagnetischer Zug verbindet das dürstende Pferd mit dem Anblick des Wassers, die hungernde Kuh mit dem Eindruck des Grases, den jagenden Adler mit der Erscheinung von Hühnern, Zicklein, Hasen und ebenso ein jedes von ihnen mit der Seite der Bilder und dem Ausschnitt der Welt, die es bewußtlos zu erkennen, zu wählen die Gabe hat als Element und Behausung“. Diese „Bilder“, denen die Tiere „als lebensmagnetisch von ihnen gezogen, nachwandlerisch zustreben“, werden für Klages zur Grundlage des Wirkens der Triebe; „man redet vom Triebe und betont am Trieb mit Recht die Bedürfnisseite, den Mangel. Es genügt jedoch ein Blick auf jedes beliebige Beispiel, damit man erkenne, daß ein Bedürfnis niemals zur Bedürfnisbefriedigung zu führen vermöchte ohne bewußtloses Dasein einer Zugkraft des stillungsverheißenden Bildes in ihm. Wir mögen die Durstempfindung physiologisch, wir mögen sie psychologisch zergliedern, wir finden nichts in ihr von entferntester Ähnlichkeit mit der Erscheinung des Wassers... und wir blieben für immer außerstande, auch nur eine einzige Angabe über das Dursterlebnis zu machen, bevor wir uns nicht entschlössen, es — mit Aristoteles — einen Drang zur Vereinigung mit dem Flüssigen zu heißen; womit wir denn aber in das Bedürfnis des Dürstens als bewußtlose Zugkraft hätten hineingenommen das Flüssigkeitsbild“. Bei allen diesen Behauptungen von Klages ist das Wesentliche immer wieder, daß diese Vorgänge ohne Bewußtsein vor sich gehen — aber nicht etwa unbewußt oder „unterbewußt“, sondern so, daß man das, was man tut oder erlebt, nicht auch noch bewußt feststellt, beurteilt, kontrolliert (es ist einfaches „bloßes“ Erleben und Geschehen, was Klages damit meint); und dieses bewußtlose organische und psychische Geschehen ist zugleich das, was er im Worte „Leben“ und „Seele“ zum Ausdruck bringen will. Man wird einen Begriff von der Größe des hier gemeinten Unterschiedes bekommen, wenn man sich vorstellt, wie verschieden ein Mensch, der mit Bewußtsein und Absicht planmäßig an die Ausführung einer vorher genau überlegten Handlung geht, von einem Tier ist, welches von den Bildern,

die es auf dem Sinnenwege von der Außenwelt bekommt, einfach angezogen, bewußt- und willenlos geführt wird. Auf der Seite des Tieres herrscht die „Seele“, die von selbst alles so fügt und leitet, wie es der Art des Tieres entspricht; auf der Seite des Menschen aber dominiert der „Geist“, der seinen krassesten Ausdruck im „ich will“ hat, weil das Wollen jene Funktion ist, die dem „ich“ zur Behauptung seiner selbst verhilft. Es ist un-
gemein schwer, von diesem Gegensatz in einer kurzen Darstellung einen richtigen Begriff zu geben und seine Bedeutung für das erlebende Wesen klarzumachen. Durch die Lehre von der Kraft und Wirklichkeit der Bilder gelangt Klages zu einem vorlogischen, magisch-dämonischen Weltbild, das außerhalb aller wissenschaftlich-philosophischen Bemühungen steht; was er „Bilder“ nennt, sind unmittelbar durch ihren Ausdruck wirkende Kräfte der sinnlich wahrgenommenen Dinge — und dadurch, daß der „Geist“ diesen Ausdruck nicht versteht (er wirkt nur auf die Seele), hat der Mensch die „kosmische Verbundenheit“ verloren. Vielleicht wird man die Wichtigkeit dieser Unterschiede für den Menschen und damit auch schon für charakterologische Betrachtungen am besten verstehen, wenn man bedenkt, daß auch der heutige Mensch hin und wieder in einen Zustand verfällt, der dem ichlosen Dahinleben des ursprünglichen Menschen nahekommt; Zustände, wie sie Goethe meinte, wenn er schrieb „all unser redlichstes Bemühen glückt nur im unbewußten Momente“ oder „in allen angenehmen Zuständen verläßt die Seele das Bewußtsein ihrer selbst und wird nur durch unangenehme Empfindungen wieder an sich erinnert“. Alles dies und vieles andere, was hier unberücksichtigt bleiben muß — so das Verhältnis des Menschen zur Zeit, das Unsterblichkeitsbedürfnis und die Angst vor dem Tode u. a. m. — führte Klages zu einem wertenden Standpunkt, der seine ganze Philosophie und Psychologie beherrscht: die Seele ist das einzige Wertvolle, der „Geist“ ist das Wertvernichtende.

Es ist fast unmöglich, in einer gedrängten Darstellung die Klagesche Lehre vom „Erwachen des Willens“ verständlich zu machen. Wenn man die Bildlehre begriffen hat und weiß, daß mit dem Ausdruck „Bilder“ nicht etwa optische Eindrücke gemeint sind, sondern magische Kräfte, die den wahrgenommenen Dingen innewohnen — manchmal werden sie geradezu als „Dämonen“ bezeichnet —, so versteht man vielleicht, daß Klages zur Annahme von magischen Beziehungen zwischen der Seele des Menschen und den Dingen seiner Umgebung ge-

langt; und daraus leitet er die Behauptung ab, daß es zu einer Zerstörung des unmittelbaren vitalen Zusammenhanges kommen muß, wenn diese Bilder nicht mehr bloß „geschaut“ und damit unmittelbar erlebt, sondern bewußt auf gefaßt werden: das ichlos dahinlebende Wesen stand in lebendigstem Kontakt mit allem, dessen es bedurfte, denn die Bilder wirkten auf seine Seele unmittelbar anziehend und abstoßend, sie versetzten seinen Körper unmittelbar in Bewegung, wenn sie zur Befriedigung seiner Bedürfnisse geeignet waren; der sich seiner selbst bewußte Mensch hingegen nimmt alles mit Bewußtsein wahr, er faßt dasjenige, was früher schon im Erschauen wirksam wurde, bewußt auf, beurteilt es und wählt zwischen den verschiedenen Verhaltensmöglichkeiten, die ihm seine Interessen nahelegen. Was in der magischen Entsprechung zwischen Bild und Seele sich in unmittelbarem Zusammenwirken fügte, wird nun bewußt gewollt, was früher von selbst geschah, wird nun bewußt getan. Damit ist der lebensmagnetische Zusammenhang zerrissen; an die Stelle des ichlosen Schauens ist das bewußte Auffassen, an die Stelle des ichlosen Angezogen- und Abgestoßenwerdens ist das bewußte Wählen und Wollen getreten; „mit dem Schritt zur bewußten Wahrnehmung geht unausweichlich die Spaltung der Welt in eine Welt der Dinge da draußen und in die Welt des Ichs im Innern“. Betrachtet man dieses Geschehen vom wertenden Gesichtspunkte der Klagesschen Philosophie, dann hat man in dieser Spaltung des lebendigen Daseins in ein „ich“ und in eine „Außenwelt“ das größte Unheil zu sehen, das über die Menschen kommen konnte; aus dem ichlos dahinlebenden Menschen ist ein Wesen geworden, das nicht mehr mit und in der Welt als ihr zugehöriges Element im Ganzen des Kosmos ein von „geschauten Bildern“ geleitetes Dasein führt, sondern als „ich“ der ganzen übrigen Welt gegenübersteht und sich ihr gegenüber zu behaupten sucht. Damit ist der Kern der Klagesschen Willenslehre berührt: alles bewußte Wollen ist immer ein Sichbehaupten gegen die übrige Welt, und alles Tun hat den Zweck, der Selbstbehauptung zum Erfolg zu verhelfen. Jede Selbstbehauptung aber geht auf die Unterdrückung oder Zerstörung dessen, gegen das man sich behaupten will; deshalb ist jedes Wollen und Tun lebenverneinend und lebenzerstörend. Die Selbstbehauptung ist daher die allgemeinste, in tausendfältiger Weise sich auswirkende Tendenz des „Geistes“, dieser „akosmischen Macht“, die auf unbekannt Art „innerhalb eines vorgeschicht-

lichen Volkes irgendwann einmal zuerst . . . hineinzuwirken vermochte in die . . . Lebenszelle“; und die psychische Funktion, in welcher sich die Selbstbehauptung auswirkt, ist der Wille, der in unserer Zeit „sein Ziel, die Konsumierung alles Lebens auf der Oberfläche des Planeten, nicht mehr verschleiern muß, da die Machinalisierung der Lebensvorgänge durch allgemeinen Berufszwang wenigstens im ‚zivilisierten‘ Menschen nahezu fertig ist und das Vermögen der Schauung im Totenkampf liegt“.

Es liegt an der „Geistigkeit“ des heutigen Menschen, daß die Klagesche Lehre nicht so leicht verständlich ist wie irgendein wissenschaftliches System. In den Büchern von Klages sind die Unterschiede zwischen dem „seelenhaften“ und dem „geistigen“ Dasein eindringlich geschildert; eine kurze Darstellung kann das Wesentliche nur andeuten und bei Klages noch viel weniger als bei jedem anderen Autor die Originalwerke ersetzen.

Eine ganz kurze Zusammenfassung des bisher Ausgeführten ergibt folgendes: mit dem immer fortschreitenden Vergeistigungsprozeß, mit dem mehr und mehr hervortretenden „ich“ und mit dem Wachsen seiner Hauptfunktion, des Wollens, hat der Mensch seine Seelenhaftigkeit nach und nach fast ganz verloren. In den unmittelbaren Zusammenhang zwischen der Seele und der Welt hat sich etwas dazwischengeschoben, das die lebensmagnetischen Beziehungen, die ihn früher mit der Natur verbanden, zerstörte; der Mensch, der früher einfach in der Natur mitlebte, wurde zu einem seiner selbst bewußten Wesen und geriet dadurch in ein Gegenverhältnis zur Welt: er ist nicht mehr ein Teil der Natur, sondern er steht ihr selbständig und gesondert gegenüber. „Die Folgen hiervon sind unabsehbar. Das Glück eines helleren Träumens, das Wagnis, Bilder in sichtbare Zeichen zu bannen (Ursymbole), die Erscheinungen festzuhalten im Abbild, schließlich jene Geräte zu ersinnen, die erst wir Späteren aus dem Gesichtspunkt bloßer Werkzeuge betrachten — das alles und noch viel mehr ist die Frucht der übertierischen Anschauungskraft des Vorzeitmenschen. Vor einem so beanlagten Wesen tun neue Pforten sich auf. Es darf staunen über gewaltige Wunder draußen und drinnen, und es kann dem Bestande der aus sich geschehenden Lebensläufe Werke um Werke hinzufügen. Der ursprüngliche Mensch hat die Schwelle der von Fall zu Fall eindeutig gestalteten Tierwelt überschritten und ist hinausgetreten in eine Wirklichkeit voller Geheimnisse und Schauer — ein Seefahrer auf unbekanntem Meeren und in un-

sicherem Boot ohne Kompaß. Der Größe des Schrittes entspricht die Größe der Gefahr. Denn für ewig verloren ist nun dem Menschen der festabgesteckte Lebensraum, darin er schicksallos träumend seinen Ton in der jahrtausendlangen Artmelodie sang“. So erläutert Prinzhorn, der eifrigste Apostel der Klageschen Lehre, die Entwicklung des „ich“; das Bewußtsein wird zum Verhängnis, eine Erkenntnis, die schon Nietzsche besaß: der bewußt denkende und wollende Mensch „hat seine Instinkte vernichtet und verloren; er kann nun nicht mehr, dem ‚göttlichen Tier‘ vertrauend, die Zügel hängen lassen, wenn sein Verstand schwankt und sein Weg durch Wüsten führt“.

Eine solche Entwicklung läßt sich nicht rückgängig machen. Der Wille des Menschen hat sich die Natur, mit welcher er früher als ihr Teil in unmittelbarem Zusammenhang lebte, zum Diener für seine Interessen gemacht. Der „Geist“ herrscht überall, die „Seele“ verschwindet; und wenn der Zustand des natürlichen Dahinlebens gewiß kein vollkommener Idealzustand war, so gleicht er doch „so wenig der scheußlichen Vernichtungsorgie, womit der letzte Sproß des Schauerdramas, das wir geistige Entwicklung oder gar den Fortschritt der Menschheit zu nennen belieben, womit der ‚zivilisierte‘ und ‚gesittete‘ Mensch das Antlitz des Planeten schändet, daß er im Verhältnis dazu allerdings einem Paradiestraum ähnelt, wovon sich der Europäer an einigen Restvölkern der Südsee überzeugen mag, die er bis anhin noch nicht mit Syphilis vergiftet, mit Kartätschen hingemetzelt, durch vampirische Arbeitsfron entnervt hat“. Das letzte Ergebnis der zunehmenden Entseelung des Menschen ist nach Klages die Mechanisierung und Schablonisierung des Lebens, die man heute in krassester Weise in Amerika beobachten kann; „ein einziger Blick in den amerikanischen Arbeitsbetrieb, nicht minder in den amerikanischen Vergnügungsbetrieb, genügt, um uns erkennen zu lassen, daß ‚l’homme-machine‘ nicht mehr bloß vor der Türe stehe, sondern dort bereits Ereignis geworden sei. Daß daran zuerst die weiße Menschheit zugrunde gehen wird und erst ein paar Pferdelängen später die schwarze und gelbe, scheint heute ja einigen Rassetheoretikern zu dämmern... Indessen bietet das kein sonderliches Interesse mehr angesichts der Tatsache, daß schließlich der Untergang aller unausbleiblich ist. Aber nicht das bekümmert uns hier, weil niemand absehen kann, ob die völlig mechanisierte Menschheit nur noch Jahrhunderte oder noch Jahrtausende dauern wird, sondern uns beschäftigt die Mecha-

nisierung selbst. Je weiter sie fortschreitet, um so mehr hat die Persönlichkeit ausgespielt... Wir wissen nur, was wir nicht mehr sind". Die Anwendung dieser pessimistischen, resignierten Anschauungen, die sich allerdings konsequent aus der Lehre von Seele und Geist ergeben, auf die Charakterforschung ist die, daß sich die Verschiedenheiten unter den Menschen ausgleichen werden, so daß nur mehr Schablonen existieren: „und so wird denn, wenn wir nicht irren, auch die Grundlegung der Charakterkunde den Anfang ihres Endes bedeuten, und unsere Nachfolger müssen sich beeilen; sonst werden sie statt der Welt menschlicher Charaktere nur noch die schnell verblässende Erinnerung daran zu fassen bekommen“.

Mit all dem ist nur das Allernotwendigste zum Verständnis der Klageschen Lehre, die das Fundament seiner charakterologischen Arbeiten bildet, gesagt. Die Ausführung dieser Ideen findet man in seinem großen Werk „Der Geist als Widersacher der Seele“.

Das System der Triebfedern

Das Wesentliche im psychischen Dasein des Tieres und des ursprünglichen Menschen ist der unmittelbare Zusammenhang zwischen Seele und Natur, das „Gezogenwerden“ durch die „Bilder“, welche die Außenwelt hervorbringt. Dieses „Gezogenwerden“ ist dasjenige, was im Subjekt als „Trieb“ auftritt: wenn die Blume die Biene „anzieht“, so ist dies auf seiten der Biene ein „Getriebenwerden“, ein „Trieb“ zur Blüte. Ein solcher Trieb hat weder ein Ich noch ein Bewußtsein zur Voraussetzung, er ist eine Lebensfunktion, die unabhängig vom Selbstbewußtsein das Verhalten leitet. Ganz anders verhält es sich beim ichbewußten Menschen: er erlebt nur ganz selten solche unmittelbare Lebenszusammenhänge; an die Stelle der Triebe sind bei ihm die Ziele getreten, die sein Ich zum Ursprung haben und sich vor allem auf die Stellung dieses „ich“ zu den anderen Menschen und zur übrigen Welt beziehen: Ehrgeiz, Eitelkeit, Herrschsucht, aber auch Ehrfurcht, Naturliebe, Pietät usw. gehören hierher. Klages nennt diese ichgebundenen psychischen Erscheinungen, die in den Willenserlebnissen als Motive auftreten und dadurch das Handeln des Menschen bestimmen, Interessen oder Triebfedern. Sie stehen im Gegensatz zu den „Trieben“, die nur der subjektive Ausdruck für eine elementare Beziehung im Lebenszusammenhang sind, während die Interessen ein Bewußtsein und ein Ich voraussetzen.

Im gleichen Gegensatz wie „Trieb“ und „Triebfeder“ stehen zueinander „Seele“ und „Geist“. Die Seele repräsentiert das Element des Lebens, der Geist „das seiner selbst bewußte ‚ich‘“. Und nun muß man sich den Gegensatz zwischen beiden in seiner *D y n a m i k* klarmachen: Die „Seele“ äußert sich im Drange, in der Natur zu versinken und aufzugehen, sie ist das einfach Dahinlebende, ganz und gar der übrigen Natur Zugehörige. Der „Geist“ hingegen ist dasjenige, was den Menschen der Natur gegenüberstellt: Auf der einen Seite alles, was ist und lebt, auf der anderen Seite das „ich“. Er ist der Träger des Strebens nach Erkenntnis und Überwindung, die Seele hingegen trägt „den Hingebungstrieb, den entselbstenden Drang, schauend zu verfluten. Die Seele ohne den Geist ist erlebbar, mag rhythmisch pulsieren in den atmosphärischen ‚Elementen‘ und mindestens vorwalten in der Tierwelt. Der Geist ohne die Seele dagegen wird weder gedacht noch vorgestellt, liegt als akosmisch vielmehr außerhalb des Bewußtseins überhaupt und wird nur erschlossen aus den freilich unablässigen Wirkungen auf das Element in uns selbst, das unter seinem Strahl vereist und zerfällt. Er ist das ‚absolute‘ oder ‚exzentrische‘ A u ß e n, die Seele das natürliche I n n e n; daher dem Dunkel und der Nacht verwandt, wie jener der dämmerungslosen Klarheit. Aus dem Kampf ihrer beider im Zwitterbereich des Personseins erwächst das spezifisch menschliche Bewußtsein mit dem unterscheidenden Symptom des Selbstgefühls. Die Philosophie der Romantik nannte es ‚Tagesbewußtsein‘ und seinen Gegenpol ‚Nachtbewußtsein‘, von dem in uns nur noch Ausnahmestände, in den Tieren aber ganze Erscheinungsgruppen, wie ein rätselhafter Ortsinn, gleichsam magische Witterungen und übervernünftige Fürsorgeinstinkte zeugen ...“

Mit all dem ist ein Einteilungsprinzip gefunden, das die Menschen nach dem Vorwiegen von Seele und Geist, von denen immer beide vorhanden sind, zu unterscheiden erlaubt. Der Bereich der Seele läßt sich als derjenige der Hingebung, der Bereich des Geistes als derjenige der Behauptung bezeichnen und damit eine Kategorisierung der Triebfedern in Hingebungstriebgedern und in Behauptungstriebgedern durchführen. Zu den ersten gehören, um nur einige Beispiele anzuführen: Naturliebe, Heimatliebe, Pietät, Aufopferungsdrang, Wohlwollen, Güte, Treuherzigkeit, Mitleid und Mitfreude, Selbstlosigkeit, Geduld und Langmut, Ehrfurcht usw. Zu den Behauptungstrieb-

federn hingegen sind zu zählen: Sachlichkeit, Kritikbedürfnis, Unparteilichkeit, Unternehmungsgeist, Eigennutz, Erwerbssinn, Herrschsucht, Ehrgeiz, Gefallsucht, Berechnung, Argwohn, Verschlagenheit, Heuchelei und Listigkeit, Eigensinn, Unfügsamkeit, Vergeltungssucht, Neid, Schadenfreude, Nüchternheit und Trockenheit, Strenge und Kälte, Gefühls- und Teilnahmslosigkeit, Genußsucht usw. Auf die Unterteilungen von Klages einzugehen, würde zu weit führen.

Alle diese beispielsweise angeführten Eigenschaften bringen nur bestimmte Einzelzüge, die von der Sprache — wohl wegen ihrer Häufigkeit — in eigenen Worten erfaßt wurden, zum Ausdruck. Viel wichtiger als diese Einzelheiten ist die Gesamttendenz eines Menschen: das allgemeine, alles durchdringende und färbende Vorwiegen von Seele oder Geist. Die Grundeinstellung des einzelnen Menschen zu dem, was um und außer ihm vorhanden ist, ist das Wesentliche; und diese Grundeinstellung läßt sich nach den Prinzipien von Klages in eine seelische und eine geistige scheiden. Mit dieser Scheidung hat Klages eine charakterologische Betrachtungsweise geschaffen, die zwar sehr einseitig ist, aber dabei doch sehr in die Tiefe geht.

Der Aufbau des Charakters

Hat man die Seele-Geist-Lehre von Klages einmal verstanden, so erscheint seine übrige charakterologische Arbeit nur mehr als Ausführung und Ergänzung eines allgemeinen Systems nach der charakterologischen Richtung. Er unterscheidet fünf Zonen von Charaktereigenschaften: Den Stoff oder die Materie, das Gefüge oder die Struktur, die Artung oder die Qualität, den Aufbau oder die Tektonik und den Aspekt oder die Haltungsanlagen des Charakters.

Den Stoff des Charakters bilden die Fähigkeiten und Begabungen: Gedächtnis, Auffassungsvermögen, Scharfsinn, Willensstärke, Klarheit, Feinfühligkeit usw., also Eigenschaften des Gefühles wie des Willens und des Verstandes. In allen diesen Eigenschaften unterscheiden sich die Menschen voneinander in der Quantität; sie sind Mengen eigenschaften.

Das Gefüge des Charakters umfaßt die Anlagen, die den Ablauf der psychischen Vorgänge bestimmen. Wo es sich um einen Ablauf handelt, muß ein Antrieb vorhanden sein und ein Widerstand angenommen werden, gegen welchen der An-

trieb aufzukommen hat; wie man die Stoffeigenschaften als Mengen darstellen konnte, so kann man die Gefügeeigenschaften durch das Verhältnis einer Antriebsgröße zu einer Widerstandsgröße darstellen, weshalb sie Klages auch Verhältniseigenschaften nennt. Es handelt sich hier also um die Charakterzüge, die man im Begriff des Temperamentes zu vereinen suchte, also um Gefühls- und Willenserregbarkeit und um das Äußerungsbedürfnis der Menschen.

Die Artung des Charakters braucht nicht mehr näher besprochen zu werden; sie ist die Zone der Triebfedern, also der Kern des Charakters, der in der vorwiegend seelischen, hingebenden, oder geistigen, behauptenden Grundhaltung zum Ausdruck kommt.

Die Tektonik des Charakters ergibt sich aus der Harmonie oder Disharmonie der übrigen Eigenschaftsbezirke. Einheitlichkeit und Zerrissenheit, Festigkeit und Labilität, Reife und Unreife gehören hierher.

Die Haltungsanlagen schließlich umfassen alles, was mit dem Betragen des Menschen zusammenhängt. Schüchternheit, Ausgelassenheit, Dreistigkeit, Schwatzhaftigkeit, Bescheidenheit usw. sind solche Betrageigenschaften.

Gegen diese Einteilung wird sich nicht viel sagen lassen. Sie ist so gut wie jede andere, die alle Bezirke des Charakters umfaßt. Eine Einteilung ist immer erst die Grundlage für die Einzelarbeit; und in dieser Hinsicht ist, wie Klages selbst betont, noch sehr viel zu leisten. Man muß wissen, w a r u m ein Mensch feinfühlig oder harmonisch, zerrissen, schüchtern oder bescheiden ist; zur Erklärung solcher Eigenschaften hat Klages in feinen Analysen einzelner Züge, wie des Ressentiments, der Eifersucht, der Hysterie usw., viel Wertvolles beigetragen.

Die heute auch in wissenschaftlichen Kreisen nicht mehr bestrittene Bedeutung der Klageschen Arbeiten liegt in erster Linie darin, daß er die letzten Wurzeln der Charaktereigenschaften aufzufinden suchte und mit dem Gegensatz von Seele und Geist zwei psychische Grundrichtungen darstellte, die in jedem Menschen in verschiedenem Stärkeverhältnis vorhanden sind und dadurch nicht nur die Verschiedenheit der Charaktere verständlich machen, sondern auch eine wertende Beurteilung erlauben. Daß der Betonung des „Lebens“ und der „Seele“ mit ihren „Hingebungs-tendenzen“ in einer Zeit, in welcher der „Geist“ mit seiner „Willenswut“ die letzten Reste des „unmittelbaren lebensmagnetischen Zusammenhanges“ zu

vernichten im Begriffe ist, besondere Bedeutung zukommt, bedarf keiner Hervorhebung; der Erfolg der Klagesschen Lehre und die Leidenschaft, mit der sie von seinen Anhängern vertreten wird, spricht deutlicher als die Anerkennung der Fachwissenschaften sprechen könnte. Über die Wissenschaftlichkeit des Systems von Klages zu streiten, hat nicht viel Sinn, weil Klages selbst gar nicht auf Wissenschaftlichkeit ausgeht, sondern nur hin und wieder in sehr spärlichem Ausmaß Ergebnisse der Einzelwissenschaften zur Stützung seines allgemeinen philosophischen Gesichtspunktes heranzieht.

Abschließend sei noch einmal betont, daß das Ausgeführte in keiner Weise das Studium der Klagesschen Bücher ersetzen kann, sondern nur einen ganz allgemeinen und deshalb auch nur ungefähren Einblick in seine Lehre geben sollte. Es mußte nicht nur vieles — vor allem auch seine **Ausdrucksforschung**, die in seinen graphologischen Arbeiten besonders bekannt geworden ist — unberücksichtigt bleiben; es kommt bei der Philosophie von Klages ungemein viel auf die sprachliche Ausdrucksweise, auf den Unterton und den Anklingungswert der Worte an, auf Darstellungsmomente also, die in einer gedrängten Schilderung ganz verlorengehen. Demjenigen, dessen charakterologischer Eigenart die Klagessche Lehre entspricht, vermitteln seine Bücher mit ihrer oft leidenschaftlichen Sprache leicht ein sicheres Gefühl für die Unterscheidung des aus der „Seele“ und des aus dem „Geiste“ Stammenden; freilich machen sie ihn auch zum Pessimisten, denn wenn nicht, wie Klages einmal sagt, ein Wunder geschieht, wird die heutige zivilisierte Menschheit rettungslos dem „Geiste“ und damit dem Untergang verfallen.

✕ Die Lehre von Eduard Spranger

Die allgemeinen Grundlagen

Bei der Darstellung der **Kretschmer**schen Typen wurden bereits einzelne Züge angegeben, die sich auf das Verhalten des Menschen zu dem, was um ihn her vorhanden ist, beziehen.

So wurde der **Zyklothyme** als gesellig, der **Schizothyme** als ungesellig oder elektiv gesellig bezeichnet; vom **Zyklothymen** wurde allgemein gesagt, daß er den Kontakt mit der Umwelt sucht und rasch findet, während dem **Schizothymen** dies schwerfällt. Hingegen wurden die Interessen-

richtungen in ihrer Verschiedenheit wohl in der Lehre von Klages berührt, ohne daß dabei aber eine Einteilung nach den in der Welt bestehenden Interessengebieten durchgeführt wurde. Eine solche Einteilung wurde von Eduard Spranger (1882—1964) geschaffen und zu einem System ausgebaut.

Jeder Mensch befindet sich immer in einer bestimmten Umwelt, die sich in dasjenige, was von Natur aus vorhanden ist, und in dasjenige, was von den Menschen geschaffen wurde, scheiden läßt: in eine natürliche und in eine kulturelle Umgebung.

Die kulturelle Umgebung enthält nicht nur das Sinnenfällige, also z. B. die Bauten, Maschinen, die Kunst- und Gebrauchsgegenstände, sondern auch geistige Richtungen, Ideen, Weltanschauungen usw. Weil hinter allen diesen Kulturleistungen der Mensch als ihr Schöpfer steht und weil dieses Schaffen nicht das körperliche, sondern das geistige Leben des Menschen zur Grundlage hat — geistig in einem allgemeineren Sinne als vorhin bei Klages zu verstehen —, nennt Spranger die Kulturgüter „Gebilde der Geisteswelt“; und weil diese Gebilde außerhalb des Menschen liegen, also in Gegensatz zu seinem subjektiven Sein stehen, spricht er von Kultur auch kurzerhand als vom „objektiven Geist“.

Schon daraus, daß die Kulturgüter von Menschen geschaffen sind, ergibt sich die Tatsache, daß der Mensch zu ihnen in einer inneren Beziehung steht. Das Tier oder der Mensch auf niederer Entwicklungsstufe mag in seinem Seelenleben nur auf die Erhaltung seiner selbst und seiner Gattung ausgehen; der Mensch von höherer Entwicklung kennt noch andere Ziele. Was aber für den Menschen ein Ziel darstellt, ist für ihn auch ein Wert; deshalb ist ihm alles, wonach zu streben in seiner Natur liegt, wertvoll. Und wenn die Menschen Künste, Religionen, wissenschaftliche, soziale und politische Ideen usw. hervorbrachten, so geschah dies deshalb, weil sie darin einen Wert erblickten oder, psychologischer ausgedrückt, weil ein Streben danach in ihnen vorhanden war. Spranger nennt daher die Kulturgüter „objektive Wertgebilde“.

An diesen im historischen Prozeß entstandenen Wertverwirklichungen hat jeder in einer Kultur lebende Mensch mehr oder weniger Anteil, weil sie ihm mehr oder weniger wertvoll sind. Das „Mehr-oder-weniger-wertvoll-Sein“ aber bedeutet nichts anderes, als daß sich im Menschen selbst gewisse, mehr

oder weniger starke Strebungen oder Wertrichtungen vorfinden, die, miteinander verflochten und durch die Einheit des Ichbewußtseins aufeinander bezogen, sich in den Erlebnissen des Menschen auswirken.

So kommt es zu einer „Sinnbeziehung“ zwischen den objektiven Wertgebilden und den subjektiven Werterlebnissen. Nimmt man dabei an — und die Wirklichkeit berechtigt dazu —, daß im einzelnen Menschen eine bestimmte Wertrichtung vorherrsche, so wird man aus der Tatsache, daß an jedem seelischen Vorgang der ganze Mensch, also die Gesamtheit seiner Eigenarten und damit auch seiner Wertrichtungen, beteiligt ist, erwarten müssen, daß die vorherrschende Wertrichtung die übrigen Wertrichtungen irgendwie färbt und in ihrem Sinne beeinflusst.

Damit ist die Grundlage für die Sprangersche Typeneinteilung gegeben. Da sich die objektiven Wertgebilde, die Kulturgüter, in Einzelbereiche (Kunst, Wissenschaft, Religion usw.) einteilen lassen, so werden sich, ihnen entsprechend, auch die subjektiven Wertrichtungen und mit ihnen die Menschen, in denen sie vorherrschen, einteilen lassen. Auf diese Weise kommt Spranger zu zeitlosen „Idealtypen, die als Schemata oder Normalstrukturen an die Erscheinungen der historischen und gesellschaftlichen Wirklichkeit angelegt werden sollen“.

Die idealen Grundtypen der Individualität

Bei der Aufstellung der Typen geht Spranger von seiner psychologischen Totalitätsauffassung aus, nach welcher in jedem Individuum alle Wertrichtungen vorhanden, jedoch von der dominierenden in ihrem Sinne gefärbt sind. Teilt man die Kulturwerte in bestimmte Klassen und unterscheidet man die Menschen nach den Wertrichtungen, die diesen Klassen entsprechen, so muß man auch noch zeigen, wie die vorherrschende, also typenbestimmende Richtung die übrigen im Menschen ebenfalls vorhandenen Strebungen beeinflusst. Nach der Lehre Sprangers lassen sich die Kulturwerte in sechs Kategorien teilen, denen sechs ideale Grundtypen des Menschen entsprechen. Diese Typen sind: 1. der theoretische Mensch, 2. der ökonomische Mensch, 3. der ästhetische Mensch, 4. der soziale Mensch, 5. der politische oder Machtmensch und 6. der religiöse Mensch.

Der theoretische Mensch ist bestimmt durch seine Einstellung auf das Gebiet des Abstrakten, in welchem er in unpersönlicher Weise seine scharfen und präzisen Unterscheidungen und Einteilungen vornimmt, um auf diese Weise zu einem sauberen und logisch klaren und einwandfreien System zu kommen. Alles Persönliche und damit auch das Fühlen und Begehren tritt dabei zurück; er kennt nur eine Leidenschaft, nämlich diejenige des objektiven Erkennens. „Die Welt wird für ihn ein Fächerwerk von allgemeinen Wesenheiten und ein System allgemeiner Abhängigkeitsverhältnisse. Dadurch aber überwindet er die Gebundenheit an den Moment. Er lebt in einer mehr zeitlosen Welt; sein Blick umspannt eine weite Zukunft, bisweilen ganze Erdepochen, und in dieser Besonnenheit verschlingt er Vergangenes und Künftiges zu einer gesetzlichen Ordnung, die er mit seinem Geiste meistert. Sein Ich hat teil an der Ewigkeit, die von der ewigen Geltung seiner Wahrheiten ausstrahlt.“

Von den übrigen Wertrichtungen liegt dem theoretischen Menschen das ökonomische Verhalten am fernsten; er ist gegenüber den praktischen Lebensbedürfnissen ungeschickt und hilflos. Aber auch der ästhetischen Einstellung steht er recht fremd gegenüber; Einfühlung und Intuition sind für ihn sinnlose Schwärmereien. Nicht viel anders steht es mit der Beziehung zum Sozialen und Politischen: der Theoretiker hat kein Mitgefühl, er kann sich in andere Menschen nicht einleben; und für das politische Gebiet ist er ungeeignet, weil ihm der Sinn für das Konkrete und Praktische fehlt.

Was schließlich das Religiöse anlangt, so gibt es hier zwei Möglichkeiten: Die positivistische Variante des theoretischen Menschen hat für Religion nichts übrig, weil sie voraussetzungslos und wertfrei zur Wahrheitserkenntnis kommen will; die metaphysische Variante hingegen hat nicht selten einen tief religiösen Zug, der sich in der Ehrfurcht vor den letzten Fragen und im Vertrauen auf das eigene intuitive Erkenntnisvermögen äußert.

Der ökonomische Mensch ist derjenige, der in allen Beziehungen den Nützlichkeitswert voranstellt. „Alles wird für ihn zu Mitteln der Lebenserhaltung, des naturhaften Kampfes ums Dasein und der angenehmen Lebensgestaltung. Er verfährt sparsam mit dem Stoff, mit der Kraft, mit dem Raum, mit der Zeit, um ihnen ein Maximum nützlicher Wirkungen für sich abzugewinnen. Wir Neueren würden ihn

vielleicht auch als den praktischen Menschen bezeichnen, schon weil das ganze Gebiet der Technik . . . ebenfalls unter dem Gesichtspunkt des Ökonomischen steht. Aber der Wert seines Tuns liegt nicht in den Tiefen einer wertentscheidenden Gesinnung, sondern in dem ganz äußerlichen Nutzeffekt“.

Für die erkennende Tätigkeit hat der ökonomische Mensch viel übrig; aber nicht, weil es ihm um die Wahrheit geht, sondern weil er das Wissen verwerten will. Erkenntnisse, die keinen Nutzen bringen, sind ihm wertlos. Das Ästhetische ist für den ökonomischen Menschen höchstens ein Mittel, das Leben angenehmer zu machen, also insofern wertvoll, als er es als Luxus pflegt und anstrebt. Besonders deutlich zeigt sich seine Eigenart im Bereiche des Sozialen: er ist der Egoist in Reinkultur, die übrigen Menschen sind für ihn als Menschen uninteressant, wichtig nur als Konsumenten, Produzenten und als Helfer zu ökonomischen Zwecken. Die Politik ist ihm wichtig, weil sie das wirtschaftliche Gebiet beeinflusst; Politik ist für ihn ausschließlich Wirtschafts- und Finanzpolitik. Das Religiöse liegt ihm fern; sein Gott ist Mammon.

Der ästhetische Mensch ist nicht leicht zu schildern, weil sich im Bereiche dieses Erlebens die feinsten und zartesten seelischen Gefühlsregungen auswirken, für deren subtiles Wesen die Sprache der Wissenschaft viel zu grob und zu schematisierend ist. Der ästhetische Mensch steht dem Materiellen irgendwie fern; er lebt das Dasein, wie Spranger es ausdrückt, „mehr aus zweiter Hand“. Diese Naturen „berühren sich nicht unmittelbar mit der Realität, die das Begehren und Handeln weckt. Sie sehen dem Bilderspiel des Lebens zu, freilich nicht theoretisch reflektierend, sondern einführend und genießend-beschauend“. Deshalb ist ihnen das Begriffliche der wissenschaftlichen Tätigkeit, aber noch mehr das Praktische des ökonomischen Bereiches fremd; auch im Verhältnis zu den anderen Menschen entscheiden nicht die realen Interessengemeinsamkeiten, sondern es sind die übrigen Menschen in erster Linie, wie alles andere, Gegenstand der Betrachtung, also Ausdruck einer bestimmten Wesensart. Auf dem politischen Gebiet ist der Ästhetiker Anhänger möglicher Freiheit und Entwicklungsmöglichkeit; das Harte und Beengende der imperialistischen Staatsformen schränkt die Auswirkung der Persönlichkeit für den Ästhetiker zu sehr ein, er vertritt den „Liberalismus des schönen

Menschentums“. Auch in der Religion hat er gegen alles Dogmatische starke Abneigung; seine Religion ist die Harmonie mit dem All, die Anschauung von der Beseeltheit und Göttlichkeit der ganzen Natur.

Der soziale Mensch ist charakterisiert durch die liebende Einstellung zu den Mitmenschen, die dazu führt, daß er nicht nur sein eigenes Leben lebt, sondern dasjenige der andern mitlebt, wobei sein eigenes Dasein ganz zurücktreten kann; daher liegt ihm alles Selbstsüchtige ganz fern. Die Wissenschaft ist für ihn zu kalt und sachlich, das ökonomische Verhalten widerspricht seiner Selbstlosigkeit, und das politische Gebiet erfordert hartes und rücksichtsloses Vorgehen, wofür er gänzlich ungeeignet ist; sein Staatsideal ist eine Gesellschaftsform, in welcher alle Menschen in gegenseitiger Hilfe glücklich sind. Ganz nahe steht dem sozialen Menschen der religiöse; ein alles mit Liebe behütender Gott ist für den Sozialen der höchste Wert.

Der Machtmensch ist derjenige, der darauf ausgeht, daß sich alle übrigen Menschen seiner Meinung und seinen Anordnungen fügen. Es gibt einen Machtgenuß, der zur Voraussetzung hat, daß man sich selbst frei und unabhängig fühlt und zugleich weiß, daß die anderen abhängig sind. Für den Machtmenschen ist alles Mittel zum Zweck, die anderen zu unterdrücken; die wissenschaftliche Erkenntnis ebenso wie die irdischen Güter, diese letzteren ganz besonders, weil mit ihnen ein wirksames Mittel zur Machtgewinnung erreicht ist. Das Ästhetische benützt er zur Äußerung der Macht, es dient dem Luxus und der Dekoration. In scharfem Gegensatz steht der Machtmensch zum sozialen Menschen; von der Liebe des letzteren ist bei ihm nichts vorhanden. Ebenso wenig hat der Machtmensch ein Verhältnis zur Religion; Gott ist für ihn höchstens der ungerne anerkannte noch Mächtigere.

Der religiöse Mensch schließlich ist „derjenige, dessen ganze Geistesstruktur dauernd auf die Erzeugung des höchsten, restlos befriedigenden Werterlebnisses gerichtet ist“. Spranger findet drei Formen des religiösen Menschen: den immanenten Mystiker, der alle Lebenswerte als Ausflüsse des Göttlichen betrachtet und alles Seiende verehrt, weil Gott darin wohnt; sein Gegenteil ist der transzendente Mystiker, der alles Irdische verachtet und in seiner ganzen Geisteshaltung einer überweltlichen Sphäre zugewandt ist, in welcher aufzugehen sein Ziel ist. Die dritte Art des Religiösen — der

„Dualistische“ — läßt das Irdische als notwendig und gut gelten, trennt es aber scharf vom Überirdischen, in welchem allein das Göttliche lebt und herrscht. Das Erkennen kann für den Religiösen einen Wert bedeuten, aber die Grenzen des Erkennens sind eng und unüberschreitbar; das Letzte kann man nur glauben. Das ökonomische Gebiet ist für den Religiösen das zwar notwendige, aber niedere Mittel der Lebenserhaltung, dem man sich nicht verschreiben darf; das ästhetische Gebiet dagegen hat mit dem religiösen manche Berührungspunkte, aber es ist an das Materielle gebunden und nicht an sich wertvoll, sondern höchstens als ein besonderer Ausdruck des Göttlichen. Der Bereich des Sozialen ist mit demjenigen des Religiösen auf das engste verbunden; denn hier kann der Religiöse durch Helfen und Bessern seinem Gott auf jene Weise dienen, die dem göttlichen Lieben am nächsten kommt.

Für einige Spranger-Typen hat Wilhelm Arnold eine feinere Differenzierung vorgeschlagen. So nimmt er für den theoretischen Menschen drei typenbildende Anlagen an, aus denen sehr verschiedene Arten von Forschern und Philosophen hervorgehen: Beobachtung des Einzelnen, um von dort aus zu einem System zu gelangen (Induktion), Annahme von Zusammenhängen, die — oft geradezu als Vorurteil — auf alles Einzelne übertragen werden (Deduktion), und wirklichkeitsentsprechende Verbindungen beider Einstellungen (Synduktion — die ideale Grundhaltung für die Erforschung komplexer Sachverhalte, z. B. in der Psychologie). Beim ästhetischen Typus unterscheidet Arnold vier Arten des Lebensstils: realistisch (Eindruckserleben ohne ästhetische Verarbeitung), idealistisch (gedankenhafte Umformung des Erlebnismaterials), impressionistisch (subjektive Gefühlsfärbung der Eindrücke) und expressionistisch (überstarke gefühlhafte Subjektivierung).

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß schon lange vor Spranger ein Schweizer Erbforscher — A. de Candolle in Genf — 6 Werttypen unterschieden hat, von denen 5 dem Sprangerschen System entsprechen. De Candolle unterschied im Jahre 1873: 1. ausgeprägtes Trachten nach materiellen Gütern aus Freude an Erwerb und Besitz, 2. Veranlagung, zum eigenen Vergnügen Werte zu vergeuden, 3. Streben nach Einfluß und politischer Macht, 4. Tendenz zu religiösen Gedanken, 5. Streben nach Wahrheit um ihrer selbst willen, 6. Drang nach dem Schönen an sich.

Grundlagen und Methoden der Persönlichkeits-Diagnostik

Die bisher dargestellten Typen- und Charaktersysteme versuchen, große Gruppen von Menschen zu bilden, die einander in den Eigenarten ihrer Reaktionen auf Umweltsreize, ihrer Lebenseinstellung oder ihrer Interessen ähnlich sind. Der einzelne Mensch ist dabei nur insoferne erfaßt, als er zu einer typologisch charakteristischen Gruppe gehört. Aber nicht alle Menschen gehören zu einer solchen Gruppe, und auch unter „typengleichen“ Menschen ist jeder von allen anderen in vielen Merkmalen verschieden. Die individuelle Eigenart des Einzelmenschen wird durch die Zuordnung zu einem Typus nicht erfaßt; jeder Schizothyme unterscheidet sich von den anderen Schizothymen nicht nur durch den Grad der Schizothymie, sondern auch durch Merkmale, die typenunabhängig sind (z. B. Intelligenz, Ehrlichkeit usw.). Für die Arbeit des praktischen Psychologen genügt daher die Typendiagnose nicht; er will zu einer „Persönlichkeitsdiagnose“ gelangen — zu einer richtigen Beschreibung des einzelnen Menschen mit allen seinen charakteristischen Eigenschaften.

Im Alltagsleben entscheidet bekanntlich in erster Linie der „persönliche Eindruck“, den man von einem Menschen durch sein Aussehen, die Art seines Benehmens, seine Stimme und Sprechweise empfängt; in der Wissenschaft faßt man diese äußerlichen Merkmale, aus denen sich Schlüsse auf den Charakter ziehen lassen, unter dem Begriff „Ausdruck“ zusammen. Zum Ausdruck gehört nicht nur der Gesichtsausdruck, sondern alles, was an äußeren Merkmalen an einem Menschen feststellbar ist (z. B. auch sein Gang, seine Kleidung, seine Größe, seine Bewegungsweise usw.). Natürlich spielen solche Ausdruckserscheinungen auch bei Begutachtungen in der psychologischen Praxis eine große Rolle; aber es ist bisher nur in geringem Grade gelungen, sie exakt zu erfassen. Die „Ausdrucks-Psychologie“ bietet gegenwärtig noch viel mehr ungelöste theoretische Probleme als praktisch anwendbare diagnostische Methoden; nur die Graphologie, die Deutung des Ausdruckes der Handschrift, hat praktische Bedeutung gewonnen, doch bestehen über ihren Verlässlichkeitsgrad sehr divergierende Meinungen.

1. Als wichtigste und sicherste Methoden der Persönlichkeits-Diagnose gelten gegenwärtig die Persönlichkeits-Tests, über die in den folgenden Kapiteln ausführlich berichtet wird.

In der Ausdrucksforschung und bei der Kontrolle von Intelligenz- und Persönlichkeits-Tests wird mit einem statistischen Verfahren gearbeitet, das die Möglichkeit bietet, den Grad der Übereinstimmung zwischen zwei Befunden — z. B. Gesichtsausdruck und Intelligenz oder Intelligenz und Schulleistung — in einer einzigen Zahl zum Ausdruck zu bringen: die Korrelations-Rechnung. Ein Beispiel: es soll festgestellt werden, mit welcher Sicherheit sich die Intelligenz nach dem Gesichtsausdruck schätzen läßt. An genügend vielen Personen — z. B. 50 Schülern — werden durch genügend viele Beurteiler — z. B. 200 — Schätzungen der Intelligenz nach dem Aussehen in einer Fünf-Noten-Skala (von sehr- bis nicht-intelligent) durchgeführt; dann wird für jeden der 50 Schüler der Intelligenzgrad mit Hilfe eines Tests festgestellt (wieder in einer Fünf-Noten-Skala). Es liegen nun für jeden Schüler zwei Befunde vor: der geschätzte Intelligenzgrad (als Mittel aller 200 Schätzungen) und der getestete Intelligenzgrad. Man könnte nun in Prozenten angeben, wieviele Schätzungen vollkommen mit dem Testergebnis übereinstimmen, wieviele überhaupt nicht und wieviele dazwischenliegen. Mit Hilfe der Korrelationsrechnung kann man die ganze Variation von vollkommener bis gänzlich fehlender Übereinstimmung zwischen Intelligenzschätzungen und Intelligenztestungen an allen 50 Schülern erfassen und in einer einzigen Zahl ausdrücken. Diese Zahl — der Korrelationskoeffizient r — liegt zwischen $+1$ und -1 (im obigen Beispiel etwa bei $+0,4$). Ein Koeffizient von $+1$ würde bedeuten, daß alle Intelligenzschätzungen mit den Testergebnissen übereinstimmen, ein solcher von -1 , daß keine übereinstimmt (ein Koeffizient von 0 bedeutet vollkommen regellose Zufallsverteilung).

Der Korrelationskoeffizient gibt nur an, mit welcher Häufigkeit zwei Merkmale, Befunde, Ereignisse usw. gleichzeitig auftreten; alles weitere — z. B. die Annahme von Zusammenhängen oder Abhängigkeiten — ist Interpretation. Es ist oft schwierig, die Bedeutung einer Korrelation richtig einzuschätzen; besonders ist dabei zu beachten, daß der Korrelationskoeffizient nicht linear ansteigt; ein r von $0,80$ ist nicht das Doppelte von $r=0,40$, sondern beträchtlich mehr. Es

gibt ein Verfahren zur Umrechnung der Korrelation in Prozente der Varianz: wenn man den Koeffizienten quadriert, erhält man (mit 100 multipliziert) den Prozentsatz, in welchem beide Merkmale zusammenfallen (oder beide Aussagen, z. B. Intelligenzschätzung und Intelligenztestung, übereinstimmen). Ein Koeffizient von 0,8 ergibt 64% gemeinsame Varianz beider Merkmale, ein solcher von 0,4 nur 16%. Man sieht aus dieser Umrechnung, daß nur hohe Koeffizienten Häufigkeitsprozente ergeben, die zur Annahme von Zusammenhängen oder Abhängigkeiten zwischen den untersuchten Befunden berechtigen; bei Korrelationsuntersuchungen über die Stabilität und Zuverlässigkeit von Intelligenz- und Persönlichkeitstests müssen daher hohe Koeffizienten gefordert werden.

Auf die Berechnung von Korrelationen kann hier nicht eingegangen werden; es gibt darüber gute Lehrbücher (z. B. E. Mittenecker 1965). Es sei auch betont, daß die Umrechnung in Prozente der Varianz nicht für alle Arten der Korrelationskoeffizienten zulässig ist (wohl aber auf die in diesem Buche angeführten Koeffizienten), ferner, daß jede Korrelation auf ihre statistische Relevanz untersucht werden muß (Signifikanzprüfung).

Schon aus diesen kurzen Hinweisen ergibt sich, daß die richtige Beurteilung der Verlässlichkeit eines Tests und seiner Resultate nur auf Grund eingehender Fachstudien möglich ist. Dasselbe gilt von der Anwendung und Auswertung von Testmethoden. Außer gründlicher Fachkenntnis erfordert jede einigermaßen genaue Persönlichkeits-Diagnose viel Aufwand an Zeit, Mühe und Geduld. Methoden, mit denen man den Charakter eines Menschen rasch und sicher feststellen kann, gibt es nicht. Um nur einige der entscheidenden Charakterzüge eines Menschen mit solcher Sicherheit zu konstatieren, daß man mit gutem Gewissen ein Persönlichkeitsgutachten über ihn abgeben kann, muß man vielerlei Verfahren anwenden, die nur ein Fachpsychologe, der eine entsprechende Spezialausbildung durchgemacht hat, richtig auswählen und in ihrem diagnostischen Wert richtig einschätzen kann.

Ausdrucksforschung

Probleme und Methoden

Die Ausdruckskunde ist ein Gebiet, in welchem der Kontrast zwischen der wissenschaftlichen Psychologie und der praktischen Psychologie des täglichen Lebens besonders scharf hervortritt; dabei befindet sich die letztere sehr im Vorteil gegenüber der Fachpsychologie, denn diese besitzt gegenwärtig noch nicht einmal einen Ansatz zu einer verlässlichen Ausdruckslehre. Es gibt noch keine wissenschaftlich gesicherte Ausdruckskunde, mit deren Hilfe man den Charakter eines Menschen aus seinem Aussehen, seinen Bewegungen, seiner Sprechweise oder seiner Schrift rasch und verlässlich erkennen könnte. Mit wissenschaftlichen Methoden ist nicht einmal der Unterschied zwischen einem fröhlichen und einem spöttischen Lachen feststellbar; wir haben keine Instrumente, mit denen man konstatieren könnte, ob ein Blick offen, listig oder verträumt ist. Kaum irgendwo wird man die Verschiedenheit zwischen den rationalen wissenschaftlichen Methoden und den unvergleichlich feineren „natürlichen“ Methoden unseres Seelenlebens besser darstellen können als am Beispiel des Ausdrucks: die wissenschaftliche Psychologie kann Empfindungsschwellen mit einer Genauigkeit von Tausendstelmillimetern oder Tausendstelsekunden messen, aber sie kann auch mit ihren kompliziertesten Apparaten einen gequälten von einem verlegenen Gesichtsausdruck nicht unterscheiden.

Der Grund hierfür liegt vielleicht darin, daß die Wirkung des Ausdruckes nicht auf dem Wege verstandesmäßig faßbarer Tatsachen zustande kommt, sondern „unmittelbar“ — auf ganz rätselhafte und geheimnisvolle Weise, die viel mehr mit dem Gefühlsleben als mit dem Denken zusammenhängt; ferner darin, daß gegenüber den Feinheiten der Ausdruckswirkung die Sprache versagt. Wir haben nicht einmal im täglichen Sprachgebrauch und ebensowenig in der Sprache der Dichter, am wenigsten aber in der wissenschaftlichen Terminologie die Möglichkeit, Ausdruckserscheinungen exakt und präzise zu beschreiben. Niemand kann genau sagen, worin der Unterschied zwischen einem fröhlichen, spöttischen, ironischen, gezwungenen, höhnischen, vergnügten, verlegenen, freundlichen oder hämischen Gesichtsausdruck besteht, aber jeder erfaßt diese Unterschiede mit großer Sicherheit rein

„instinktiv“ — der Eindruck des Hämischen, Spöttischen oder Fröhlichen entsteht ganz von selbst, ohne unser Zutun, eben „unmittelbar“, ohne Nachdenken und Überlegen. Nichts wäre lächerlicher als etwa den Menschen mit wissenschaftlichen Methoden beibringen zu wollen, wie sich das spöttische vom herzlichen Lachen unterscheidet, aber nicht einmal dazu wäre die Psychologie in der Lage.

Der Hauptgrund dafür, daß die Wissenschaft bisher so wenig zur Ausdruckskunde beitragen konnte, liegt wahrscheinlich darin, daß wir nicht wissen, auf welche Weise der Ausdruck wirkt: warum uns ein Lachen höhnisch oder vernügt erscheint und wie es kommt, daß wir auf dem Wege des Eindrucks zu richtigen Beurteilungen des Seelenzustandes oder Charakters anderer Menschen gelangen. In diesen Fragen liegt der Kern des Ausdrucksproblems, zu dessen Lösung bisher nur theoretische Ansätze vorliegen. Trotzdem — trotz unserer völligen Unkenntnis der Gesetze, die den Ausdruckswirkungen zugrunde liegen — lassen sich alle Menschen, die Psychologen nicht ausgenommen, in ihrem Verhalten zu den Mitmenschen von dem unmittelbaren Eindruck leiten, den wir von ihnen empfangen; und Feinheiten des seelischen Geschehens lassen sich überhaupt nur auf dem Wege von Ausdruck und Eindruck übermitteln.

Man könnte meinen, daß es bei der geschilderten Hilflosigkeit der wissenschaftlichen Psychologie gegenüber dem Ausdrucksproblem unnütz sei, sich überhaupt damit zu befassen; man kann aber auch — und dies erscheint mir richtiger — die Auffassung vertreten, daß es höchste Zeit sei, dies gründlich und ausführlich zu tun; und zwar mit den Methoden der exakten Forschung. Daß dies möglich ist, zeigt eine Reihe von bereits vorliegenden Einzeluntersuchungen, über die später ausführlich berichtet wird. Das erste Ziel dieser Bemühungen ist allerdings nicht eine praktisch anwendbare charakterologische Ausdruckskunde, sondern die Auffindung der Gesetzmäßigkeiten, die die Ausdruckswirkung beherrschen. Gibt es auch noch keine wissenschaftlich gesicherte Ausdruckskunde, so doch eine im Entstehen begriffene Ausdrucksforschung; nur von ihren Ergebnissen und Methoden soll im folgenden gesprochen werden, wobei allerdings die ausdruckskundlichen Systeme halbwissenschaftlicher Art auch behandelt werden müssen. Um das Wenige, das sich gegenwärtig darüber sagen läßt, so klar als möglich darzustellen, müssen zunächst saubere

Begriffe gebildet werden. Niemand, der sich mit Ausdruckskunde befassen will, darf sich diese Mühe sparen; nur auf dem Wege genauer Begriffsbildung gelangt man zu scharfen Problemstellungen und zu präzisen Unterscheidungen zwischen Sicherem und Unsicherem. Es ist daher zunächst so klar als möglich die Frage zu beantworten: was ist Ausdruck?

Dazu ist es notwendig, zuerst das Gebiet alles dessen, was für uns Ausdruck besitzt, zu umgrenzen, also das Material zu sammeln und zu sichten. Dies läßt sich am besten an Beispielen durchführen. Im täglichen Leben wirkt in erster Linie das Gesicht des Menschen mit allen seinen Bewegungen als Ausdruck, ferner seine Stimme und Sprechweise und die Art seiner Gesten. Es ist unmöglich, die vielerlei Ausdruckswirkungen aufzuzählen, die von einem Gesicht ausgehen können. Das Antlitz als Ganzes kann, um nur einige Beispiele anzuführen, heiter oder ernst, dumm oder klug, offen oder verschlagen, weich oder hart, edel oder gewöhnlich, männlich oder weiblich wirken; das Auge allein hat fein abstufbare Ausdrucksmöglichkeiten — den harten, stechenden, freundlichen, milden, klaren, koketten, scharfen, tiefen, giftigen, leeren, höhnischen, sachlichen, schiefen, irren, unsicheren, verlegenen, zornigen, tückischen, listigen, entschlossenen, drohenden, strengen, andächtigen, verzweifelten, verachtenden Blick, ja die Blicke können sogar heiß oder kalt, feurig oder kühl sein. Ebenso viele Ausdruckswirkungen gehen von der Stimme und der Sprechweise aus; sie kann bittend oder drohend wirken, flehend oder streng, auffordernd oder ablehnend, warnend oder aufmunternd, gequält oder fröhlich, geziert oder natürlich, feierlich oder sachlich, zärtlich oder zynisch, fest oder unsicher, ergriffen oder gleichgültig, demütig oder herrisch, aber auch warm oder kalt, dunkel oder hell, hoch oder tief, voll oder brüchig, hart oder weich. Ein einfaches „ja“ kann zögernd, leise, sanft, zärtlich, fragend, unsicher, zweifelnd, aber auch fest, scharf, gebieterisch, befehlend oder beruhigend wirken, je nachdem, wie es ausgesprochen wird. Auch bei den Tieren gibt es stimmliche Ausdruckswirkungen: drohendes Knurren, freundliches Schnurren, zorniges Fauchen, schmerzliches Schreien, klagendes Rufen, fröhliches Singen. Zu den menschlichen Ausdruckserscheinungen gehören schließlich noch die Bewegungen der Hände, Arme und Beine und des ganzen Körpers (Gestik und Motorik) und dasjenige, was von den Bewegungen seiner Hand als dauern-

1.
A.

3 des Resultat bestehen bleibt: die Handschrift. So lassen sich die Ausdruckserscheinungen in fünf Hauptgruppen einteilen: Physiognomik (die Ausdrucksmerkmale der Gestalt und des Gesichtes), Mimik (die Bewegungen im Gesicht), Gestik und Motorik (die Bewegungen der Hände und des übrigen Körpers), Stimme und Sprechweise, Schrift. Von jeder dieser Hauptgruppen ist im folgenden ausführlich zu sprechen.

Alle bisher besprochenen Ausdrucksbeispiele kommen, wenigstens im großen und ganzen, unwillkürlich zustande. Der Zornige schreit, ohne daß er die Absicht dazu hat; wer befiehlt, gibt seiner Stimme unwillkürlich einen harten und scharfen Klang, und wer zärtlich sein will, spricht von selbst mit leiser, weicher Stimme. Will man einen bestimmten Eindruck erzeugen, so verwendet man bestimmte Ausdrucksmerkmale mit Absicht: eine feierliche Rede trägt man in ruhiger, getragener Sprechweise vor, tröstende Worte spricht man absichtlich mit sanfter, eindringlicher Stimme; und ebenso kann man den Blick absichtlich drohend oder warnend, auffordernd oder verachtend machen. Es gibt aber auch Ausdruckserscheinungen, die unabhängig vom Willen auftreten: das Erstarren des Gesichtes im Schreck, das Erbleichen und Erröten, das Weinen, das Zittern, das Beben der Stimme, das Aufleuchten der Augen, das Ausbrechen des Schweißes. Es ist zweckmäßig, diese vegetativen Ausdruckserscheinungen (sie sind vom vegetativen Nervensystem ausgelöst und herbeigeführt) von den übrigen zu unterscheiden, weil sie willentlich nicht erzeugbar und, sobald sie einen gewissen Grad von Stärke erreicht haben, auch nicht unterdrückbar sind.

Die vegetativen Ausdruckserscheinungen sind dem Willen entzogen, die nichtvegetativen entstehen bald unabsichtlich, bald absichtlich; es gibt aber auch noch Ausdrucksphänomene, die immer mit voller Absicht hervorgebracht werden: die Werke der Kunst. Der Dichter will in seinen Werken Stimmungen, Eindrücke, Menschen oder Landschaften in solcher Weise schildern, daß nicht in erster Linie der Inhalt seiner Worte, sondern ihr Ausdruck auf den Leser wirkt (im Gegensatz zum Wissenschaftler, der sachlich beschreibt und nicht ausdrucksmäßig schildert); und ebenso will der Maler oder Bildhauer seinem Werk jene begrifflich nicht faßbaren Wirkungen verleihen, die unmittelbar als Ausdruck der dar-

gestellten Ideen oder Gefühle auf den Beschauer wirken. Der künstlerische Wert eines Gedichtes oder Gemäldes hängt fast ausschließlich davon ab, in welchem Grade es gelungen ist, ihm die beabsichtigte Ausdruckswirkung zu verleihen. Im folgenden kann aber auf diese Fragen, die eng mit den Problemen der Ästhetik und Kunstpsychologie zusammenhängen, nicht eingegangen werden.

Zur Beantwortung der Frage, was Ausdruck sei, ergibt sich aus den bisher angeführten Beispielen zunächst, daß Ausdruckswirkungen nicht nur von den Menschen ausgehen, sondern auch von leblosen Gebilden, vor allem der Kunst, aber auch der Natur. Dabei läßt sich die Wirkung des Ausdrucks weitgehend auf dasjenige zurückführen, was die Sprache mit dem Wort „Eindruck“ bezeichnet: ein gotischer Dom macht den Eindruck des Emporstrebenden, eine Gebirgslandschaft denjenigen des Großartigen oder Drohenden, ein lächelndes Gesicht kann den Eindruck „verlegen“ oder „ironisch“ oder „freundlich“ hervorbringen. Man müßte daher, um zu einer einigermaßen präzisen Fassung des Begriffes „Ausdruck“ zu kommen, zuerst etwas Genaueres über den „Eindruck“ wissen. Die Wissenschaft kann dazu nur sehr wenig beitragen; man ist auf die eigene Selbstbeobachtung und auf die Erfahrung des Alltags angewiesen, wenn man erfahren will, was „Eindruck“ ist. So vorsichtig man bei Ableitungen aus dem eigenen Alltagserleben auch sein muß, so lassen sich doch einige Tatsachen feststellen, an denen ein Zweifel nicht möglich ist; vor allem die Tatsache, daß der Eindruck meist in sehr unklaren, sprachlich schwer faßbaren Erlebnissen besteht, unter denen gefühlsmäßige Reaktionen eine besonders große Rolle spielen. Will man „Eindruck“ so allgemein wie überhaupt möglich bestimmen — so daß dadurch der Eindruck von einem menschlichen Gesicht ebenso erfaßt wird wie der Eindruck von einem Gemälde oder vom Stil eines Briefes —, so findet man nur ein einziges Merkmal, das die Eindruckserlebnisse von den meisten anderen Erlebnissen einigermaßen scharf unterscheidet: der Eindruck entsteht ohne Mitwirken des Denkens, ohne jede intellektuelle Anstrengung, ohne rationale Überlegung; er ist auf einmal da, vielleicht sehr vage und unbestimmt, aber immerhin deutlich genug, um eine persönliche Stellungnahme auszulösen. Man hat diese Entstehungsweise des Eindruckserlebnisses oft als „unmittelbar“ bezeichnet, weil dabei der Weg über den Verstand, auf dem unsere klaren, überlegten

Stellungnahmen zustandekommen, ausgeschaltet bleibt; es ist sehr schwer, für die Unmittelbarkeit des Eindruckes einen präziseren Ausdruck zu finden — am ehesten ist die Formulierung „unreflektierte Stellungnahme“ geeignet, das Charakteristische der unmittelbaren Eindruckswirkung schärfer zu bestimmen. Man könnte dann folgende Begriffsbestimmung vorschlagen: Ausdruckswirkung besteht in unreflektierter Auslösung von Erlebnissen, in denen eine positive oder negative Stellungnahme enthalten ist. Auf diese Weise ist in Wirklichkeit nur gesagt, was jeder Mensch aus eigener Erfahrung weiß: daß man die Einfältigkeit eines menschlichen Gesichtes oder das Unechte eines Gehabens nicht verstandesmäßig erfaßt, sondern unmittelbar irgendwie „spürt“, ohne daß man angeben könnte, warum man zu diesem Eindruck gekommen ist. Ausdruck ist dasjenige an einer Wahrnehmung, was ohne Mitwirkung des Denkens eine positive oder negative Stellungnahme auslöst; diese Stellungnahme ist der „Eindruck“.

Auf die vielen, in letzter Zeit besonders intensiv gewordenen Bemühungen, Ausdruck unter vielen verschiedenen Gesichtspunkten — als syntaktische, semantische, pragmatische Beziehung, als entwicklungs- oder sozialpsychologische Erscheinung usw. — darzustellen, kann hier nicht eingegangen werden, weil es sich dabei um höchst komplizierte theoretische Überlegungen handelt, bei denen aber oft die erwünschte Allgemeinheit (z. B. die Einbeziehung der Ausdruckswirkung von Kunstwerken) nicht erreicht wird (Kirchhoff 1960, 1965; Frijda 1965; Gottschaldt 1958). Wohl aber muß auf die enorme biologische Bedeutung der Ausdruckswirkungen hingewiesen werden. Unter den Tieren sind Mimik, Gestik und Lautgebung die einzigen Mittel zur wechselseitigen Verständigung, weil es für sie — mit Ausnahme gelernter Reaktionen — nur die unmittelbare „unreflektierte“ Erlebnisauslösung gibt. Das Drohen durch Knurren und Pfauchen bei Hund und Katze, die Lockrufe und Warnsignale der Vögel, die vielerlei Aufforderungs- und Demutsgebärden bei der Werbung der Tiere gehören nicht nur in das Gebiet der Ausdruckserscheinungen, sondern ebenso in den Bereich des instinktiven Verhaltens: einerseits werden solche Ausdrucksvorgänge durch bestimmte Situationen — Gefahr, Geschlechtspartner — herbeigeführt, andererseits lösen sie selbst wieder beim Situationspartner ein instinktives Verhalten aus. Die Funktion des

Ausdrucks als unmittelbarer, nicht-intellektueller Erlebnis- und Verhaltensauslöser wird in diesen Fällen besonders klar; wie diese Ausdruckswirkungen bei den Tieren bestehen auch alle Ausdruckswirkungen auf den Menschen — auch diejenigen der Kunst in ihrer höchsten Vollendung — in direkter, unreflektierter Auslösung von gefühlsmäßigen Stellungnahmen.

Keineswegs ist durch diese Überlegungen Ausdruck und Eindruck gleichgesetzt. Ausdruck ist dasjenige an den Wahrnehmungsinhalten, was den Eindruck, die gefühlsmäßige Stellungnahme, auslöst. Diese Unterscheidung ist von Bedeutung, weil sie zu einer wichtigen, aber oft übersehenen Feststellung führt. Im täglichen Sprachgebrauch schreibt man den Ausdruck ohne weiteres den Gegenständen zu, die in uns einen bestimmten Eindruck erzeugen: man nennt ein Lächeln verlegen, einen Blick drohend, einen Dom feierlich, ein Gewitter unheimlich. In Wirklichkeit ist nicht das Lächeln verlegen, sondern der Mensch, der so lächelt, und ebenso droht uns der Mensch und nicht sein Blick; der Dom ist nicht feierlich, sondern er wirkt auf uns feierlich, und das Gewitter ist ein Naturvorgang wie jeder andere und als solcher weder freundlich noch unheimlich. Es scheint also den Dingen die Wirkung, die sie auf uns ausüben, als Eigenschaft zugeschrieben zu werden; damit erhalten sie aber Merkmale, die ihnen als Sinnesreize gar nicht anhaften: in den Reizgrundlagen, die in uns die Wahrnehmung eines fröhlichen Gesichtes entstehen lassen, ist von der Fröhlichkeit nichts enthalten. „Fröhlich“ erscheint uns das Gesicht erst dadurch, daß die Wahrnehmung des Gesichtes in uns eine gefühlsmäßige Beurteilung des Wahrgenommenen auslöst (und eben dies ist der „Eindruck“). Ein anderes Beispiel: die Schrift in Abb. 19 wird auch bei jemandem, der nichts von Graphologie versteht, den Eindruck des Leeren, Fahrigen, Dünnen hervorrufen. Der Vorgang dabei ist, kurz

Paffen, Föwman,
und nach Mollantii

Abb. 19.

skizziert, folgender: die Lichtstrahlen, die von der Schrift ausgehen, treffen auf unsere Netzhäute, erzeugen dort nervöse Erregungen, die durch die Sehnerven in das Gehirn geleitet werden und dort die Wahrnehmungen entstehen lassen, die uns auf Grund der bisherigen Erfahrung als Handschrift erscheinen; wir wissen, daß wir es mit einer Schrift zu tun haben, und können sie lesen. In allen diesen Prozessen ist noch nichts von „Ausdruck“ enthalten; erst dadurch, daß die wahrgenommene Schrift bestimmte gefühlsmäßige Beurteilungen auslöst (ohne unser Zutun, von sich aus, spontan) und uns dann „fahrig, dünn, unregelmäßig“ erscheint, hat die Schrift „Ausdruck“ bekommen, und ein geübter Graphologe kann daraus vielleicht richtige Schlüsse auf den Charakter des Schreibers ziehen. Ist dieser Ausdruck nun etwas, was der Schrift zukommt, oder ist er nur die gefühlsmäßige Wirkung des Schriftbildes? Vielleicht beides; daß diese bestimmte Schrift gerade diese bestimmten Gefühlsurteile auslöst, liegt zweifellos an den Eigenschaften der Schriftzüge; hätten sie andere Eigenschaften, so würden sie andere Gefühlsurteile herbeiführen. Das Ausdrucksgeheimnis scheint also darin zu liegen, daß bestimmte Merkmale der Wahrnehmungsinhalte ganz bestimmte spontane gefühlsmäßige Stellungnahmen auslösen. Nur ein in ganz bestimmter Muskellage befindliches Gesicht erzeugt den Eindruck „lächelnd“, und andere Muskellagen rufen den Eindruck „Zorn“, „Schmerz“, „Ironie“ usw. hervor.

Worin das Eindruckserlebnis besteht, läßt sich an Beispielen viel leichter zeigen als durch abstrakte Beschreibung; an solchen Beispielen, wie sie im folgenden gegeben werden, kann man auch noch etwas feststellen, was für die praktische Anwendung der Ausdruckskunde von sehr großer Bedeutung ist: daß man nämlich die Ausdruckswirkung — die unmittelbare Entstehung gefühlsartiger Stellungnahmen — steigern kann, wenn man sich in eine besondere psychische Einstellung versetzt. Man kann mit Absicht eine „aufnehmende Haltung“ einnehmen; einen seelischen Zustand erzeugen, in welchem man das Bewußtsein sozusagen „freimacht“ für die Wirkung des Ausdrucks, indem man alles andere abdrängt und die Wahrnehmungen einfach auf sich wirken läßt, ohne sie verstandesmäßig zu beurteilen. Jeder künstlerisch empfindende Mensch kennt diese Steigerung der Eindrucksempfänglichkeit durch die „schauende Haltung“, die auf bloßes Hin-

nehmen und nicht auf verstandesmäßiges Erfassen ausgeht. Klages fordert sie für die graphologische Beurteilung der Handschrift; aber auch jeder, der einmal Persönlichkeits-Gutachten zu machen hatte, weiß, daß er den Ausdruck des beurteilten Menschen um so richtiger erfaßt, je besser es ihm gelingt, ihn einfach auf sich wirken zu lassen und dabei festzustellen, was für gefühlsmäßige Eindrücke sich einstellen. Das Entscheidende dabei ist, daß sich dieser ganze subtile Prozeß der Ausdruckswirkung ohne Beteiligung des begrifflichen Denkens abspielt (dieses hat lediglich die entstandenen Eindrücke zu formulieren), daß es sich dabei vielmehr um psychische Vorgänge handelt, die durch Beteiligung des Denkens sogar gestört werden. Der schärfste Gegensatz zur „schauenden Einstellung“ ist das Sammeln von „Symptomen“, aus denen auf dem Wege des logischen Schließens bestimmte Folgerungen abgeleitet werden. Der Arzt, der die einzelnen Krankheitsmerkmale feststellt und aus ihrer Gesamtheit die Diagnose stellt, betreibt solche verstandesmäßige Symptomdeutung; es wird gezeigt werden, daß dieser Weg der rationalen Deutung von exakt festgestellten Symptomen auch in der Charakterologie versucht wurde und zweifellos ebenfalls eine brauchbare Methode darstellt. Um diese beiden gegensätzlichen Einstellungen zu unterscheiden, soll im folgenden die bloß aufnehmende, auf möglichste Steigerung der Ausdruckswirkung abgestellte Bewußtseinslage als „perzeptive Haltung“ von der „rationalen Deutung“ der exakt festgestellten Einzelsymptome unterschieden werden.

Diesen Unterschied kann man an den folgenden Beispielen unmittelbar erleben und dadurch viel besser verstehen als durch noch so viele begriffliche Darlegungen. Wolfgang Köhler hat zur Demonstration von inneren Zusammenhängen zwischen optischem Eindruck und Wortklang die Figuren in Abb. 20 gezeichnet. Es ist zu entscheiden, welche der beiden Figuren „Takete“ und welche „Maluma“ heißen könnte; niemand wird über die richtige Antwort im Zweifel sein (Köhler 1933).

Die Beispiele Köhlers zeigen, daß feste Ausdrucksbeziehungen zwischen Lautgebilden und optischen Gestalten bestehen. Ein anderes, sehr aufschlußreiches Experiment, das Maria Theresia Hippus durchführte, ergab, daß sich schon einfache Strichzeichnungen ausdrucksmäßig ganz bestimmten Gefühlslagen zuordnen lassen. Auch diese Experi-

mente kann man an sich selbst kontrollieren: man versuche festzustellen, in welcher der 6 Strichzeichnungen von Abb. 21—26 die Gefühle: toller Übermut, tiefe innige Freude, wilder Schmerz, nagender Kummer, Sehnsucht und Haß zum Ausdruck kommen.

Die abgebildeten Strichzeichnungen wurden von Hippius auf folgende Weise gewonnen: 12 Personen (9 Männer, 3 Frauen) wurden aufgefordert, sich aus einer vorgelegten Liste von 20 Gefühlen — toller Übermut, heiterer Frohsinn, stiller Humor, Niedergeschlagenheit, Andacht usw. — ein Gefühl auszusuchen, sich möglichst weitgehend in dieses Gefühl zu versetzen und es dann durch einfache Linien mit

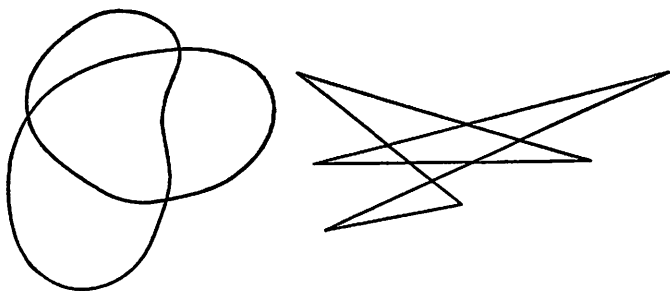


Abb. 20.

möglichst wenig Denken und Überlegung darzustellen. Zum Zeichnen standen den Versuchspersonen Blätter mit vordruckten Begrenzungen in Form eines Quadrates, Kreises und eines stehenden und liegenden Rechteckes sowie Blätter ohne Begrenzung zur Verfügung. Es zeigte sich, daß bereits diese Umrahmung Ausdruckswert besitzt: so wurde das liegende Rechteck für die Darstellung der Niedergeschlagenheit und Wehmut, das stehende für Andacht und fröhliche Ausgelassenheit, die unbegrenzte Fläche für „toller Übermut“ und „wilder Schmerz“ bevorzugt. Die Striche selbst zeigten bei der Darstellung der freudigen Gefühle vorwiegend große Bewegtheit und Richtungsmannigfaltigkeit, weit ausladende Schwünge, uneinheitlich in der Richtung, jedoch mit Grundrichtung nach oben; bei den ausgeglichenen Gefühlen (z. B. stiller Humor) herrschten feine, wellig bewegte oder gerundete Linien vor, bei den traurigen, sorgenden Gefühlen kleine, einförmige, oft nach unten gerichtete Striche. Stark

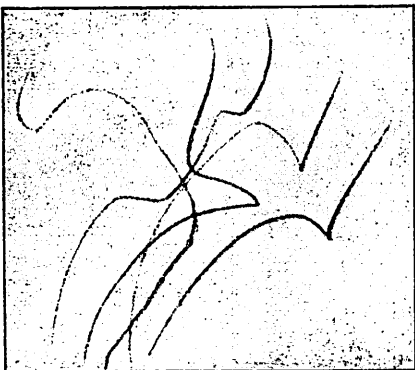


Abb. 21.

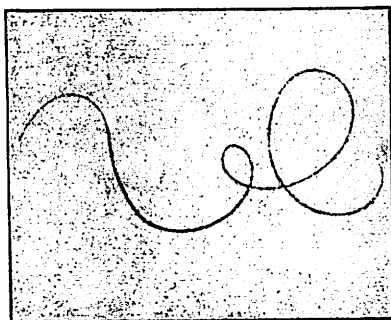


Abb. 22.

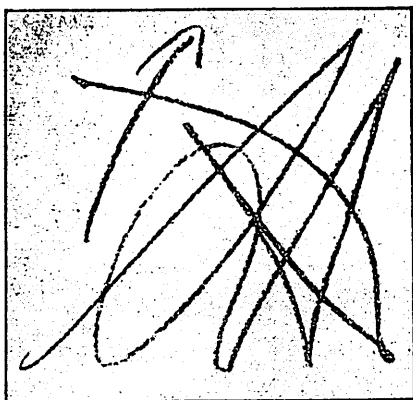


Abb. 23.

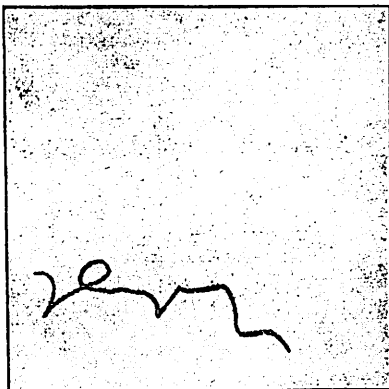


Abb. 24.

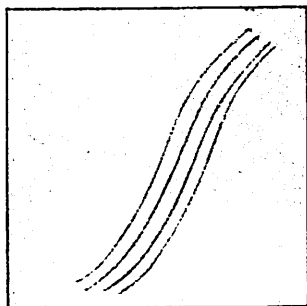


Abb. 25.

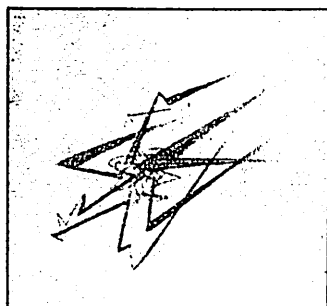


Abb. 26.

negative Gefühle („wilder Schmerz“ oder „Haß“) ergeben weit ausladende, winkelige und zackige Strichführungen, während Sehnsucht in weichen, nach oben gerichteten Wellen dargestellt wird. Viel besser als solche Beschreibungen zeigen die abgebildeten Beispiele aus den Resultaten von Maria Hippus den Ausdruckswert der Striche. Sie geben Darstellungen folgender Gefühle: toller Übermut (21), tiefe, innige Freude (22), wilder Schmerz (23), nagender Kummer (24), Sehnsucht (25), Haß (26). Sehr ähnliche Experimente wurden — unabhängig von den Versuchen von Hippus — von Reinhold Krauss durchgeführt, wobei sich ebenfalls eindeutig zeigte, daß z. B. für „wütend“ scharf gezackte Linienfiguren bevorzugt werden, während „sehnsuchtsvoll“ meist durch zarte, geschwungene, nach oben gerichtete Linien dargestellt wurde. Auch materielle Dinge (Gold, Eisen usw.) hat Krauss durch Linien darstellen lassen, wobei sich allerdings nicht so weitgehende Übereinstimmungen wie bei den Gefühlen, aber immerhin gewisse gemeinsame Tendenzen ergaben. Man kann an diesen Beispielen gerade dasjenige, worauf es beim Ausdruck ankommt — die unmittelbare Wirkung —, sehr klar feststellen; ganz von selbst, ohne Denkarbeit und ohne Verwendung verstandesmäßiger Gesichtspunkte weiß man, welche Strichführung besser zu „Haß“ oder „stiller Humor“ paßt. Diese unmittelbare gefühlsmäßige Zuordnung bestimmter Wahrnehmungsinhalte zu bestimmten Bedeutungen ist das Entscheidende am Ausdruckserlebnis; man kann daran neuerlich erkennen, daß Ausdruck etwas ist, was über das sinnenmäßig Gegebene weit hinausreicht.

Gesicht, Gestalt, Gang

Die Untersuchung der Ausdruckswirkungen des menschlichen Gesichtes hat am wenigsten zur Auffindung von praktisch verwendbaren Gesichtspunkten, aber am meisten zur Theorie der Ausdruckswirkung beigetragen. Die Geschichte der Physiognomik ist zu einem großen Teile Geschichte der Ausdrucksforschung überhaupt; aus diesem Grunde wird hier kurz darauf eingegangen.

Aus dem zweiten Jahrhundert vor Christus stammt eine griechische Untersuchung „Physiognomica“, die fälschlich Aristoteles (384—322 v. Chr.) zugeschrieben wurde. Sie

bietet eine einfache und naive Zuordnung von Gesichtsform und Charakter, wobei sie sich an die Ähnlichkeit zu Tiergesichtern hält — Fuchsgesicht und Schlaueit, Löwengesicht und Mut; weil Tiere mit weichen Haaren furchtsam sind, gilt dasselbe auch von Menschen mit weichen Haaren usw. Diese „zoologische“ Methodik wurde sehr lange Zeit beibehalten und von dem Neapolitaner Johann Baptista P o r t a (1540 bis 1615) zu einem großen System ausgebaut. Sein Buch „De humana Physiognomia“ wurde 1601 in das Deutsche über-

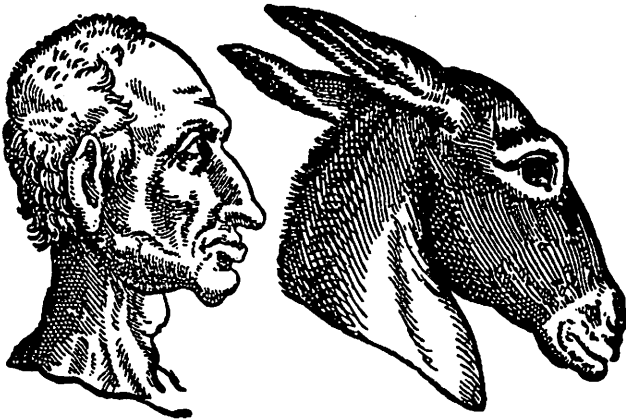


Abb. 27.

setzt; es lehrt, „wie man aus der eusserlichen Gestalt, Statur und Form des menschlichen Leibes abnemen könne, wie derselbige auch innerlich von Gemüt gesinnet und geartet sey“, wobei „fast allwegen eines Menschen-Angesicht gegen eines Thieres gesetzt und mit demselbigen verglichen wird“ (Abb. 27).

Das Problem der Ausdruckswirkung wird erst von den Physiognomikern des 18. Jahrhunderts klar gesehen. Die Unmittelbarkeit dieser Wirkung erkannten zuerst die Kunsttheoretiker, vor allem solche, die sich mit der Schauspiel- und Redekunst beschäftigten. Nach I. G. Sulzer (1720—1779) ist „der Körper nichts anderes als die sichtbar gemachte Seele“; und „was man an dem Redner sieht, das wird unmittelbar auf dem Grund der Seele empfunden“. Bis in die Einzelheiten durchgeführt finden sich solche Gedanken in den „Ideen zu

einer Mimik“ von Johann Jakob Engel (1741—1802). Er betont die Einheitlichkeit und Allgemeinheit der Ausdruckserscheinungen, vor allem der Gebärden: „Ich wüßte kein Volk, keine Menschenart, die Hochachtung und Ehrerbietung dadurch zu erkennen gäbe, daß sie das Haupt erhöbe und ihre Länge zu vergrößern strebe.“

Die entscheidende Anregung für die Diskussion über die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Physiognomik stammt von Johann Kaspar Lavater, einem Schweizer Geistlichen (1741—1801), der sehr scharf zwischen dem schauenden Hinnehmen des Ausdrucks und seiner wissenschaftlichen Feststellung unterscheidet und damit das Dilemma, in welchem wir uns heute noch befinden, klar erfaßte. Er behauptete das Bestehen einer vollen Entsprechung zwischen Körper und Seele: „Jede Modifikation meines Körpers hat eine gewisse Beziehung auf die Seele. Eine andere Hand, als ich habe, würde schon eine ganz andere Proportion aller Teile meines Körpers fordern, folglich einen ganz anders modifizierten Körper; das heißt, meine Seele würde die Welt durch eine ganz andere Perspektive, folglich unter einem anderen Winkel ansehen müssen; und dann wäre ich ein ganz anderer Mensch. Daß ich also eine solche Hand habe und keine andere, gibt zugleich zu erkennen, daß ich eine so und so bestimmte Seele habe; und dies geht bis auf jeden Muskel, ja bis jede Faser fort.“ Lavater spricht vom „physiognomischen Gefühl“ und hält die Physiognomik für eine „Kunst des Genies“, die nicht durch Unterricht vermittelt werden kann; „indessen gibt es doch gewisse allgemeine Regeln, die freilich nicht zu Augen werden, aber doch als Brillen gebraucht werden können, Regeln, die sich angeben und mitteilen lassen“. Von Lavater stammt auch die Unterscheidung zwischen Physiognomik — Erkenntnis des „stehenden Charakters“ aus der dauernden und festen Körperform — und Pathognomik — Erkenntnis des aktuellen Zustandes der Seele aus den Bewegungen in Gesicht und Leib. Immer betont er, daß es auf die Unmittelbarkeit des Eindrucks ankomme, und er bezweifelt, ob Physiognomik eine Wissenschaft werden könne — „Torheit, sie zur Wissenschaft zu machen, damit man darüber reden, schreiben, Collegia halten und hören könne! Dann würde sie nicht mehr sein, was sie sein soll!“; aber dann behauptet er wieder, sie wird die „Wissenschaft der Wissenschaften“ werden, sich sogar darüber hinaus entwickeln

und dann wird sie nicht mehr Wissenschaft sein, „sondern Empfindung, schnelles Menschengefühl!“ Dieses „schnelle Menschengefühl“ war bei Lavater in so hohem Maße entwickelt, daß es in seiner Nähe sogar Goethe „gewissermaßen bänglich“ zumute war, weil Lavater angeblich die verborgenen Charakterzüge erkannte.

Unter den vielen großen Geistern, die sich im Anschluß an Lavater mit dem Problem der Physiognomik beschäftigten — Goethe, Hegel, Lichtenberg —, sei die Auffassung Kants kurz erwähnt. Nach seiner Meinung gibt es keine verlässlichen Kriterien für Zusammenhänge zwischen Körperform und Temperament, weswegen die Physiognomik niemals auf feste Regeln gebracht werden könne; sie kann aber durch Übung und Kritik zu einer Art von angewandter Kunst werden, für die Kant eine ganze Reihe von Hinweisen gibt: „Gewisse Disproportionen wider die Regel des Anblicks sind Zeichen von Talent. Die Regelmäßigkeit ist alltäglich.“ Die Miene zeigt das Gemüt an; die Gesichtszüge sind „Anlagen zu Mienen“, daher Mienen, die den Gesichtszügen widersprechen, verstellt sind. Der Ausdruck des Gesichtes steht sicher in „natürlicher Verknüpfung mit den Modifikationen des Gemüts“, weil er in der ganzen Welt dieselbe Bedeutung habe.

In engste Beziehung zur Naturphilosophie der Romantik wurde die Physiognomik durch den Arzt Carl Gustav Carus (1789—1869) gebracht, dessen „Symbolik der menschlichen Gestalt“ weit über physiognomische Regeln hinausführt; diese allgemeine Symbolik will „die Welt überhaupt als das Symbol des höchsten ewigen Mysteriums der Gottheit und den Menschen als das Symbol der göttlichen Idee der Seele anschauen und verstehen lernen“. Mit wissenschaftlichen Begriffen allein läßt sich die Physiognomik nicht betreiben, man bedarf dazu der Führung „eines gewissen richtig vermittelnden Gefühls, eines feineren Takts“. Wissenschaft ist die Aufstellung der Grundsätze, Kunst ihre Anwendung auf den wirklichen Menschen, wobei „aus dem vorliegenden Leiblichen auf das darin verborgene Geistige“ geschlossen werden muß. Der leitende Gesichtspunkt ist für Carus die Überzeugung, daß „die äußeren Gebilde in gewisser Weise die Eigentümlichkeiten des Inneren verraten“. Diese „gewisse Weise“ ist das, was wir heute als Ausdrucksproblem betrachten. Natürlich bedürfte eine umfassende Ausdruckslehre, wie sie Carus plante, einer allgemeinen Psychologie als Grundlage; da es

keine gab, hat sich Carus selbst eine Psychologie gemacht, die allerdings sehr viele Unklarheiten, aber auch modern anmutende Gedanken enthält. So werden manche Gefühle als ein Komplex körperlicher und psychischer Vorgänge betrachtet (Trauer ist z. B. verlangsamter Herzschlag, minder gut bereitetes Blut, schluchzendes Atmen und Vorstellung des Unglücks). Physiognomik und Pathognomik trennt er anders als Lavater: die erstere enthält die Beschreibung der Leibesoberfläche, die letztere die Feststellung der Veränderungen durch die Art der Lebensführung. Dazu kommt bei Carus noch die „Organoskopie“, das messende Verfahren zur Untersuchung der Körpermerkmale, für das er bestimmte Grundsätze entwickelt.

Viel größer als die Wirkung des geistreichen und tief-sinnigen Carus war diejenige seines Zeitgenossen Franz Josef Gall (1758—1828), der aus dem Äußeren des Schädels auf die Entwicklung der darunter liegenden Hirnpartien schloß, denen er bestimmte psychische Eigenschaften zuordnete. Der Grundgedanke Galls — daß die verschiedenen Hirnteile verschiedene Funktionen haben — wurde bekanntlich von der exakten Forschung bestätigt; man weiß heute, in welchen Teilen des Gehirns die Gangliensysteme liegen, deren Tätigkeit die Seh- und Hörempfindungen, die Sprache, die Körperbewegungen, die Triebregungen usw. hervorbringt. Aus dem Äußeren des Kopfes kann man allerdings nicht auf den Entwicklungsgrad dieser „Zentren“ schließen; und ganz unmöglich ist es, so komplexe Eigenschaften, wie z. B. Zahlensinn, Kindesliebe, Gewissen, Diebessinn usw. — Gall hat 27 solcher „Sinne“ aufgestellt — aus der Schädelform festzustellen. Er nannte seine Lehre „Organologie“; erst später ist in England dafür der Name „Phrenologie“ eingeführt worden (Abb. 28).

Der Fortschritt der Naturwissenschaften führte bald dazu, daß auch der Gesichtsausdruck mit exakten Methoden untersucht wurde, wobei allerdings nichts für die Ausdruckspsychologie, sondern nur mancherlei für die Muskelphysiologie der Mimik herauskam. So hat der Engländer Charles Bell die anatomischen Verhältnisse der Gesichtsmuskeln beschrieben (1824), während der Franzose Duchenne (1862) den „Mechanismus der menschlichen Physiognomie“ an einem Kranken untersuchte, bei dem die Gesichtshaut schmerz-unempfindlich war, so daß man ihn mit elektrischen Strömen reizen und dadurch Zuckungen der einzelnen Muskeln herbei-

führen konnte. Was für Ausdruckswirkungen entstehen, wenn sich bestimmte Muskeln kontrahieren, wurde auf diese Weise ziemlich genau festgestellt und photographisch festgehalten; es wurden Hauptausdrucksmuskeln (Stirnmuskel als „Muskel der Aufmerksamkeit“, Jochbeinmuskel als „Muskel der Freude“ usw.) und Hilfsausdrucksmuskeln (die nur im Zu-

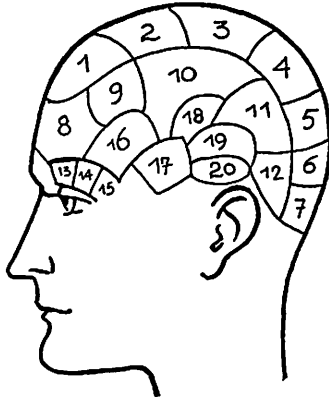


Abb. 28. Charakterfelder am Schädel. (Nach Gall.)

1 Denkvormögen, 2 Wohlwollen, 3 Ehrfurcht, 4 Gewissenhaftigkeit, 5 Ruhmsucht, 6 Nächstenliebe, 7 Liebe, 8 Geist, 9 Frohsinn, 10 Idealer Sinn, 11 Vorsicht, 12 Kampflust, 13 Farbensinn, 14 Ordnungssinn, 15 Zahlensinn, 16 Musikalität, 17 Schaffenstrieb, 18 Begehren, 19 Verschwiegenheit, 20 Zerstörungstrieb.

sammenhang mit ersteren einen Ausdruck ergeben) unterschieden. Untersucht wird auf diese Weise nicht der Ausdruck selbst, sondern nur seine Grundlage in den Muskelbewegungen. Auch Darwin hat bei seiner rein naturwissenschaftlichen Einstellung das eigentliche Ausdrucksproblem nicht erkannt; er stellte drei Ausdrucksprinzipien auf: 1. Ausdruck als phylogenetischer Restbestand (z. B. das Zähnefletschen im Zorn, das bei den Tieren zweckmäßig und vorbereitend für das Beißen ist, beim Menschen nur noch einen Restbestand aus seiner Abstammung darstellt). 2. Ausdruck als Gegensatz der phylogenetischen Reste: Seelenzustände, die den nach dem ersten Prinzip ausdrückbaren direkt entgegengesetzt sind, rufen auch gegensätzliche Ausdrucksbewegungen hervor (ein rein konstruiertes, gänzlich unbewiesenes und daher wertloses Prinzip). 3. Ausdruck als Auswirkung der Konstitution des Nervensystems (womit alle

bisher unerklärten Ausdrucksbewegungen erklärt werden sollen — ein theoretisch sicher richtiges Prinzip).

Darwins Prinzipien sind mit Ausnahme des ersten so unergiebig, daß sie hier nur deshalb erwähnt wurden, weil sie durch die Kritik, die sie auslösten, wieder zum eigentlichen Ausdrucksproblem zurückführten. Der Schweizer Theodor Piderit (1826—1912) hat das Problem der mimischen Ausdrucksentstehung wieder klar formuliert als die Frage, „weshalb in gewissen Seelenzuständen immer nur gewisse Muskeln in Spannung geraten und dadurch hauptsächlich dem Gesichte einen so charakteristischen, jedem verständlichen Ausdruck verleihen“. Die Theorie, die er selbst aufstellt, geht vom Gesichtspunkt der biologischen Zweckmäßigkeit aus: die bei angenehmen Erlebnissen auftretenden Muskelbewegungen sind so, als ob durch sie die Aufnahme der erfreulichen Eindrücke erleichtert und verstärkt werden sollte; die Muskelbewegungen bei unangenehmen Erlebnissen hingegen so, „als sollte durch sie die Aufnahme der disharmonischen Sinnesindrücke erschwert und verhindert werden“.

Diese Lehre ist die fruchtbarste aller physiognomischen Hypothesen geworden; viel fruchtbarer als z. B. die drei Ausdrucksprinzipien von W u n d t, die über einfache Tatsachenfeststellungen kaum hinauskommen (weshalb ich nicht auf sie eingehe). Strehle hat in einer Untersuchung über das Gebaren den Grundgedanken Piderits auf das gesamte Ausdrucksverhalten angewendet, indem er aus der physiologischen Funktion der beteiligten Organe auf den Zweck des in ihrer Bewegung liegenden Ausdruckes schließt. So sieht er — um nur ein Beispiel anzuführen — im Erblassen im Schreck und in der Angst, also in der Kontraktion der Blutgefäße, die Tendenz, sich von der Außenwelt abzuschließen, weil sie drohenden Charakter angenommen hat, während das Erröten, die Erweiterung der Gefäße bei Freude oder Wut, die Tendenz zu aktiver Kontaktaufnahme enthält. Bei Verlegenheit und Scham wird die Erklärung schwierig, denn das Erröten ist als Erweiterung der Blutgefäße eine Körperausdehnung und damit eine „kontaktsuchende Bewegung“; Strehle hält einen „geheimen Kontaktwunsch“ für möglich, weil das Erröten „vorzüglich bei solchen Individuen angetroffen wird, die anlehnungsbedürftig sind, ohne ihre Kontaktwünsche jedoch zeigen zu wollen“. Auf Grund von sorgfältigen, in experimentellen Situationen durchgeführten

Beobachtungen hat Strehle viele solcher Analysen des Gebarens durchgeführt und dabei den Gedanken der „rudimentären Bewegung“ im Zusammenhang mit ihrer ursprünglichen biologischen Bedeutung als leitenden Gesichtspunkt benützt. Seine Ausführungen sind einleuchtend und bieten manchmal überraschend einfache Erklärungen; ungelöst bleibt dabei aber die — von Strehle allerdings gar nicht gestellte — Frage, auf welche Weise der fremde Ausdruck verstanden werde.

Es ist klar, daß mit den geschilderten „Prinzipien“ nur einzelne Ausdruckserscheinungen — und auch diese nur unzulänglich — erklärt werden. Die Versuche zur wissenschaftlichen Erfassung des Ausdrucks haben eben nur die wissenschaftlich einigermaßen faßbaren Seiten — Muskelbewegungen, stammesgeschichtliche Rudimente, Nachahmungen — beachtet, die den Kern der Ausdrucksfrage aber nicht berühren. Das „physiognomische Gefühl“ Lavaters, die „gewisse Weise“ des Carus, durch welche äußere Gebilde die Eigentümlichkeit des Inneren verraten — kurz die Tatsache, daß wir aus dem Ausdruck unmittelbar und ohne Überlegung zu einem sicheren Eindruck über Gemütszustände oder Eigenschaften der Persönlichkeit gelangen, ist mit allen diesen „Prinzipien“ nicht erklärt.

In der Physiognomik steht man nun vor der sonderbaren Situation, daß seit zwei Jahrhunderten viele große und kleine Geister das Problem theoretisch von den verschiedensten Seiten zu lösen suchten, ohne daß dabei gesicherte Ergebnisse erzielt werden konnten. Es hat wenig Sinn, die physiognomischen „Regeln“ wiederzugeben, die von verschiedenen Autoren aufgestellt wurden; daß z. B. ein rüsselartig vorgeschobener Mund auf Kritiklust deute, zusammengepreßte Lippen auf Verschlossenheit und Eigensinn, oder daß die breitschädlichen Menschen fleißig, erwerbsam, geschäftig und sparsam, die hochschädlichen passiv, kontemplativ, auf mystische und religiöse Gebiete eingestellt seien. Alle diese Behauptungen sind unbewiesen; als Hinweise für ihre Richtigkeit werden entweder überhaupt keine Argumente oder nur das Aussehen von Männern angeführt, die durch ihre Taten berühmt geworden sind und im Gesicht angeblich ähnliche Züge aufweisen — z. B. Organisatoren, Gelehrte, Philosophen. Diese Ähnlichkeit ist aber oft sehr fraglich und geht meist nicht so sehr in die Einzelheiten, wie es die Physiognomiker behaupten. Dazu kommt, daß die von ihnen aufgestellten Regeln einander nicht selten widersprechen.

Einen entscheidenden Fortschritt gegenüber diesen unbewiesenen Behauptungen bedeutet das physiognomische Experiment. Allerdings wurde bisher auch auf diesem Wege noch nicht viel erreicht; es wurden nur wenige solcher Experimente durchgeführt, und sie dienten in erster Linie theoretischen Zwecken. Zwei ganz verschiedene Fragestellungen wurden experimentell behandelt: was für Veränderungen lassen sich am Gesicht feststellen, wenn man einen Menschen in eine bestimmte psychische Situation versetzt, und welche Sicherheit in der Beurteilung ergibt sich, wenn man Gesichter von Menschen charakterologisch beurteilen läßt.

1. Lersch hat das Gleichartige des Gesichtsausdruckes vieler Personen in gleichartigen, affektiv betonten Situationen (z. B. bei schmerzhaftem Elektrisieren) fotografisch festgehalten und den biologischen Sinn der beobachteten Gesichtsmuskelbewegungen zu deuten versucht. Umgekehrt wurde dann aus dem Auftreten der untersuchten Ausdruckserscheinungen geschlossen, daß der ihnen entsprechende Zustand vorliege. Bei der passiv aufnehmenden Aufmerksamkeit (z. B. bei Staunen, Überraschung, Bestürzung, Entsetzen) treten horizontale Stirnfalten auf, die das gleichzeitige volle Öffnen der Augen noch verstärken; der biologische Zweck ist Erweiterung des Blickfeldes, um alles, was nun geschieht, genau zu erfassen. Einseitiges Lachen z. B. kann darin „rein psychologisch begründet sein . . . , daß das Individuum nicht von dem Zustand der Frohheit wirklich ausgefüllt ist, daß die Frohheit nicht schöpferisch aus dem Inneren quillt und gesättigt ist, sondern nur peripher aufgetragen“. Solche Deutungen, die im einzelnen nicht bewiesen werden, aber vielfach in der Alltagserfahrung jedes Menschen ihre Bestätigung finden, sind von Lersch für viele mimische Muskelbewegungen gegeben worden.

Die zweite experimentell behandelte Fragestellung: wie groß ist die Sicherheit physiognomischer Eindrücke? hat mit einer Schwierigkeit zu kämpfen, die sich nur innerhalb enger Grenzen überwinden läßt: wenn ein Mensch nach seinem Gesicht z. B. als „eitel, listig, unverläßlich“ bezeichnet wird — wie soll man mit Sicherheit feststellen, ob er diese Eigenschaften wirklich besitzt? Man ist dabei auf Beobachtungen im täglichen Leben angewiesen, die sich aber nicht immer mit Sicherheit durchführen lassen (es kann jemand so listig sein, daß man in seinem Verhalten nichts davon bemerkt).

Ein einigermaßen verlässliches Experiment zu diesem Problem ist von Rudolf Arnheim in Berlin ausgeführt worden. Von seinen Ergebnissen, die in komplizierten Berechnungen ausgewertet wurden (es spielt dabei die Berücksichtigung des Zufalls eine große Rolle, so daß Wahrscheinlichkeitsrechnungen angestellt werden müssen), sei nur ein Beispiel angeführt: drei photographierte Frauenköpfe wurden 114 Personen vorgelegt und dabei mitgeteilt, daß eine von ihnen einen ausgedehnten Geschäftsbetrieb selbständig mit großer Umsicht leite; es war zu bestimmen, welche der drei Frauen dies sei. Es wurden 82 ganz richtige und nur 5 ganz falsche Antworten gegeben (die übrigen waren unentschieden).

Eine dritte Fragestellung der Physiognomik ist experimentell leichter zu behandeln; die Frage, durch welche Gesichtszüge bestimmte Eindrücke charakterologischer Art hervorgerufen werden. Anders formuliert: welche Merkmale muß ein Gesicht haben, damit es uns klug, einfältig, verschlagen oder aufrichtig erscheint? Mit der Beantwortung dieser Fragen ist natürlich gar nichts darüber gesagt, ob ein Mensch, dessen Gesicht die dafür maßgebenden Merkmale aufweist, wirklich einfältig, verschlagen oder aufrichtig ist.

Ein aussichtsreicher Weg für physiognomische Untersuchungen dieser Art wurde von Egon Brunswik und Lotte Reiter in Wien eingeschlagen. Den Versuchspersonen wurden die schematisierten Gesichter der Abb. 30 mit dem Auftrag geboten, zum Teil in freier Beschreibung des Eindruckes, zum Teil auf Fragen („welches ist das intelligenteste, älteste, traurigste, schönste, willensstärkste“ usw.) die einzelnen Gesichter nach ihrem Ausdruck zu beurteilen. Abb. 29 zeigt die 189 Gesichtsschemata aus diesen Untersuchungen; als „Normalgesicht“ wurde von den meisten H 5 beurteilt. Variiert ist bei den Gesichtern auf Abb. 30 bei Gleichbleiben des Gesichtsovals und der Mundbreite die Augenhöhe, Mundhöhe, Nasenhöhe und Nasenlänge und der Augenabstand; in den horizontalen Reihen sind immer die Augenabstände und Augenhöhen gleich, in den Vertikalreihen bleibt Mundhöhe, Nasenlänge und Nasenhöhe in jeder Reihe unverändert. Von den Resultaten seien folgende erwähnt: „Hoher Mund wirkt in ausgeprägter Weise heiter und jung, tiefer traurig, alt und böse. Gleichzeitig wirkt hoher Mund stark unintelligent und unenergisch ... In abgeschwächtem Maße wirken auch weite Augen und kurze Nase ähnlich wie hoher Mund,

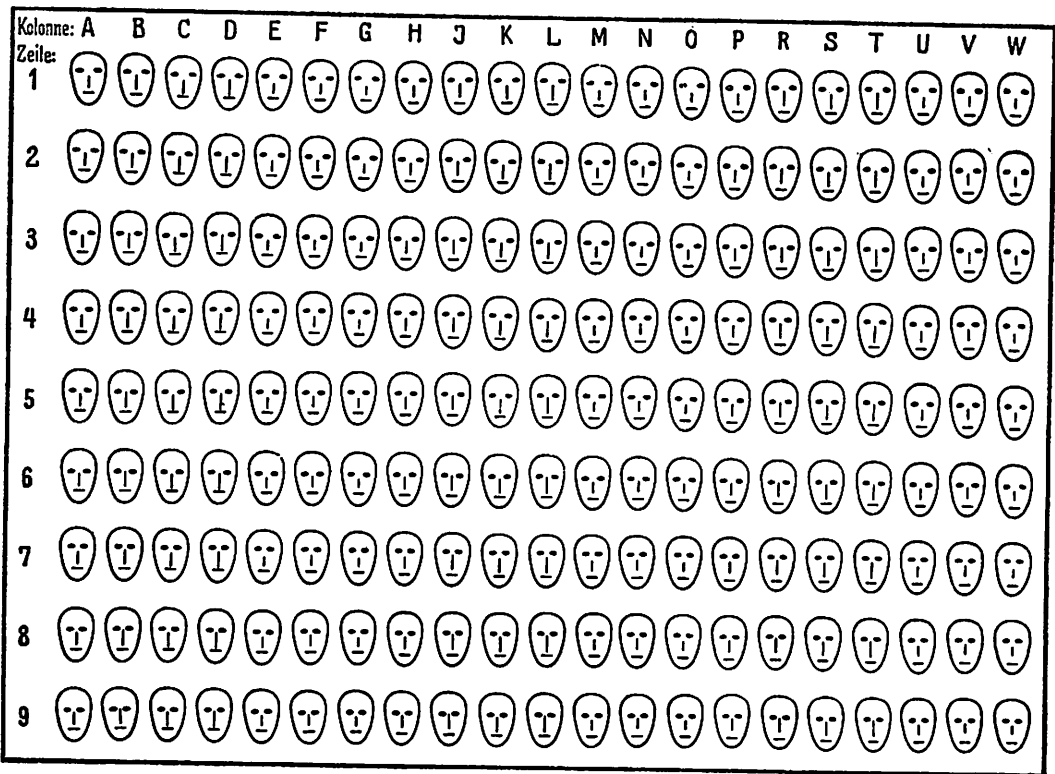


Abb. 29.

enge Augen und lange Nasen hingegen ähnlich wie tiefer Mund. Die überlange Nase zeigt jedoch auch bei ‚Intelligenz‘ noch ein ebenso maximal ungünstiges Rangmittel wie die ganz kurze ... Unter einigen ausgewählten Konfigurations-

gruppen wirkte die der ‚schmalen‘ Gesichter besonders traurig, alt und böse, die der ‚breiten‘ besonders heiter und jung; ferner ‚auseinandergerückte‘ Einzelheiten durchgehend deutlich negativ, ‚normale Proportionen‘ hingegen durchgehend positiv“.

Diese Versuche wurden seither im Wiener Psychologischen Institut fortgesetzt. Margarete K r e m e n a k variierte Form und Stärke der Augenbrauen und ihren Abstand vom Auge sowie die Augenform. Es ergaben sich 144 Gesichtsschemata, deren Ausdruck von 50 Vpn (25 männlichen und 25 weiblichen) nach 9 Eigenschaftspaaren (gut, offenherzig, leichtsinnig, extravertiert, heiter, intelligent, energisch, schön, sympathisch und deren Gegenteil) beurteilt wurde.

Interessant ist, daß die Augenbrauen — und zwar in erster Linie die Brauenform, dann der Abstand vom Auge — größeren Ausdruckswert haben als die Lidspalte. Für die einzelnen Eigenschaften ergeben sich zum Teil sehr klare Resultate; z. B. erschien das Gesicht mit seitlich hochgezogenen Brauen bei engem Abstand den meisten Beurteilern als böse und introvertiert, das Gesicht mit gewölbten Brauen und weitem Abstand als unintelligent und extravertiert usw. Mit derselben Methode wurde von Maria Winkler an 238 Gesichtsschemata die Wirkung von Variationen der Mundform, Mundhöhe und Mundwinkel untersucht. Aus den insgesamt 900 Zuordnungen (50 Vpn, 18 Eigenschaften wie bei Kremenak) ergab sich, daß die größte Ausdruckswirkung der M u n d f o r m zukommt; breite Mundspalte mit abwärts gezogenen Mundwinkeln wirkt bösartig, schmale Mundspalte introvertiert, breite Spalte mit aufwärts gezogenen Mundwinkeln leichtsinnig usw. Schließlich wurde noch von Liesl Seiller an 224 Variationen der Haar- und Barttracht gezeigt, daß im allgemeinen die Art des Haaransatzes den höchsten Ausdruckswert besitzt. Tiefer Haaransatz erzeugt den Eindruck „unintelligent, böse, unsympathisch“, hoher Haaransatz (auch Kahlkopf) den Eindruck „intelligent, gut“; bartlose Gesichter werden für intelligenter, gutmütiger und energischer gehalten als bärtige. Selbstverständlich gelten alle diese Angaben nur für den physiognomischen Geschmack der Wiener, an denen die Untersuchungen durchgeführt wurden.

Die logische Fortsetzung dieser Untersuchungen bestand in der Aufgabe, die für die Mundform, für die Augenform, für die Haartracht usw. einzeln als charakteristisch für intelligent

usw. festgestellten Merkmale miteinander zu kombinieren; also ein Gesicht zu zeichnen, in welchem sowohl die „intelligenteste“ Mundform, die „intelligenteste“ Augenform, die „intelligenteste“ Haartracht, kurz alle Merkmale, die in den Einzeluntersuchungen den Eindruck „sehr intelligent“ erzeugten, zusammen vorhanden sind. Elfriede Kühnel hat am Wiener Psychologischen Institut aus den oben erwähnten Arbeiten von Winkler, Kremenak und Seiller diese Merkmale in

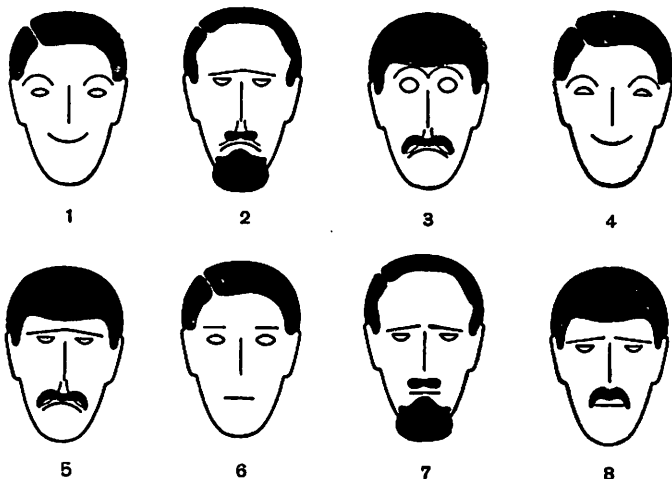


Abb. 30. Beispiele von Ausdruckswirkungen des Gesichtes aus den Versuchen von E. Kühnel. 1 das Gesicht, das am häufigsten als „offenherzig“ bezeichnet wurde; 2 „verschlossen“; 3 „unintelligent“; 4 „heiter“, „energieelos“; 5 „böse“; 6 „schön“, „gut“, „intelligent“, „sympathisch“; 7 „energisch“; 8 „traurig“.

je einem Gesichtsschema vereinigt, also ein Gesicht gezeichnet, in welchem alle für „intelligent“ charakteristischen Merkmale, ein anderes, in welchem die für „sympathisch“ charakteristischen usw. vereinigt waren. Abb. 30 zeigt Beispiele.

Kühnel hat außerdem noch eine Kontrolluntersuchung durchgeführt, indem sie nicht nur die Einzelmerkmale, die in den früheren Untersuchungen den stärksten Eindruckswert zeigten, in einem einzigen Gesicht vereinigte, sondern systematische Kombinationen von je 5 Mundformen und -stellungen und Haar- und Barttrachten mit 6 Augenformen und -stellungen durchführte, woraus sich 150 Kombinationen ergaben, die von 60 Personen nach Intelligenz, Schönheit, Energie,

Offenheit usw. beurteilt wurden. In diesen 150 Kombinationen kamen die Gesichter, die die eindrucksstärksten Merkmale aus den früheren Untersuchungen zusammen enthielten, natürlich auch vor; es zeigte sich aber, daß nicht alle aus eindrucksstärksten Merkmalen zusammengesetzten Gesichter im neuen Versuch die eindrucksstärksten waren: bei 6 von den 14 nach Intelligenz, Energie usw. ausgewählten Gesichtern stimmten die Urteilsmehrheiten für das aus den eindrucksstärksten Merkmalen zusammengesetzte Gesicht überein, in 4 Fällen erhielt dieses Gesicht die zweitgrößte, in 3 Fällen die drittgrößte und in einem Fall die viertgrößte Stimmenzahl. Kühnel führt diese Unterschiede auf wechselseitige Beeinflussungen der Einzelmerkmale zurück; in einer eigenen, hier nicht darstellbaren Untersuchung hat sie den statistischen Nachweis erbracht, daß der Gesamteindruck eines Gesichtes nicht „summativ“ aus den Eindruckswerten der Einzelmerkmale zustande kommt, sondern daß sich die Einzelmerkmale wechselseitig beeinflussen (am stärksten Haar- und Barttracht einerseits und Mundform und -stellung andererseits). Der Eindruck, den ein menschliches Gesicht hervorruft, ist ein „Ganzheits-Phänomen“.

Abschließend die wichtigsten Einzelmerkmale des Gesichtes, die nach den Untersuchungen K u h n e l s für einen bestimmten Eindruck entscheidend sind; für schön: mittlere bis hohe Stirn, Augen und Mund in Mittellage; für häßlich: niedere Stirn, hängender Schnurrbart, „lange“ Gesichter (Mund tief, Augen hoch und eng), runde Brauen; für sympathisch: gerader Mund in normaler Stellung, mittelhohe Stirn; für unsympathisch: niedere Stirn, hängender Schnurrbart, lange Gesichter, verkniffene Augen; für gut: mittelhoher Haaransatz, gerader Mund, normale Lidöffnung; für böse: niedere Stirn, lange Gesichter, schmale Lidspalten; für intelligent: hohe Stirn, Kinnbart, normale Stellung von Mund und Augen, verdeckte Lidspalte; für unintelligent: niedere Stirn, lange Gesichter, große oder verkniffene Augen, runde Brauen.

Bei den Experimenten mit den schematisierten Gesichtern kam es nur auf die Beantwortung der Frage an, welche Gesichtsmerkmale für die Beurteilung des Intelligenzgrades von Bedeutung sind; die Frage, ob jemand, der in seinem Gesicht die an den schematisierten Gesichtern festgestellten Intelligenzzeichen aufweist, wirklich intelligent ist, konnte durch diese Versuche natürlich nicht beantwortet werden. Es gibt zu diesem Problem eine große Zahl von

Experimenten. Mühle, der ihre Resultate zusammenfaßte, kam zu der Feststellung, daß sie „alles andere als ermutigend sind“ (1956). Als Beispiel einer solchen Untersuchung sei ein in Wien von Friederike Nossberger ausgeführtes Experiment kurz beschrieben. Von 40 elfjährigen Knaben, die nach dem Zufall ausgewählt wurden, wurde je ein Foto angefertigt (während der Aufnahme mußte eine Denkaufgabe gelöst werden, damit ein einheitlicher ernster Gesichtsausdruck entstand). Der Intelligenzgrad wurde mit drei Intelligenztests festgestellt. Die Fotos wurden in einer Zufallsfolge Bild für Bild 200 Beurteilern (je 100 männlich und weiblich und davon je 25 Lehrer, Erzieher oder Psychologen) mit dem Auftrag vorgelegt, die Intelligenz jedes Knaben zu schätzen und das Ergebnis in einer fünfstufigen Skala — von sehr gut bis sehr schlecht — einzutragen. Diese Beurteilung erfolgte zweimal; das erste Mal nach kurzzeitiger Bildbetrachtung (5 Sekunden), das zweite Mal nach beliebig langer Bildbetrachtung. Die Treffsicherheit war bei beiden Schätzungen sehr gering (Korrelationen zu den Testresultaten von 0,3 bis 0,4). Den Lehrern, Erziehern und Psychologen gelang die Intelligenzschätzung nicht besser als den übrigen Beurteilern; auch zwischen männlichen und weiblichen Beurteilern bestand kein Unterschied. Um die Frage zu beantworten, ob die Intelligenzbeurteilung leichter ist, wenn man das Gesicht selbst und nicht nur ein Foto beurteilt, wurden 27 der 40 Knaben 30 Beurteilern (sämtliche Erzieher, Lehrer oder Psychologen) in natura in solcher Weise vorgeführt, daß nur das Gesicht sichtbar war (die Knaben gingen hinter einer in Schulterhöhe gehaltenen Decke vorüber). Die Ergebnisse waren gleich schlecht wie bei den Foto-Beurteilungen (Korrelation mit Testresultaten 0,37). Interessant war jedoch, daß die Übereinstimmung der Beurteiler in ihrer Schätzung nach dem Foto und nach der Natur erstaunlich hoch war (Korrelation 0,7, signifikant). Auch wenn man die je 400 Beurteilungen jedes einzelnen Knaben nach dem Foto vergleicht, ergaben sich im allgemeinen relativ geringe Streuungen um den Gesamtmittelwert aller Einschätzungen des betreffenden Knaben; nur stimmten diese unter sich weitgehend gleichen Beurteilungen mit den Testergebnissen nur wenig überein. Nossberger zieht daraus den Schluß, daß die Beurteiler bestimmte Gesichtsmkmale in gleicher Weise als Ausdruckssymptome für den Intelligenzgrad deuteten — nur waren diese Deutungen meist falsch. Offenbar

bestehen weitgehend gleiche Meinungen über Intelligenz-Zeichen (z. B. hohe Stirne, anliegende Ohren, schmale Nase — sehr intelligent), doch sind diese Meinungen nicht richtig. Es besteht ein „physiognomisches Stereotyp“ für die Intelligenz, das mit der tatsächlichen Intelligenz nur schwach korreliert (1959).

Nur wenige Untersuchungen wurden bisher über den Ausdrucksgehalt des menschlichen Ganges durchgeführt. Werner Wolff machte Filmaufnahmen des Gehens von 5 Frauen und 3 Männern, die sich seit Jahren gut kannten. Um Hinweise aus der Kleidung auszuschalten, wurde für die Filmaufnahmen eine Einheitskleidung verwendet; die Schuhe wurden durch einen Überzug verdeckt. Jeder der beteiligten Personen wurde der Film mit der Aufgabe vorgeführt, die gefilmten Personen nach ihrem Gang zu identifizieren. In 61 Versuchen ergaben sich nur 29,5% richtige (somit 70,5% falsche) Beurteilungen, hingegen wurde das Geschlecht in 61% der Fälle richtig erkannt. Die eigene Person wurde immer erkannt. Gertrude Kietz hat den Versuch unternommen, zwischen Gang und Persönlichkeit Beziehungen zu finden. Von 24 weiblichen und 12 männlichen Personen im Alter von 17 bis 35 Jahren wurde mit verschiedenen Hilfsmitteln (Lebenslaufuntersuchung, Schrift, Zeichen-Test, Exploration) ein Persönlichkeitsbild gewonnen ^{1.} und dann der Gang, zum Teil auch mit Filmaufnahmen, so ^{2.} genau als möglich festgestellt. Das Hauptverdienst dieser Arbeit liegt in der Schaffung von Kategorien zur Beschreibung des Ganges, die wenigstens zum Teil meßbare Merkmale enthalten. Kietz unterscheidet: [1. Die Schrittgröße (die Strecke zwischen den nacheinander aufgesetzten Füßen), 2. die Spurbreite (die ungefähr rechtwinkelige Abweichung zur Gehrichtung), 3. die Schwungzeit (die Zeit, in der das Bein nach vorne geschwungen wird), 4. die Stützzeit (die Zeit, während welcher beide Füße den Boden berühren), 5. das Gewicht des Ganges (die Auswirkung der Körperlast bei Abwärtsbewegung der Beine und beim Aufsetzen der Füße und 6. die Elastizität (die Körperfederung beim Gehen)]. Die Ergebnisse der Zuordnungen, die sich nicht kurz darstellen lassen, zeigen, daß der Gang hohen Ausdruckswert besitzt, zu dessen klarer Erfassung aber noch viele Experimente notwendig wären.

Von einem charakterologisch bedeutsamen Persönlichkeitsmerkmal muß man fordern, daß es einigermassen kon-

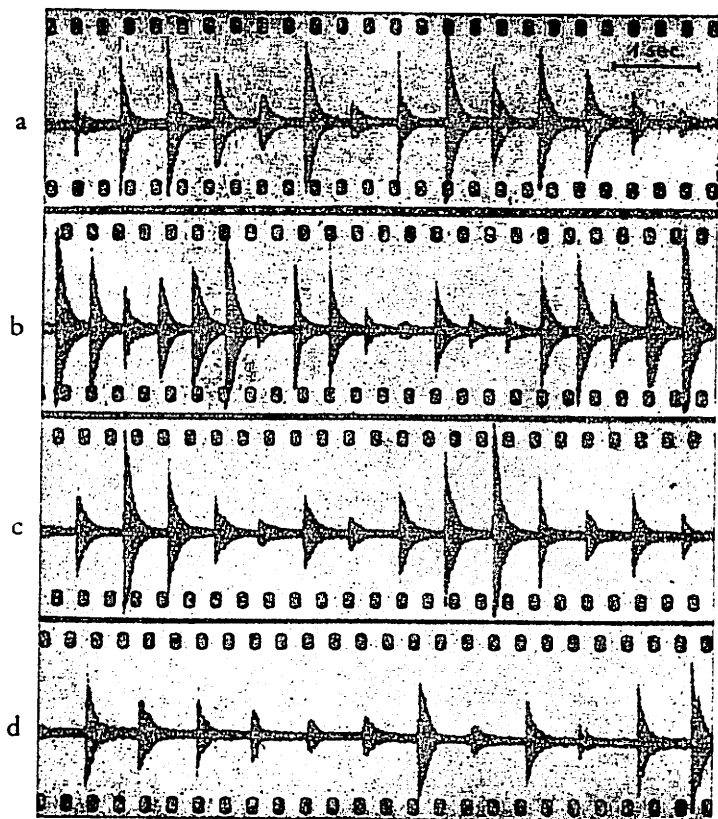


Abb. 31. Ausschnitte aus Filmaufnahmen von Schwingungen, wie sie durch die Erschütterung des Bodens beim Gehen entstehen. Die Erschütterungen wurden mit einem am Boden liegenden Mikrophon aufgenommen und mit Hilfe eines Kathodenstrahloszillographen auf einem Papierfilm photographiert. Alle 4 Aufnahmen stammen von derselben Person. a Normales Gehen, b Gehen in Eile, c Gehen mit Tragen eines Koffers, d absichtlich verstellter Gang. (Aus: E. Hofer, Untersuchungen über den Rhythmus des menschlichen Ganges.)

stant bleibt. In einer Untersuchung des Wiener Psychologischen Institutes hat Ernst Hofer mit einer sehr exakten Methode — es wurden die Schwingungen registriert, die durch das Gehen im Fußboden erzeugt werden (Abb. 31) — den Nachweis erbracht, daß der individuelle Rhythmus beim Gehen in sehr hohem Maße konstant bleibt: bei 32 untersuchten Personen lag der Schwankungsbereich der Zeitabstände zwischen den einzelnen Schritten im Bereich von 0,014 bis

0,020 Sekunden. Die Differenzen erhöhten sich ungefähr auf das Doppelte bei Gehen unter erschwerten Bedingungen (z. B. Tragen eines Koffers). Weitere Untersuchungen sollen zeigen, ob zwischen Rhythmuskonstanz und Persönlichkeit Beziehungen bestehen.

Handschrift

Dieses Kapitel ist keine Einführung in die Graphologie. Es wäre nicht schwierig, die Deutungsregeln der Graphologie kurz darzustellen; es soll aber niemand in Versuchung geführt werden, sich auf Grund solcher einfacher Hinweise als Schriftdeuter zu betätigen. Ein endgültiges, eindeutiges Urteil über die Verlässlichkeit solcher Deutungen läßt sich gegenwärtig nicht abgeben; es scheint, daß dabei neben der Gewissenhaftigkeit und der Erfahrung des einzelnen Graphologen auch ein Begabungsfaktor eine große Rolle spielt. Im folgenden soll daher nur über die Geschichte der Graphologie und über die wichtigsten Kontrolluntersuchungen, die über die Verlässlichkeit graphologischer Beurteilungen durchgeführt wurden, kurz berichtet werden.

Es steht außer Zweifel, daß die Handschrift einen ^{Forschichte} hohen Grad von persönlicher Eigenart aufweist; so hoch, daß sich sogar die Geldinstitute und Banken darauf verlassen und die Echtheit eines Schecks oder Wechsels nach der Unterschrift des Ausstellers beurteilen. Das individuelle Gepräge der Schrift hat schon Lavater zu Betrachtungen über Handschrift und Charakter veranlaßt. Der Begründer der systematischen Schriftbeurteilung ist der französische Abbé Jean Hippolyte Michon (1806—1881); er hat auch den Namen „Graphologie“ eingeführt, mit dem — nach Klages — die „Wissenschaft von den Entstehungsbedingungen der persönlichen Schreibbewegung“ bezeichnet wird. Michon hat ein sehr großes Material von Schriften gesammelt und in seinem „Le Système de Graphologie“ 1875 bestimmte Schriftmerkmale bestimmten Charaktereigenschaften zugeordnet, ohne allerdings dafür eine Begründung zu geben. Sein Schüler Crépieux-Jamin (1858—1940) hat die Fehlerhaftigkeit einer solchen „fixen“ Zuordnung erkannt und gelehrt, daß ein Einzelmerkmal nur relativen Wert habe, weil es verschiedene Ursachen haben könne und daher mehrere Deutungen zulasse. Die „Mehrdeutigkeit“ der Einzelmerkmale macht die Zusammenfassung aller auffindbaren Einzelzüge notwendig; aus

1.
1.

2.

11.

1.

- ihr erhält dann das einzelne seine Bedeutung. Auf diesem
2. Wege kam er zu einer psychologischen „Resultanten-Theorie“, die sehr gute Gedanken enthält. Ein schwacher t-Strich bedeutet z. B. nach Crépieux-Jamin schwachen Willen, ausgreifende Schreibebebewegungen zeugen von großer Einbildungskraft; kommen beide Merkmale vor, so hat man es wahrscheinlich mit einem ängstlichen oder feigen Menschen zu tun, denn die große Einbildungskraft übertreibt die Gefahren und der schwache Wille kommt dagegen nicht auf, so daß sich die Resultante „Verzagtheit“ ergibt. Crépieux-Jamin
3. vertrat auch bereits andeutungsweise das Bewegungsprinzip als Grundlage der theoretischen Graphologie: „Man spürt die Bedeutung eines Schriftzuges auf, indem man ihn als physiologische Bewegung betrachtet und ihn in seinem Umfang, seiner Beständigkeit und seiner Kraft mit der entsprechenden psychologischen Bewegung in Zusammenhang bringt.“

141. Daß die Schrift tatsächlich die allgemeine individuelle Bewegungsweise erkennen läßt, wurde von dem deutschen Physiologen Wilhelm Preyer experimentell nachgewiesen; der Schriftcharakter bleibt nach seinen Untersuchungen derselbe, auch wenn statt mit der rechten mit der linken Hand oder nach genügend langer Übung mit dem Fuß, dem Mund oder mit einem am Knie oder Ellbogen befestigten Schreibstift geschrieben wurde. Die Schrift sei also, physiologisch betrachtet, nicht so sehr Ausdruck der Handbewegungen, sondern der vom Gehirn gesteuerten allgemeinen persönlichen Bewegungsart — nicht Handschrift, sondern „Hirnschrift“ Ebenfalls experimentell ging der Psychiater Georg Mayer vor, indem er die Schriftmerkmale bei bestimmten Affektzuständen Geisteskranker feststellte und die Unterschiede gegenüber der neutralen Stimmungslage untersuchte. Preyer, 141. Mayer und der Schriftsteller Hans Busse, der auf der Grundlage der französischen Schule arbeitete, gründeten 1896 in München die „Deutsche graphologische Gesellschaft“, der sich sehr bald Ludwig Klages, der führende Graphologe der jüngsten Vergangenheit, anschloß.

Heute befindet sich die Graphologie noch immer in einer eigenartigen Situation; viele Graphologen sind reine Scharlatane, die unter dem Vorwand strenger Wissenschaftlichkeit mit ihren Charaktergutachten nicht selten Unheil stiften und die Schriftdeutung lediglich als Geschäft betreiben. Groß ist auch die Zahl der graphologischen Phantasten, die ohne jede

Kritik in fast pathologischer Einseitigkeit die Schrift zur Grundlage umfassender psychologischer und philosophischer „Theorien“ machen und aus ihr die Eigenschaften des Schreibers mit allen verborgenen Details zu erkennen glauben. Die wissenschaftlich eingestellten Schriftforscher, deren Zahl gegenüber den unkritischen Graphologen leider noch recht gering ist, sind sich der Grenzen ihrer Möglichkeiten bewußt — schon deshalb, weil unter ihnen über die Deutung der Einzelmerkmale keineswegs volle Übereinstimmung besteht; sie sind bemüht, ihre Deutungsmethoden zu verbessern, wobei manche von ihnen auch empirische Verfahren zu verwenden suchen. Darüber wird bei der Darstellung der Kontrolluntersuchungen berichtet werden.

Die Zurückhaltung der Wissenschaft gegenüber der Schriftdeutung hat ihre Ursache zweifellos darin, daß die unmittelbare Ausdruckswirkung der Schrift mit wissenschaftlichen Methoden nicht faßbar ist. „Intuition“ gilt — mit Recht — nicht als wissenschaftliche Methode. Es besteht nicht der mindeste Zweifel, daß die Deutung der Handschriften — wie auch des Gesichtsausdruckes oder der Stimme und Sprechweise — auf unmittelbarer Erfassung des Ausdruckes beruht; die Tatsache der Ausdruckswirkung läßt sich auf gar keine Weise leugnen. Klages hat in vielen Formulierungen ausgesprochen, daß sich der Charakter einer Schrift und damit derjenige des Schreibers nur auf Grund des Schriftausdruckes feststellen lasse; um das „Formniwo“ der Schrift, das für die Gesamtbeurteilung von entscheidender Bedeutung ist, zu bestimmen, komme es auf „seelische Schaukraft“ an: man soll alle Einzelheiten unbeachtet lassen und „ganz und ausschließlich auf sich wirken lassen ihre sinnliche Erscheinung“. In der „seelischen Schaukraft“ gibt es aber große individuelle Unterschiede; so wenig man einem Blinden die Farbe verständlich machen kann, „ebensowenig den Lebensgehalt eines Ausdrucksbildes einem Betrachter, dessen Fähigkeit zur Beschaulichkeit entweder vollkommen verkümmert oder aber lahmegelegt wäre durch den unbezwinglichen Hang parteiischen Forschens oder gruppierenden Suchens“. Worin die „Schauung“, die Versenkung in das Gebilde besteht, läßt sich nicht genau sagen; aber das Bewegungsprinzip spielt dabei eine große Rolle — Klages spricht einmal davon, daß die Eindrucksempfänglichkeit mit der „Mitbewegtheit“ zusammenhänge: man müsse bei der Bestimmung des „Formniwos“ jede

Zählung und Messung ausschalten, „um durch die Mitbewegtheit innezuwerden des Gehaltes an Leben (oder Innenleben)“.

- Wissenschaftlich einwandfreie Untersuchungen über die Verlässlichkeit graphologischer Diagnosen liegen leider nur in geringer Zahl vor. Einige davon sollen kurz dargestellt werden. Entscheidend nicht nur für die Graphologie, sondern auch für die Brauchbarkeit der Handschrift als Identitätsnachweis im Geldverkehr (z. B. bei Unterschriften auf Schecks oder bei eigenhändigen Testamenten) ist die Beantwortung der Frage, ob die Handschrift durch lange Zeiten gleich bleibt („Reliabilität“ der Schrift). Es ist interessant, daß es auch zu dieser Frage nur sehr wenige Untersuchungen gibt; offenbar bestand bei den Geldinstituten und bei den Graphologen schon auf Grund der Alltagserfahrung die Überzeugung, daß die individuellen Züge der Schrift, sobald die Stadien der Schulschrift vorüber sind, während des ganzen Lebens unverändert bleiben.
1. Diese Überzeugung hat sich im großen und ganzen als richtig erwiesen, wobei die Gleichheit auch bei verschiedenem Schreibtempo erhalten blieb. So fand der Amerikaner O. L. Harvey bei 20 Personen, die einen Text in Normaltempo und zwei Monate später einen anderen Text in Maximaltempo schreiben mußten, hohe Korrelationen für einige meßbare Schriftmerkmale (für Schriftweite 0,84, für Neigungswinkel 0,82). In einer Dissertation des Wiener Psychologischen Institutes hat Gerhard Fischer an einem viel größeren Material — Schriften von 140 Polizeischülern im Alter von 20 bis 25 Jahren — an 25 meßbaren Schriftmerkmalen die Einzelmaße an zwei Texten, die im Abstand von einer Woche geschrieben wurden, miteinander verglichen; es ergaben sich mit Ausnahme von vier Merkmalen durchwegs sehr hohe Korrelationen (von 0,81 bis 0,93). Noch höher war — erwartungsgemäß — die „Halbtest-Reliabilität“, d. h. die Konstanz der Merkmalsmaße innerhalb des gleichen Textes, wenn man ihn in zwei Hälften teilt und die erste Hälfte mit der zweiten vergleicht (die Korrelationen lagen zwischen 0,90 und 0,99). Fischer hat für jedes der 25 Schriftmerkmale an jeder der 280 Schriftproben je 20 Einzelmessungen durchgeführt und dadurch etwa 90.000 Meßwerte gewonnen, die mit elektronischen Rechenmaschinen ausgewertet wurden; seinen Ergebnissen kommt daher große Beweiskraft zu. Es steht außer Zweifel, daß die Eigenart der Handschrift einen außerordentlich hohen Grad von Konstanz aufweist.

1/2. Unvergleichlich schwieriger als die Untersuchung der Konstanz der Schrifteigenart ist die Feststellung des Verlässlichkeitsgrades graphologischer Diagnosen. Um die Frage, ob ein graphologisches Persönlichkeitsgutachten richtig sei, zu beantworten, müßte man die Persönlichkeit des Begutachteten genau kennen — d. h. man müßte ein sicher richtiges Gutachten zum Vergleich zur Verfügung haben. Solche sicher richtige Gutachten lassen sich aber mit den gegenwärtigen wissenschaftlichen Methoden nicht erreichen; die Persönlichkeits-Tests, von denen später ausführlich berichtet wird, liefern nur Diagnosen von sehr verschiedenem Wahrscheinlichkeitsgrad (wobei die „Kompliziertheit“ der untersuchten Persönlichkeit eine entscheidende Rolle spielt). Außerdem kann man auch bei Verwendung mehrerer Tests sicher nicht alle Merkmale einer Persönlichkeit erfassen, so daß auch in der Art der behaupteten Charakterzüge zwischen graphologischem Gutachten und Testergebnissen Verschiedenheiten auftreten können. Unter diesen Umständen begnügte man sich vielfach mit Verlässlichkeitskontrollen, bei denen der Beurteilte selbst oder gute Bekannte feststellten, ob das graphologische Gutachten zutrifft oder nicht. Dies erreicht man am besten im „Zuordnungsversuch“: Die Person, aus deren Handschrift ein graphologisches Gutachten erstellt worden war, erhält dieses Gutachten mit vielen anderen und soll herausfinden, welches „ihres“ ist. Bobertag hat dieses Verfahren schon 1929 angewandt; er hat über 5 Personen von sechs Graphologen Charaktergutachten eingeholt; die 30 Gutachten mußten von 15 Personen, die die 5 Beurteilten längere Zeit kannten, diesen zugeordnet werden, wofür eine sehr genaue Instruktion mit verschiedenen Sicherheitsgraden gegeben wurde. Von den auf diese Weise entstandenen 450 Zuordnungen waren 81% richtig und 14,7% falsch (in den Restfällen wurde eine Zuordnung als unmöglich bezeichnet). Der beste Zuordner hatte alle 30 Gutachten den richtigen Personen zugeordnet, der schlechteste 16.

Aufschlußreich sind auch die Ergebnisse der „Selbstzuordnung“: 3 von den 5 begutachteten Personen konnten aus den Gutachten aller 6 Graphologen die richtigen (also die über ihre eigene Handschrift) herausfinden; 2 der beurteilten Personen ordneten die Gutachten über sich selbst anderen und fremde Gutachten sich selbst zu.

In einem amerikanischen Zuordnungsversuch von Edwin Powers wurden Laien und Berufsgraphologen verglichen.

Von 10 jungen Männern wurden Persönlichkeitsgutachten hergestellt (jeder von ihnen wurde von 3 Psychologen untersucht, von denen ihn einer überdies aus näherer persönlicher Bekanntschaft genauer kannte; die Persönlichkeitsgutachten wurden von den 3 Psychologen in Zusammenarbeit verfaßt). Die 10 Persönlichkeitsgutachten wurden dann zusammen mit der Handschrift jedes Beurteilten 143 Studenten, 25 Professoren und 17 Berufsgraphologen mit der Aufgabe vorgelegt, Gutachten und Handschrift einander zuzuordnen. Die höchste Trefferzahl wäre 10 gewesen, nach dem Zufall ist bloß eine richtige Zuordnung zu erwarten. Die Studenten erzielten im Mittel 1,77 richtige Zuordnungen, die Professoren 1,80 und die Berufsgraphologen 2,41 — also nur unwesentlich bessere Leistungen als die graphologischen Laien (zitiert nach Hall u. Lindzey 1957).

- B. Viel leichter als an Beurteilungen der Gesamtpersönlichkeit müßte sich die Verlässlichkeit graphologischer Diagnosen an einzelnen Persönlichkeitsmerkmalen überprüfen lassen, vor allem an der Intelligenz, die man mit Hilfe von Tests ziemlich genau feststellen kann. An 167 Personen ergaben sich in
- 1) einer Untersuchung von Castelnuovo-Tedesco zwischen Intelligenzschätzung aus der Schrift durch sechs Graphologen und den Testresultaten relativ hohe Korrelationen (0,59 bis 0,64). Hingegen fand Wallner beim Vergleich von 118 graphologischen Intelligenzdiagnosen und den Ergebnissen von sechs Intelligenztests nur eine Korrelation von 0,20. Man kann gegen diesen für die Graphologie ungünstigen Befund einwenden, daß auch die Korrelation zwischen Intelligenztestung und Schulleistung nicht hoch ist (zwischen 0,5 und 0,6) und daß der Begriff „Intelligenz“ überhaupt noch umstritten sei; aber eine Korrelation von 0,20 ist so nieder, daß man kaum annehmen kann, die Differenzen zwischen graphologischer Intelligenzbeurteilung und den Resultaten von sechs Tests seien durch Verschiedenheiten in der Auffassung von „Intelligenz“ zu erklären. Auch in zwei neueren Untersuchungen waren die Korrelationen zwischen Schriftbeurteilung und Intelligenztest sehr niedrig; bei J. Miels (24 Schriften, 18 Schriftbeurteiler) 0,37, bei L. Michel (7 Schriften, 7 Graphologen) 0,16.

Sehr bedeutsam für die künftige graphologische Forschung ist ein Verfahren, das in der oben erwähnten Untersuchung von Gerhard Fischer zu höchster Exaktheit entwickelt wurde. Es handelt sich dabei um die — von verschiedenen

III. Autoren schon öfter aufgeworfene — Frage, welche Merkmale der Handschrift miteinander „verwandt“ sind, so daß man sie in Gruppen oder „Faktoren“ zusammenfassen und diese Faktoren den Grundmerkmalen der Persönlichkeit gegenüberstellen kann. Es ist von vorneherein klar, daß nicht jedem einzelnen Schriftmerkmal wie Zeilenabstand, Neigungswinkel oder Oberlängenhöhe, eine bestimmte einzelne Charaktereigenschaft zugeordnet werden kann; diese primitivste Art der Schriftdeutung wird von allen ernstzunehmenden Graphologen abgelehnt. Mit komplizierten statistischen Verfahren („Faktorenanalyse“) läßt sich exakt feststellen, welche einzelnen Merkmale am häufigsten zusammen auftreten oder miteinander variieren; von der Annahme ausgehend, daß zwischen diesen Merkmalen irgendwelche Zusammenhänge oder gemeinsame Abhängigkeiten von einem einzigen Grundmerkmal bestehen, kann man auf diese Weise Gruppen bilden, aus denen man theoretisch einen „Faktor“ extrahiert, der als ihre gemeinsame Grundlage betrachtet wird. Fischer hat fünf Faktoren gefunden, mit denen die einzelnen Schriftmerkmale mehr oder weniger „geladen“ sind. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden; erwähnt sei nur, daß der Vergleich dieser Faktoren mit Persönlichkeitsfaktoren, die an 68 Personen durch den Persönlichkeits-Interessen-Test von Mittenecker-Toman gewonnen wurden, im allgemeinen so niedrige Korrelationen ergab, daß eine Aussage über den diagnostischen Wert der üblichen graphologischen Deutungsregeln nicht möglich ist; Hinweise deuten sich immerhin an, so z. B., daß überdurchschnittliche Schriftgröße mit Anpassungsschwierigkeiten korreliert, gute Gliederung des Schriftbildes mit Selbstkritik.

Wenn die Handschrift verlässliche Hinweise auf Charaktermerkmale enthält, dann müßten die Schriften ähnlicher Persönlichkeiten ebenfalls große Ähnlichkeit aufweisen. Dies läßt sich am sichersten an Zwillingschriften überprüfen. Wenn in der Schrift die Erbanlagen zur Auswirkung kämen, müßten sich die Schriften eineiiger Zwillinge — wenigstens solcher mit gleicher Erziehung — sehr weitgehend gleichen. In Wirklichkeit ist aber die Ähnlichkeit geringer als zu erwarten war; man hat sogar den Eindruck, daß sich die Zwillinge in der Schrift manchmal viel weniger ähnlich sind als in den übrigen untersuchten Eigenschaften. Darüber hat sich Galtop schon 1883 gewundert; unter den von ihm untersuchten Zwillingen fanden sich einige wenige,

Leisognomnifone fielt
 nien leuzen, lüben, wünda,
 ffoim Anck, das Tifilne =

Das Leisognomnifone fielt
 nien leuzen, lüben, wünda,
 ffoim Anck, das Tifilne ffo

Abb. 32. Schriften 10jähriger eineiiger Zwillingbrüder.
 (Nach H. Graewe, Zwillinge und ihre Schriften, Umschau 1938.)

deren Handschrift nicht unterscheidbar war, aber viele, bei denen sie unähnlich schien. Galton hat aber zwischen eineiigen und zweieiigen Zwillingen nicht sicher unterscheiden können. Seither sind sehr viele graphologische Zwillinguntersuchungen durchgeführt worden; im großen und ganzen zeigte sich dabei, daß der Grad der Ähnlichkeit sehr stark variiert — von fast vollkommener Gleichheit bis zu weitgehender Verschiedenheit. Der Graphologe S a u d e k hat die Handschrift von 234 eineiigen Zwillingen untersucht; nur bei 5% waren die Schriften der beiden Partner so ähnlich, als ob sie von derselben Person stammten — ein Ähnlichkeitsgrad, wie er sonst zwischen zwei Menschen wohl überhaupt nicht vorkommt.

2. Ein interessantes Resultat erbrachten die Untersuchungen von M a r g a r e t H a r t g e, welche die Schriften von 15 eineiigen und 10 zweieiigen Zwillingen durch Erwachsene nach ihrem Ähnlichkeitsgrad paarweise ordnen ließ; es zeigte sich, daß bei den Zwillingen unter 14 Jahren die Ähnlichkeit nicht größer ist als bei Kinderschriften überhaupt, während die Schriften der eineiigen Zwillinge über 14 Jahren einander viel ähnlicher waren als die der zweieiigen. H e r m a n n und N i k o l a y haben dieses Ergebnis in einer sehr gründlichen Arbeit bestätigt; an den Schriften von je 20 eineiigen und zweieiigen Zwillingen, von denen je die Hälfte unter 14 Jahre alt waren,

3.

wurden die meßbaren Merkmale (z. B. Grundstrichlänge, Schriftwinkel usw.) genauestens in 20.000 Einzelmessungen festgestellt. Bei den Eineiigen über 14 Jahren stimmten die Einzelmerkmale in viel höherem Grade überein als bei den Zweieiigen, bei den jüngeren Zwillingen waren die Unterschiede geringer.

4. Diese Ergebnisse werden aber wieder in Frage gestellt durch Untersuchungen an Schriften von erwachsenen Zwillingen.

A. Legrün in Wien hat durch 10 Beurteiler die Schriften von 30 eineiigen und 10 zweieiigen Zwillingspaaren einander nach Ähnlichkeit zuordnen lassen und bei den Eineiigen nur unerheblich mehr richtige Zuordnungen erhalten als bei den Zweieiigen. Dieselbe Methode verwendete Emil Oestlyngen in Oslo; er ließ die Schriften von 43 eineiigen und 34 zweieiigen Paaren durch 7 Personen nach Ähnlichkeit in Paare ordnen und fand keinen Unterschied von Bedeutung. Das gleiche Resultat hatte eine besonders genaue Untersuchung des Wiener Psychologischen Institutes, in der Auguste Högl die Schriften von 49 eineiigen und 25 zweieiigen erwachsenen Zwillingspaaren nach 23 meßbaren Schriftmerkmalen überprüfte. Von jedem der 23 Schriftmerkmale wurden in jeder einzelnen Schrift 15 Einzelwerte gemessen und daraus der Durchschnitt berechnet, so daß insgesamt ungefähr 50.000 Einzelmessungen durchgeführt und verrechnet werden mußten. Von den 23 Merkmalen waren nur bei 2 Merkmalen die Differenzen zwischen den eineiigen Partnern beträchtlich kleiner als bei den zweieiigen; der Mittelwert der Differenz in der Häufigkeit von Winkelbildungen betrug bei den eineiigen Partnern 17,8, bei den zweieiigen 28,4, der Mittelwert der Differenzen im Merkmal „Breite des linken Randes“ war bei den Eineiigen 7,6, bei den Zweieiigen 14,4. Dagegen waren in den Merkmalen „Schlingenbreite“, „Häufigkeit von Girlanden“, „Häufigkeit von Arkaden“, „Höhe der i-Punkte und u-Haken“ die Differenzen zwischen den eineiigen Partnern fast doppelt so groß wie zwischen den zweieiigen, in den übrigen Merkmalen bei beiden ungefähr gleich. Diese Resultate legen die Vermutung nahe, daß entweder die Anlagen, die der Schreibmotorik zugrunde liegen, bei Zwillingen verschieden sind, oder daß die Schrift in erster Linie von der Umwelt geprägt wird — dann könnte man aber aus ihr keinerlei Schlüsse auf den angeborenen Charakter ziehen.

Um sicher zu sein, daß die Ähnlichkeit, die durch die messenden Vergleiche der Zwillingschriften festgestellt wurde, wirklich so gering ist, wurde an den von Högl er verwendeten Zwillingschriften noch eine zweite Untersuchung durchgeführt: die Schriften wurden ungeordnet 32 Personen (in der Mehrzahl Mittelschullehrer) mit dem Auftrag vorgelegt, sie nach der Ähnlichkeit zu ordnen, wofür 5 Ähnlichkeitsstufen zur Verfügung standen. Das Ergebnis dieser von F. Peroutka statistisch sehr genau ausgewerteten Vergleiche entsprach weitgehend den Resultaten Höglers: 56,2% der Schriften der eineiigen Zwillinge wurden als ähnlich, 43,8% als unähnlich bezeichnet; bei den Zweieiigen waren 36% ähnlich, 64% unähnlich (wobei der Mittelwert aus allen Ergebnissen der fünfstufigen Ähnlichkeitsbeurteilungen [2,3] als Grenze galt).

Übrigens kommt die Verschiedenheit der Eineiigen im Schreiben sogar in den Schulnoten über den Schreibunterricht zum Ausdruck: Bouterwek hat bei 109 eineiigen Zwillingspaaren die Schulnoten verglichen und gefunden, daß die Schreibnoten nur bei 75 Paaren immer gleich waren, bei 34 Paaren nicht.

Einen Ansatz zu einer Lösung der Frage, warum bei Zwillingschriften nicht die erwartete hohe Übereinstimmung besteht, schlug die ungarische Psychologin Roman-Goldzieher vor. Sie untersuchte bei 118 eineiigen und 165 zweieiigen Zwillingen den Schreibvorgang und stellte fest, daß im allgemeinen bei Zwillingspaaren einer der Partner dominiert; dabei ging sie von der Feststellung H. v. Brackens aus, daß es immer einen „führenden Illing“ gebe, der sozusagen die „Außenvertretung“ des Paares besorge. Dies drücke sich schon in Kleinigkeiten aus; so sitze der führende Partner immer rechts vom anderen und jede Änderung dieser Platzordnung löse Unbehagen aus und werde oft eigenmächtig korrigiert. Die Sitzweise und Körperhaltung wirkt sich aber auf die Schrift aus. Dazu kommt, daß nach Goldzieher bei 73% der Eineiigen und nur bei 57% der Zweieiigen der eine Partner zur Linkshändigkeit neigt, was für die Schrift, da in den Schulen rechtshändig geschrieben werden muß, natürlich von Bedeutung ist, weil dem Linkshänder das rechtshändige Schreiben Schwierigkeiten bereitet. Daraus läßt sich die Verschiedenheit von Zwillingschriften erklären. Da die Schreibmotorik wie die Sprechmotorik des Linkshänders von der rechten Gehirnhälfte und die des Rechtshänders von der linken

Gehirnhälfte gesteuert wird, hat Goldzieher angenommen, daß bei den Zellteilungen, die zu eineiigen Zwillingen führen, eine „spiegelbildliche“ Entwicklung stattfindet (wie sie Bouterwek aus anderen Gründen schon früher behauptet hatte). Solche Spiegelbildlichkeiten finden sich auch in der Handschrift von Zwillingen, z. B. in der Schriftlage (d. i. der Neigungswinkel der Schriftzeichen zur Zeile, aus dem sich die rechtsschräge und linksschräge Schrift ergibt). Bei den eineiigen Zwillingen Goldziehers war die Schriftlage in 56% übereinstimmend, in 44% spiegelbildlich, bei den zweieiigen in 74% übereinstimmend und nur in 26% spiegelbildlich. Es zeigten sich aber auch sehr weitgehende Übereinstimmungen der Schriften; teilt man die Ähnlichkeit in drei Grade: zum Verwechseln ähnlich („Doppelgängerschriften“), ähnlich, aber unterscheidbar, und unähnlich, so ergaben sich folgende Prozentverhältnisse zwischen den Zwillingspartnern:

	Doppelgängerschriften	ähnlich	unähnlich
Eineiige	15,0 %	57,5 %	27,5 %
Zweieiige	7,5 %	38,0 %	54,5 %

Abschließend wird man sagen dürfen: bei eineiigen Zwillingen sind Doppelgängerschriften beträchtlich häufiger als sonst unter Geschwistern; es kommt aber auch vollkommene Unähnlichkeit vor. Dabei spielen zweifellos die Umweltseinflüsse eine sehr große Rolle: Mierke berichtet über ein eineiiges Zwillingspaar, dessen Schriften sich zuerst absolut glichen, dann — nach Eintritt in verschiedenes Arbeitsmilieu (Haushaltstätigkeit — Zahnarztassistentin) — trotz gleicher Schulbildung sehr verschieden wurden (flotte Schrägschrift — etwas ungelenke Steilschrift). Es blieben aber auch viele gemeinsame Merkmale erhalten.

Ausdruck von Sprache, Stimme und Sprechweise

Die Unmittelbarkeit der Wirkung des Ausdruckes — also gerade dasjenige, was für die wissenschaftliche Untersuchung heute noch ein vollkommen ungelöstes Problem darstellt — läßt sich mit besonderer Klarheit an der Ausdruckswirkung der menschlichen Stimme und Sprechweise zeigen. Lange vor aller Wissenschaft hat sich die Kunst dieser Ausdrucksmittel bedient; in der Oper sind die Stimmlagen eindeutig den Cha-

rakteren der handelnden Personen zugeordnet: der Held ist fast immer ein Tenor, der vitalkräftige, robuste, gutmütige Beschützer der bedrängten Heldin ist ein Baß, ebenso der Bösewicht. Wahrscheinlich würde es gelingen, auch in der Instrumentalmusik charakterologische Zusammenhänge zwischen der Klangfarbe der Instrumente und ihrer Rolle im ganzen eines Werkes aufzufinden.

Eine zweite, noch wenig ausgeschöpfte Quelle für die Untersuchung der Ausdruckswirkung von Lauten ist die Entwicklung der Sprache. Dumpfe, tiefe Lautgebilde werden zur Bezeichnung anderer Gegenstände verwendet als hohe und helle Laute. Wittmann hat mit solchen Untersuchungen über die „physiognomische Urbedeutung des Wortes“ begonnen, indem er einer Reihe von Personen Worte aus Negersprachen vorsprechen ließ; es mußte angegeben werden, was für Dinge durch diese Worte am ehesten gemeint sein könnten. Es ergab sich, daß die angegebenen Dinge eine innere Zusammengehörigkeit aufwiesen: bei Worten mit den Vokalen o und u (z. B. „ongolongo“) wurden hauptsächlich plumpe und massige Dinge als wahrscheinliche Bedeutung angegeben, bei Worten mit i (z. B. „fiti“) kleine und leichte. Zusammenfassend stellte Wittmann aus seinen Versuchen fest, daß in der Sprache die Vokale o und u der Größe, Massigkeit und Fülle zugeordnet sind, der Vokal i der Kleinheit und Leichtigkeit, der Sachbeziehung „zusammen“ die Konsonanten m, b und p, der Sachbeziehung „auseinander“ die Konsonanten t, s und k.

Diese Ergebnisse wurden im Wiener Psychologischen Institut von Margarete Czurda überprüft und ergänzt. Sie suchte festzustellen, ob zwischen bestimmten Merkmalen sinnloser Körper (Gewicht, Größe, Aussehen) und dem Lautcharakter der Sprachlaute Beziehungen bestehen. Zur Durchführung der Versuche wurden acht sinnlose, mit weißer Ölfarbe angestrichene Körper hergestellt; die in den Eigenschaften „groß“, „rund“, „schwer“ und „spitz“ variiert wurden (Abb. 33). Diesen Körpern waren aus einer Liste von 20 einsilbigen und 20 zweisilbigen sinnlosen Wörtern (z. B. fapp, tock, fitti, kutzu) nach dem Klangeindruck Namen zu geben; außerdem wurden in einem zweiten Versuch Konsonantengruppen geboten, welche von den Versuchspersonen durch Einfügen von Vokalen zu passenden Namen für die acht Gegenstände gemacht werden mußten. In einem dritten Versuch wurden nur Vokale geboten, die in analoger Weise durch Konsonanten ergänzt

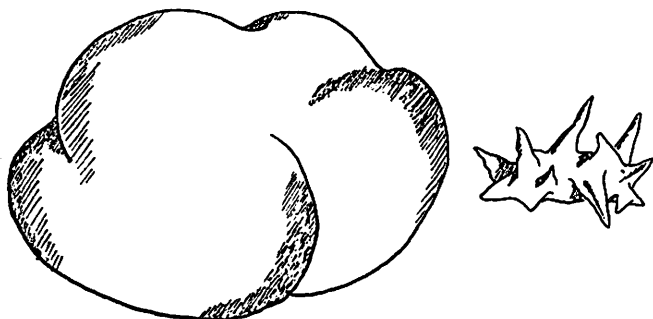


Abb. 33. Sinnlose Körper für die Namengebungsversuche von M. Czurda
(groß, schwer, rund und klein, leicht, spitz).

werden mußten. Die Versuche wurden an 600 Kindern (je 100 der Altersstufen 9—14, zur Hälfte Buben und Mädchen, und diese zur Hälfte nach dem Lehrerurteil sehr bzw. wenig intelligent) sowie an 100 Erwachsenen durchgeführt. Zwischen den einzelnen Versuchen lag eine Woche Zwischenzeit.

Die Resultate zeigten eindeutig, daß bestimmte Laute für bestimmte Gegenstände weit über den Zufall bevorzugt werden. So wurden die leichten, spitzen und kleinen Dinge mit hellen Vokalen, besonders mit i, die schweren, runden und großen bevorzugt mit dumpfen Vokalen bezeichnet (Abb. 34). Die harten Konsonanten wurden mit großer Häufung für die spitzigen, die weichen für die runden Gegenstände verwendet, wobei allerdings bei den Kindern für alle Gegenstände eine noch ungeklärte Bevorzugung des l besteht. Zweisilbige Namen wurden häufiger für die großen, einsilbige für die kleinen Gegenstände verwendet. Die Zuordnung nach dem Lautcharakter wird mit zunehmendem Alter einheitlicher; eindeutige Geschlechtsunterschiede sowie Beziehungen zur Intelligenz konnten nicht festgestellt werden.

Um festzustellen, ob in anderen Sprachen die gleichen Beziehungen zwischen Lauten und Körpereigenschaften bestehen wie in der deutschen Sprache, wurden zwei weitere Untersuchungen des Wiener Psychologischen Instituts durchgeführt; von Friedrich Czagan in Italien (an 310 acht- bis zehnjährigen Kindern und 20 Studenten in Palermo) und von Ida Fleiss an 425 Kindern von 9 bis 14 Jahren und 12 Erwachsenen in Japan. In beiden Sprachen ergaben sich in den

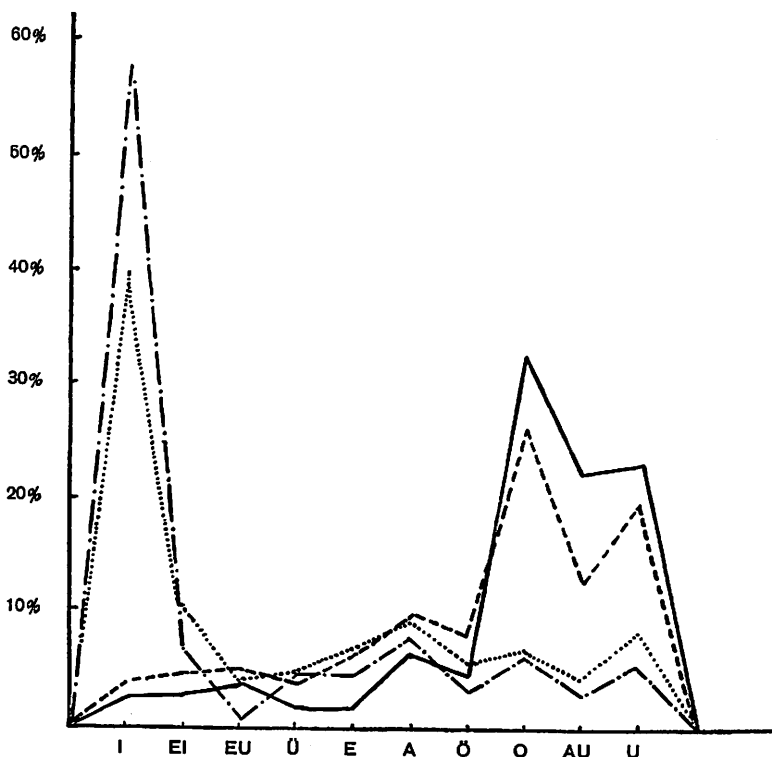


Abb. 34. Verteilung der Vokale auf die Bezeichnungen für einen großen, schweren, runden und einen kleinen, leichten, spitzen Körper. (Aus: M. Czurdá, Phonetische Ausdrucksmittel für optisch-taktile Sinneseindrücke. Diss. Wien 1951.)

Zeichenerklärung:

- Gegenstand V.: groß, schwer, rund (Kinder);
- · - · - · Gegenstand IV.: klein, leicht, spitz (Erwachsene);
- Gegenstand IV.: klein, leicht, spitz (Kinder);
- Gegenstand V.: groß, schwer, rund (Erwachsene).

wichtigsten Auswertungsbereichen gleiche signifikante Zusammenhänge wie in der deutschen Sprache: die Vokale „e“ und „o“ wurden in Italien und in Japan für große Körper bevorzugt, von den Italienern außerdem „u“, das in der japanischen Sprache anders (ähnlich wie „i“) ausgesprochen wird (die Japaner verwendeten auch „a“ und „au“ bevorzugt für große Körper). Das „i“ wurde in beiden Sprachen den spitzen Körpern zugeordnet, die Konsonanten „b“ und „m“ den runden.

Diese Resultate zeigen, daß die Untersuchung des Ausdruckswertes der einzelnen Laute viel zur Klärung der Sprachentstehung beitragen könnte; es wäre sehr wichtig, daß ähnliche Untersuchungen in anderen Sprachen durchgeführt würden. Den bisher dargestellten Ansätzen aus der Musik- und Sprachforschung stehen ebenso vereinzelte Ansätze zur Feststellung der charakterologisch bedeutsamen Stimm- und Sprechmerkmale des Menschen gegenüber. Den Anfang hat auch hier nicht die wissenschaftliche Psychologie gemacht, sondern die Praxis der Gesanglehrer, Vortragskünstler und Sprecherzieher für Stotterer und andere sprachbehinderte Menschen. Fast rührend ist die Geschichte des Josef Rutz, königlicher Zollinspektor und Sänger in München, der um das Jahr 1860 bei seinen Studien an der Musikschule feststellte, daß manchen Sängern und Sängerinnen bestimmte Werke „einfach nicht lagen“, obwohl sie andere, viel schwierigere Gesangstücke mit Meisterschaft beherrschten. Er fand, daß jedes Werk einen bestimmten Klangcharakter der Stimme verlange, in dem allein es richtig klingt und wirkt; er bemühte sich, die Eigenschaften des Stimmorgans festzustellen, von denen der Klangcharakter abhängt. Sein Sohn berichtet darüber: „Zunächst meinte er, dies geschehe allein durch die Tätigkeit und Stellung von Kehle, Rachen und Mundhöhle, bis er schließlich erkannte, daß das ausschlaggebende Moment in der Änderung der bisher gewohnten Haltung und Form des ganzen Körpers liege. Nach und nach fand er dann eine Reihe verschiedener Arten der Körperhaltung, die alle ihren besonderen Einfluß auf den Klang der Stimme ausüben, und bestimmte die zur Annahme dieser Haltung notwendigen Muskelbewegungen.“ Besonders die Rumpfmuskeln sind dabei entscheidend; und zwar nicht ihre Bewegung, sondern eine bestimmte dauernde Einstellung dieser Muskeln.

Josef Rutz ist 1895 gestorben, ohne daß er seine Beobachtungen publiziert hätte. Seine Frau Klara und sein Sohn Othmar Rutz haben die Forschungen weitergeführt und eine Reihe von Gelehrten — Wundt, Krüger und den Literaturhistoriker Sievers — zu eigenen Untersuchungen veranlaßt; sogar die Frage, ob ein bestimmter Text von dem Urheber stamme, dem er zugeschrieben wird, sollte mit der Rutzschen Methode beantwortet werden können. Othmar Rutz hat dann die Lehre seines Vaters in wenig kritischer und sehr einseitiger Weise weiterentwickelt, wobei er zu ganz

unhaltbaren Typen gelangte. Experimentell wurden die Rutzschen Behauptungen von Hans Schulte mit einer komplizierten Apparatur überprüft. Am Körper der Versuchsperson — und zwar an geeigneten Stellen des Brustkorbes und Bauches — wurden 5 Pneumographen angelegt. Pneumographen sind luftgefüllte Gummikapseln, von denen ein Schlauch zu einer zweiten Gummikapsel führt, die so konstruiert ist, daß jede Druckveränderung in der ersten Kapsel einen Zeiger aus ganz leichtem Material (z. B. einen Strohhalm) hebt oder senkt. Mit solchen Pneumographen untersucht man in der Physiologie z. B. die Atembewegungen des Brustkorbes, indem man den Zeiger an eine rotierende berußte Papierfläche anlegt, wo seine Auf- und Abbewegungen eine Kurve einritzen. Mit den 5 Pneumographen und den dazugehörigen 5 Zeigern konnte Schulte auf dem berußten Papier gleichzeitig 5 Kurven zeichnen, die den Bewegungsablauf der Muskelpartien, an welche die Pneumographen angelegt waren, wiedergaben. Auf diese Weise wurde es möglich, die Muskelvorgänge an 5 Stellen des Rumpfes während des Sprechens von Gedichten oder Prosatexten ziemlich genau zu verfolgen; die Texte wurden nach der von Rutz und Sievers angegebenen Typenzuordnung ausgewählt. Das Resultat war gänzlich negativ, obgleich sowohl lautes wie leises Lesen in liegender und stehender Haltung untersucht wurde (an 6 Versuchspersonen); „Es besteht kein fester Zusammenhang zwischen Stimmklang und Körperhaltung. Die letztere bildet nur einen Faktor für die Klangänderung und ist zur Erzielung des Klangcharakters keine notwendige Bedingung . . . Die Einstellung im Sinne von Rutz und Sievers bewirkt weder im Falle, daß sie zum angegebenen Typ des Textes gehört, einen gut, noch im entgegengesetzten Falle einen schlecht klingenden Vortrag. Die Zuordnung zu einem bestimmten Typus ist vollkommen subjektiv.“

An diesen Resultaten ist nicht zu rütteln, wenn man auch zugeben muß, daß mit der pneumographischen Methode sicher nicht alle Feinheiten der Resonanzverhältnisse bei verschiedener Körperhaltung erfaßt werden können. Trotzdem ist damit über den Grundgedanken der Rutzschen Lehre noch nicht das letzte Wort gesprochen; es könnte immerhin sein, daß der „Stil“ eines Gedichtes oder Liedes bei einem bestimmten körperlichen Haltungs„stil“ des Vortragenden am besten zum Ausdruck kommt, wobei aber sicher nicht nur die Rumpfmuskulatur eine Rolle spielt. Daß es gelingen könnte, die „Charak-

tere“ verschiedener Kunstwerke in ein grobes Schema von 3 oder 4 Typen zu teilen, erscheint von vornherein fast unmöglich.

Wichtige Einzelheiten zum Sprachausdruck fand der Sprachlehrer Erich Drach. Er hat das Verdienst, als erster die phonetischen Merkmale, die für den Sprachausdruck von Bedeutung sind, systematisch zusammengestellt zu haben; seine „Sprachausdruckstypen“, die auf Kreuzung von 4 Merkmalen aufgebaut sind (Ausdrucks kraft und Ausdrucksschwäche einerseits, Ausdrucksdrang und Ausdruckshemmung andererseits), haben aber wegen ihrer ungenügenden psychologischen Begründung lediglich die Bedeutung eines vorläufigen groben Einteilungsversuches. Die phonetischen Merkmale Drachs sind: Melos, Klangfarbe, Stärkeakzent, Artikulationsschärfe, Tempo, Lautheit und Stimmqualität. Auf dieser Einteilung hat Johann Baptist Rieffert aufgebaut und dabei die einzelnen Merkmale genauer präzisiert und 2 Hauptklassen von Sprechtypen aufgestellt: „Melos ist das Auf und Ab der Tonhöhe, relativ zur Stimmlage, d. i. der durchgängigen Tonhöhe der Stimme. Rhythmus ist die Gliederung im Sprechablauf und entsteht durch die Verteilung der Sprechpausen zwischen Silben, Worten und Sätzen, im Verein mit der Akzentuierung. Rhythmus ist hier im weiteren Sinn des Wortes zu verstehen, da der Sprechrhythmus kein taktmäßig wohlgegliederter ist. Klangfarbe ist in erster Linie die Klangqualität der Vokale, weiterhin aber auch die Qualität der Klangganzenheiten mit Einschluß der Konsonanten. Die Sprechtypen lassen sich in zwei Hauptklassen einteilen. Die eine ist phonetisch durch ihr Melos, die andere durch ihren Rhythmus charakterisiert. Das soll heißen: beim Anhören der Sprechweise, aufgefaßt in ihrer Ganzheit, tritt als prägnantes Merkmal im einen Falle das Melos, im anderen der Rhythmus hervor. Überdies ist die eine Klasse psychologisch der Sprechhaltung nach noch dadurch gekennzeichnet, daß die Sprechweise dem Bedeutungsgehalt des Gesprochenen ‚adäquat‘ ist, während das bei der zweiten Klasse nicht oder doch weniger der Fall ist. Wir nennen eine Sprechweise ‚adäquat‘, wenn die Betonung mit dem Inhalt des Gesprochenen und dessen Bedeutung für den Angeredeten übereinstimmt, das Wichtige betont wird, das Unwichtige zurücktritt. Diese adäquate Sprechweise drückt sich vorwiegend in der Gestaltung des Melos aus, zugleich damit natürlich auch in der Akzentuierung,

im Rhythmus und in allen anderen Sprechmerkmalen. Ist aber die Sprechweise ‚inadäquat‘, so prägt sich das vor allem im Rhythmus aus, der dann mehr auf einer subjektiv bedingten Sprechhaltung beruht als auf der Hingegenheit an die Kundgabe des Gesprochenen gegenüber dem Angeredeten. Die inadäquate Sprechhaltung kommt in den übrigen Sprechmerkmalen auch mit zum Ausdruck, aber am prägnantesten eben im Sprechrhythmus.“

Klarer werden die einzelnen Merkmale, wenn man die verfügbaren sprachlichen Beschreibungsmöglichkeiten berücksichtigt, wie es W. Wolff in einer wertvollen unveröffentlichten Untersuchung getan hat. Ich halte mich im folgenden an seine Vorschläge. Für das Melos sind Ausdrücke wie „langsam, getragen, ruhig, belebt, lebhaft“ oder „gleitend, schrittweise, sprunghaft, aufsteigend, abfallend“ anwendbar; die Monotonie, wie sie bei gleichgültigen, uninteressierten und ebenso bei gedrückten und traurigen Menschen vorliegt, ist ebenfalls eine Meloseigenschaft. Die Tonlage läßt sich durch die Begriffe „sehr hoch“ bis „sehr tief“ sowie „gesenkt“ und „erhöht“ bezeichnen; die Tonlage „tief“ liegt z. B. bei der Sprache der Würde und Ruhe vor, die hohe bei Zuständen von Angst, Aufregung, überhaupt bei Verlust der Selbstsicherheit. Schwierig ist die Klangfarbe sprachlich zu fassen; Beschreibungshilfen, wie „voll“, „dünn“, „hell, dunkel“, „weich, warm, scharf, kalt“, ferner „rauh, trocken, gequetscht, verschleiert“, aber auch „metallisch, blechern, schmetternd“, gehören hieher. Keilhacker behauptet, daß den Merkmalen der Klangfarbe bestimmte Charakterzüge entsprechen: „Wärme oder Kälte, Weichheit oder Härte der Stimme lassen stets mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit auf ähnliche charakterliche Züge in der Persönlichkeit des Sprechers schließen“. Die Artikulation kann „nachlässig, klar, ausgeprägt“ sein: während sorgfältige und ausgeprägte Artikulation für bewußte und disziplinierte Haltung — gelegentlich auch gleichzeitig für Mangel an Vitalität und Kraftfülle spricht —, ist wenig ausgeprägte Artikulation ein Symptom für Natürlichkeit, bei allzu geringer Beachtung allerdings auch Symptom für Lässigkeit und Mangel an innerer Durchgeformtheit. Akzentuierung — Hebung und Senkung der Lautheit — und Rhythmus („gleichbleibend, ungleichmäßig, fließend, abgehakt, getragen“) hängen eng zusammen: „geringe Ausprägung der Akzentuierung bewirkt eine schlaife, ungestaltete Sprechweise, die Trägheit, Unwach-

heit, Gleichgültigkeit gegen die Situation verrät“, während „der überbetonte, abgehackte Rhythmus den stoßhaften Ablauf überbetonter oder ungesteuerter Impulse“ anzeigt (Wolff). Das Tempo des Sprechens — „breit, langsam, schwerfließend, rasch, hastig, übereilt, zögernd, schleppend, drängend“ — läßt sich nur im Zusammenhang mit den anderen Merkmalen deuten: „relativ starke Schwankungen des Sprechtempos beim gleichen Sprecher deuten immer auf innere Erregung, Unausgeglichenheit und Mangel an Selbstsicherheit, wobei je nach den übrigen Symptomen lediglich Situationsbefangenheit oder tieferliegende innere Unsicherheit die Ursache sein kann“. Die Lautstärke ist einfach zu beschreiben: sie schwankt von „sehr leise“ bis „sehr laut“, doch ist der Lautheitsverlauf (gleichbleibend — veränderlich) und die Größe der Lautstärkeunterschiede zu beachten. Keilhacker hat eine Reihe von „Regeln“ zur Deutung aufgestellt: „Unregelmäßiges Schwanken der Stimmstärke, besonders bei gleichzeitiger geringer absoluter Stimmstärke und Stimmfülle deutet auf Mangel an Vitalität und an durchhaltender Energie. Flache oder verwaschene Akzentgebung deutet auf Mangel an Interesse an der Aufgabe, in der Regel auf Mangel an geistigen Interessen überhaupt. Starker Wechsel in der Stimmstärke deutet auf gefühlsbetonte Grundhaltung. Starkes gefühlsmäßiges Miterleben mit dem Inhalt bewirkt nämlich automatisch eine Zunahme der Stimmstärke im affektbetonten Bereich. Dabei können je nach der intellektuellen und gefühlsmäßigen Differenziertheit des Sprechers mehr einzelne Worte oder umfassendere Sinnzusammenhänge herausgehoben und unterstrichen werden. Geringer Wechsel deutet entweder auf Mangel an gefühlsmäßigem Miterleben oder auf starke Disziplinierung des Gefühlslebens, das letzte in der Regel dann, wenn absolute Stimmstärke und Stimmfülle groß sind.“

In einer umfassenden Untersuchung hat F. Trojan eine experimentell unterbaute Lehre aufgestellt, nach welcher die „Schallbilder“ (womit die Ausdrucksgehalte und Ausdrucksträger der Stimme bezeichnet werden) echte Zeichen im Verkehr zwischen den Lebewesen, also Hilfsmittel zur Äußerung psychischer Zustände, sind; sie haben daher den Charakter „ausgesendeter Signale“ und werden von Trojan nach ihrer Signalbedeutung eingeteilt. Dabei geht er bis zu den physiologischen Prozessen zurück, die bestimmte Signale hervorbringen; z. B. Zusammenziehen der hinteren Gaumenbögen bei Ekel, Er-

weiterung bei Bereitschaft zur Nahrungsaufnahme (von Trojan als „faukale Enge und Weite“ bezeichnet). Enge und Weite der Gaumenbögen wirken sich im Schallbild aus, besonders in den Vokalen, die bei Enge mehr geschlossenen, bei Weite mehr offenen Charakter erhalten; diese lautlichen Auswirkungen werden dann allgemein zu Signalen der Unlust bzw. Lust — in Analogie zu Ekel und Eßbereitschaft. Auf diese Weise hat Trojan 7 solcher Signale unterschieden und beschrieben — z. B. Atemdruck, Näseln, Gerichtetheit, „Register“ (Kopfklang — Ausdruck der Unterwerfung, Selbstverkleinerung; Brustklang — Ausdruck der Selbstbehauptung) usw. Die Gesamtheit der Merkmale, durch die sich ein psychischer Zustand lautlich auswirkt, nennt Trojan „A k u e m e“; das Akuem der Verachtung z. B. ist charakterisiert durch starke faukale Enge und Brustklang. Die Einzelheiten über die 40 Akueme, die Trojan beschrieben hat, müssen in seinem Buche nachgelesen werden.

Man muß selbst einmal versuchen, die Stimme und Sprechweise eines Menschen nach den Merkmalen *Wolffs* zu beschreiben; man wird feststellen, daß dies nicht ganz einfach ist, daß man aber dabei auf vielerlei aufmerksam wird, was man bisher unbeachtet gelassen hat. Die unwillkürlichen Stimmbewertungen des Alltagslebens erfolgen ohne Differenzierung der Einzelmerkmale; sie erfassen das Ganze des Stimm- und Sprechausdruckes und kommen dabei zu überraschend richtigen Eindrücken. Dies wurde durch Untersuchungen erwiesen, die zuerst von dem Engländer *Pea r* und dann mit verbesserter Methodik vom Psychologischen Institut der Universität Wien unter *Karl Bühler* durch das Radio durchgeführt wurden. Der größte dieser Versuche wurde von *Herta Herzog* in Radio Wien veranstaltet. 9 Stimmen von gut differenzierten Sprechern (12jähriger Mittelschüler, 14jährige Mittelschülerin, 27 jährige Stenotypistin, 30jähriger Chauffeur, 39jähriger Volksschullehrer, 41jährige Kunstgewerblerin, 48jähriger Privatdozent, 53jähriger Kaffeehausbesitzer, 58jähriger Priester) sprachen im Radio den gleichen Text; ihre Stimmen wurden von 2700 Hörern (1383 Männern, 1317 Frauen) beurteilt, wodurch 5135 Einzelangaben erreicht wurden. Gefragt war nach Geschlecht, Alter, Beruf, Aussehen (Größe und Dicke) und Temperament. Die besten Resultate ergaben sich in der Schätzung der Größe und Dicke aus der gehörten Stimme: der größte Sprecher wurde von 61,3% als

groß und nur von 1,3% als klein beurteilt, der kleinste (er war 1,68 m) von 19,7% als klein, 50,3% als mittel und 29,1% als groß; der dickste Sprecher erschien nach der Stimme 73% der Zuhörer als dick und nur 6,9% als mager, der magerste 10% als dick, 51% als mittel und 37,9% als mager. Überraschend richtig waren auch einige Temperamentsbeurteilungen: der Wiener Kaffeehausbesitzer (ein Pykniker hypomanischer Art) wurde von 72% als „frisch und beweglich“, der Priester (ein Pykniker ruhiger Art) von 68% als „ruhig, schwernehmend“ beurteilt. In einer zweiten Versuchsreihe hat Maria Bonaventura sich bemüht, die Methoden festzustellen, deren sich die Beurteiler bedienen. Zu diesem Zwecke wurden von 12 gut ausgewählten Personen (6 Arbeitern und 6 Intellektuellen) Photos hergestellt (je ein Kopfbild und ein Ganzbild) und ihre Stimme phonographisch aufgenommen. Stimmen und Photos mußten einander zugeordnet werden; ungefähr die Hälfte der Zuordnungen war richtig.

Besonders gut war die Alterszuordnung (die Sprecher waren in 2 Altersgruppen mit etwa 30 Jahren Zwischenspanne geteilt): die Beurteilung „jung“ betraf in 208 Fällen wirklich junge und nur in 19 Fällen alte, die Zuordnung „alt“ in 196 Fällen wirklich alte und nur in 21 Fällen junge Sprecher. Auch die Beurteilung der Stimmen nach ihrer Zugehörigkeit zu den Kretschmerschen Körperbautypen ergab erstaunlich gute Resultate. Die Sprecher waren nach der Typologie Kretschmers ausgewählt worden, und zwar in möglichst extremen Vertretern jedes Typus. Die folgende Tabelle zeigt das Resultat der Stimmzuordnung zu den einzelnen Typen:

Typenübersicht, absolute Zahlen

Nach der Stimme bezeichnet als	Leptosome	Athletiker	Pykniker	Summe
leptosom	73	31	36	140
athletisch	45	73	36	154
pyknisch	29	35	87	151
Summe	147	139	159	444

Wichtig ist, was Bonaventura aus den Aussagen der Beurteiler über ihr Vorgehen bei der Zuordnung in Erfahrung gebracht hat. Es zeigte sich, daß dabei im großen und ganzen

zwei Methoden benützt wurden, die Bühler als „Resonanzverfahren“ und „Indizienverfahren“ bezeichnet hat. Beim ersten „ist es ein ganzheitliches, gewissermaßen intuitives Ergreifen des Ausgedrückten, ein Erkennen der Zusammengehörigkeit ‚auf den ersten Blick‘, ohne Merkmalsuchen, ohne Analyse, mit einer Art instinktmäßiger Sicherheit und Selbstverständlichkeit“. „Beim Indizienverfahren dagegen ist das Initialerlebnis durch ein Anspannen der Aufmerksamkeit in der Richtung auf etwa aufstoßende Anzeichen der Ausdrucksgleichheit in Stimme und Bild charakterisiert.“ Beim Resonanzverfahren ist der Zuordner in gewissem Sinne passiv, beim Indizienverfahren hingegen ist er „in höchster Aktivität, sowohl beim Aufsuchen als auch beim Abwägen der einzelnen Merkmale“; ferner besteht beim resonierenden Zuordnen eine viel lebendigere, persönliche Beziehung zum vermeintlichen Sprecher, die beim Indizienverfahren, das mehr als intellektuelle objektive Stellungnahme erlebt wird, fehlt. Vergleicht man die richtigen und falschen Zuordnungen in ihrer Beziehung zu Resonanz- und Indizienverfahren, so zeigt sich ganz eindeutig die viel höhere Leistungsfähigkeit des Resonanzverfahrens: das Indizienverfahren lieferte 18% richtige und 82% falsche Zuordnungen, das Resonanzverfahren 87,6% richtige und 12,4% falsche Zuordnungen — ein schlagender Beweis für die Verlässlichkeit der „unmittelbaren Ausdruckswirkung“. Über das Zustandekommen dieser Wirkung konnten die Versuchspersonen aus ihrer Selbstbeobachtung keine Auskunft geben, während das Indizienverfahren ziemlich genau geschildert werden konnte. Beide Verfahren wurden von den männlichen und weiblichen Zuordnern ungefähr gleich oft verwendet, ebenso von den alten und jungen Zuordnern. Teilt man die Zuordner nach ihrer Leistung in eine Rangreihe, so findet man unter den 12 besten 8 weibliche und 4 männliche, unter den 8 schlechtesten je 4 männliche und weibliche. Auffallend ist es, daß sich unter den 12 besten Zuordnern 8 befinden, „bei denen auch dem Laien die spezifisch pyknische Formgebung auffällt“, während unter den 8 schlechtesten kein einziger Pykniker war.

Das wichtigste Resultat dieser schönen und sorgfältigen Untersuchung besteht zweifellos in der Feststellung, daß das Resonanzverfahren der Methode des rationalen Symptomdeutens weit überlegen ist und daß die Versuchspersonen über

das Zustandekommen der „Resonanzurteile“ aus der Selbstbeobachtung nichts anzugeben wußten; sie wußten „meist gar nicht, warum das so ist, sondern nur, daß es so ist“. Wir begegnen hier wieder wie überall in der Ausdrucksforschung dem Geheimnis der „unmittelbaren Wirkung“; und wir müssen wieder zugeben, daß wir auch hier — im Gebiete der Stimme und Sprechweise — nicht einmal die erste Spur eines Ansatzes zur Lösung des Problems sehen.

Sicher ist aber an dieser Wirkung des Stimmausdruckes, die wir als „unmittelbar“ erleben, die Erfahrung in hohem Maße beteiligt; im Laufe unseres Lebens gewinnen wir unzählige Einzeleindrücke von den Stimmen und Sprechweisen unserer Mitmenschen, die wir, ohne daß wir es wissen, mit ihrem Aussehen und mit ihrer Persönlichkeit in Verbindung bringen. Dieser Erfahrungsfaktor hat sich in einer Wiener Untersuchung von Gertraud Leitner, bei welcher die Verlässlichkeit der Intelligenzbeurteilung aus der Stimme und Sprechweise festgestellt werden sollte, deutlich gezeigt. Aus 100 Personen, die mit einem verlässlichen Intelligenztest („Wiener Maturantentest“) getestet worden waren, wurden neun Personen von sehr verschiedener Intelligenz, jedoch mit ungefähr gleichem Bildungsgrad ausgewählt; in drei verschiedenen Sprechsituationen (Sprechen sinnloser Worte, Lesen eines Stifter-Textes, Nacherzählen einer Geschichte) wurde von jeder dieser neun Personen eine Bandaufnahme gemacht. Die 27 Sprechaufnahmen wurden von 75 Studenten — 50 Inländern und 25 Ausländern aus dem angelsächsischen, romanischen und slawischen Sprachbereich — angehört; darauf mußte über jeden Sprecher aus dem empfangenen Eindruck ein Urteil über den Grad seiner Intelligenz abgegeben werden, wofür eine Skala von 1 bis 5 zur Verfügung stand. Die Intelligenz-Schätzungen wurden mit den Testresultaten verglichen. Bei den inländischen Beurteilern ergaben sich hohe, sehr signifikante Korrelationen (bei den sinnlosen Wörtern 0,71, beim Stifter-Text 0,60, beim Nacherzählen 0,79), während die ausländischen Beurteiler nur Korrelationen von 0,17 bis 0,30 erzielten. Der große Unterschied zwischen den inländischen und den ausländischen Schätzungen weist darauf hin, daß die Erfahrungen, die man mit einer Sprache gemacht hat, bei der Beurteilung der Sprechweise eine große Rolle spielen. Ähnliche Korrelationen wie Leitner fand Miels beim Vergleich der Intelligenzbeurteilung aus der Stimme mit

Testergebnissen: 0,74 bei 24 Stimmbeurteilungen durch 18 Beurteiler.

Weniger gut läßt sich aus dem Sprechausdruck das Lügen feststellen, wie R. Olechowski in einer Wiener Dissertation zeigte. Er verwendete den bereits beschriebenen Apparat von Schulz (s. S. 68), der den Versuchspersonen die Möglichkeit bietet, bei der Durchführung des Versuchsauftrages zu schwindeln, wobei sich aus den Resultaten eindeutig feststellen läßt, ob tatsächlich geschwindelt wurde oder nicht. Nach dem Versuch wurde mit jeder Versuchsperson ein „Verhör“ durchgeführt, in welchem sie beschuldigt wurde, geschwindelt zu haben; dabei ergaben sich „Lügner“ (die geschwindelt hatten, es aber beharrlich bestritten) und „Nicht-Lügner“ (die geschwindelt hatten und es schließlich auch gestanden). Diese Verhöre wurden auf Tonband aufgenommen (je 10 männliche und weibliche „Lügner“ und „Nicht-Lügner“); je 5 dieser Aufnahmen wurden in wechselnder Folge einer großen Zahl von Beurteilern (145 Psychologie-Studenten, 200 Mittelschülern, 20 Kriminalbeamten) zusammen mit einer Bandaufnahme der normalen Sprechweise des jeweils Beurteilten mit dem Auftrag vorgeführt, aus der Sprechweise festzustellen, ob der Sprecher lügt oder nicht. Der Zufallsbereich wurde im Durchschnitt aller Beurteilungen nur wenig überschritten; 59,7% aller Urteile waren richtig, wobei sich zwischen den einzelnen Beurteilergruppen keine wesentlichen Unterschiede ergaben.

Die Sicherheit, mit der sich das Lügen aus der Sprechweise feststellen läßt, scheint somit recht gering zu sein — vielleicht weil man zu wenig Gelegenheit hat, darüber verlässliche Erfahrungen zu sammeln. Völlig unbrauchbar als Kriterium für die Richtigkeit des Urteils „Lügner“ bzw. „Nicht-Lügner“ ist das subjektive Sicherheitsgefühl hinsichtlich des Urteils (der Grad, in welchem man überzeugt ist, daß das eigene Urteil zutrifft). Olechowski hat den Sicherheitsgrad des jeweiligen Urteils in 5 Stufen angeben lassen und eine signifikante negative Korrelation ($-0,375$) zwischen dem Grad der subjektiven Evidenz und der Richtigkeit des Urteils gefunden — ein sehr wichtiges Resultat, weil es beweist, daß auch die festeste subjektive Überzeugung, man habe es mit einem Lügner zu tun (oder mit einem Nicht-Lügner) ganz falsch sein kann.

Stil

Den Stil der Bauten einer bestimmten historischen Epoche betrachtet man als Ausdruck des „Zeitgeistes“; den Stil, in welchem ein Mensch spricht oder schreibt, kann man als Ausdruck seiner Persönlichkeit betrachten.

Leider ist es sehr schwierig, für den persönlichen Stil klare, in präzisen Begriffen faßbare Merkmale aufzufinden. Mehr noch als in anderen Ausdrucksbereichen wirkt dabei das „Ganze“, so daß es auch nicht möglich ist, eine genaue Definition von „Stil“ zu geben. Die ersten brauchbaren Kategorien zur Stilbeschreibung hat der deutsche Psychologe Adolf Busemann aufgestellt. Unter seinen „Stilmomenten“ wurde der „Aktions-Quotient“ (abgekürzt Aqu) besonders bekannt; die Anzahl der aktionalen Aussagen wird durch die qualitativen Aussagen dividiert. Diese Berechnungsweise wurde von V. Neubauer und A. Schlismann präzisiert und vereinfacht, indem sie die Anzahl der Zeitwörter durch die Zahl der Eigenschaftswörter dividierten ($Aqu = \frac{Z}{E}$), wobei die Hilfszeitwörter „sein, haben, werden“ nicht, wohl aber die adverbial gebrauchten Eigenschaftswörter gezählt werden. Das Mindestmaß an Text für eine brauchbare Berechnung ist eine große Seite Handschrift.

Schon Busemann hat festgestellt, daß der Aktionsquotient mit zunehmendem Alter abnimmt; dies wurde von Schlismann und von H. Pichler bestätigt, wobei nach Pichler auch eine starke Abnahme des „Gefälles“ (Differenz zwischen höchstem und niedrigstem Aqu Gleichaltriger) gefunden wurde; so beträgt der durchschnittliche Aqu von 67 Dreizehnjährigen 3,12 bei einem Gefälle von 13,16, der durchschnittliche Aqu von 22 20- bis 24jährigen 2,5 bei einem Gefälle von 6,3. Bei sehr alten Leuten (16 Greise im Alter von 70—90 Jahren) zeigte sich, daß der Aqu wieder stark zunimmt und mit einem Durchschnitt von 3,9 die Höhe der Dreizehnjährigen erreicht. Friederike Antos in Wien hat den Einfluß des Themas auf den Aqu untersucht, der sich als recht bedeutend erwies: die Auszählung von mindestens je 35 Textstellen ergab für klassische Prosa einen durchschnittlichen Aqu von 2,50, moderne Prosa 2,35, Naturwissenschaften 1,13, Geisteswissenschaften 1,03, Märchen 4,11. Dramatische Werke haben, wie ein Vergleich sehr vieler Textstellen (für jedes Werk mindestens 70) zeigte, höhere Aqu

als Prosawerke desselben Dichters (z. B. bei Goethe 3,33 : 2,44, bei Grillparzer 4,05 : 1,69); dabei haben die Aqu der im Drama auftretenden Personen charakteristische Verschiedenheiten, z. B. Faust 2,8, Mephisto 3,6, Wagner 4,2, Gretchen 5,2. Der Unterschied des Aqu beim Sprechen und Schreiben wurde von Antos an Magnetophonaufnahmen von freien Erzählungen und Gesprächen im Vergleich mit Aufsätzen bei 50 Personen untersucht. Der Aqu der Sprechsprache erwies sich als höher (Differenz zum Schreiben 0,5—1,2); Anfangsaufregung vor dem Mikrophon führte zu einer kleinen Verminderung des Aqu.

Aktionsquotienten an lateinischen Klassikern berechnete Walter Sachers in einer Untersuchung des Wiener Psychologischen Institutes. Nach Anpassung der Zählregeln an die Eigenart der lateinischen Sprache (z. B. bei Gerundiv- oder Partizipialformen) fand er bei den epischen Werken des Lukrez und Vergil sehr niedere Quotienten (—1,12), in den Dramen von Plautus und Seneca höhere (3,10 bzw. 1,41) und bei den Historikern wieder niedere (Caesar 1,46, Livius 1,12, Tacitus 1,12). Daß diese Zahlen zwar relativ den Verhältnissen bei den deutschen Dichtern entsprechen, aber viel niedriger sind, sucht Sachers mit der Vermutung zu erklären, daß sich darin „das klassische Ebenmaß der Antike“ als Gegensatz zur „romantischen Unausgeglichenheit des Nordens“ auswirke.

Die Arbeiten B u s e m a n n s und seiner Nachfolger sind ein wertvoller Anfang zur Grundlegung einer „Stildiagnose“; daß man nicht einfach aus einem einzigen Merkmal auf Persönlichkeitsmerkmale schließen darf (z. B. aus hohen Aktionsquotienten auf hohe Aktivität), zeigen die angeführten Resultate bei Greisen oder bei Goethes „Faust“. Wie überall in der Charakterologie wird man auch hier möglichst viele Einzelmerkmale sammeln müssen und nur „Syndrome“ (charakteristische Gruppen von zusammen auftretenden Merkmalen) diagnostisch verwerten dürfen. Auf diesem Gebiete ist noch viel Arbeit zu leisten; ein Beispiel für die geeignetste Methodik gibt eine statistisch genau durchgearbeitete Untersuchung von H. P a l m e a n j e 3 Aufsätzen von 100 im Wiener Arbeitsamt getesteten Personen. Die Auszählung und faktorenanalytische Verrechnung von 13 Stilmerkmalen aus diesen Aufsätzen (z. B. Anzahl der Substantiva, Adjektiva, Verba, Adverbia, Negationen, Ich-Ausdrücke usw.) ergab die Wahrscheinlichkeit von drei Stilsyndromen, die Palme als „be-

reicherten“, „aktionalen“ und „unsicheren“ Stil bezeichnet. Der Faktor des „bereicherten“ Stils ist charakterisiert durch bevorzugten Gebrauch von Adverbien, Nebensätzen und Negationen bei verhältnismäßig wenig Substantiven, der Faktor des „aktionalen“ Stils durch Gebrauch von Verben und Ausdrücken hoher Sicherheit („müssen“, „unbedingt“, „zweifellos“ usw.) bei weniger Adjektiven und Substantiven, der „unsichere“ Stil durch Ausdrücke der Möglichkeit und Bevorzugung von Konjunktionen („doch“, „zwar“, „teils-teils“ usw.).

Eine neue Methode zur genauen Feststellung eines einzelnen, typologisch besonders wichtigen Stilmerkmals, das sich als Auswirkung der Perseveration auffassen läßt, hat Erich Mittenacker im Wiener Psychologischen Institut entwickelt. Bei diesem Verfahren muß man an einem Text von mindestens 500 Wörtern zweierlei zählen: ① wie oft sich gleiche Wörter oder gleiche Stammsilben, auch wenn sie in verschiedenen Wörtern vorkommen, wiederholen, ② wie groß der Abstand zwischen sich wiederholenden Wörtern oder Silben ist, wobei als Maß die Anzahl der dazwischenliegenden Silben gilt. Auf diese Weise gelingt es, die Zahl der Wiederholungen und die Abstände zwischen ihnen zu erfassen und nach einem einfachen Rechenverfahren in einem Diagramm darzustellen, wieviel Wiederholungen in einem Text vorkommen und in welchen Abständen sie auftreten. Betrachtet man viele Wiederholungen in kurzen Abständen als Zeichen hoher Perseveration, so kann man aus solchen Diagrammen den Perseverationsgrad unmittelbar abschätzen. In den Diagrammen in Abb. 35 bedeuten die Zahlen an der Abszisse die Anzahl der wiederholten Silben pro 100 Silben Text, die Zahlen an der Ordinate die Abstände zwischen den Wiederholungen, gemessen an der Zahl der dazwischenliegenden Silben (0—3, 4—7 usw.). Die Diagramme a und b zeigen Durchschnitte von Gesunden und Schizophrenen; die weit vorspringende Zacke bei den Schizophrenen bedeutet, daß 3,6 Silben im Abstand von nur 4 bis 7 Zwischensilben wiederholt wurden, was auf hochgradige Perseveration hinweist. Die Dichterdiagramme c bis f, aus verschiedenen Prosastellen von 2000 Silben gewonnen, zeigen, daß die zyklotyphen Dichter Gottfried Keller und Adalbert Stifter beträchtlich geringere Perseverationsgrade aufweisen als die Schizotyphen Hölderlin und Schiller.

Über die interessante Frage, ob sich die Lüge im Sprechstil auswirkt, liegt eine vorläufige Untersuchung von Rosemarie

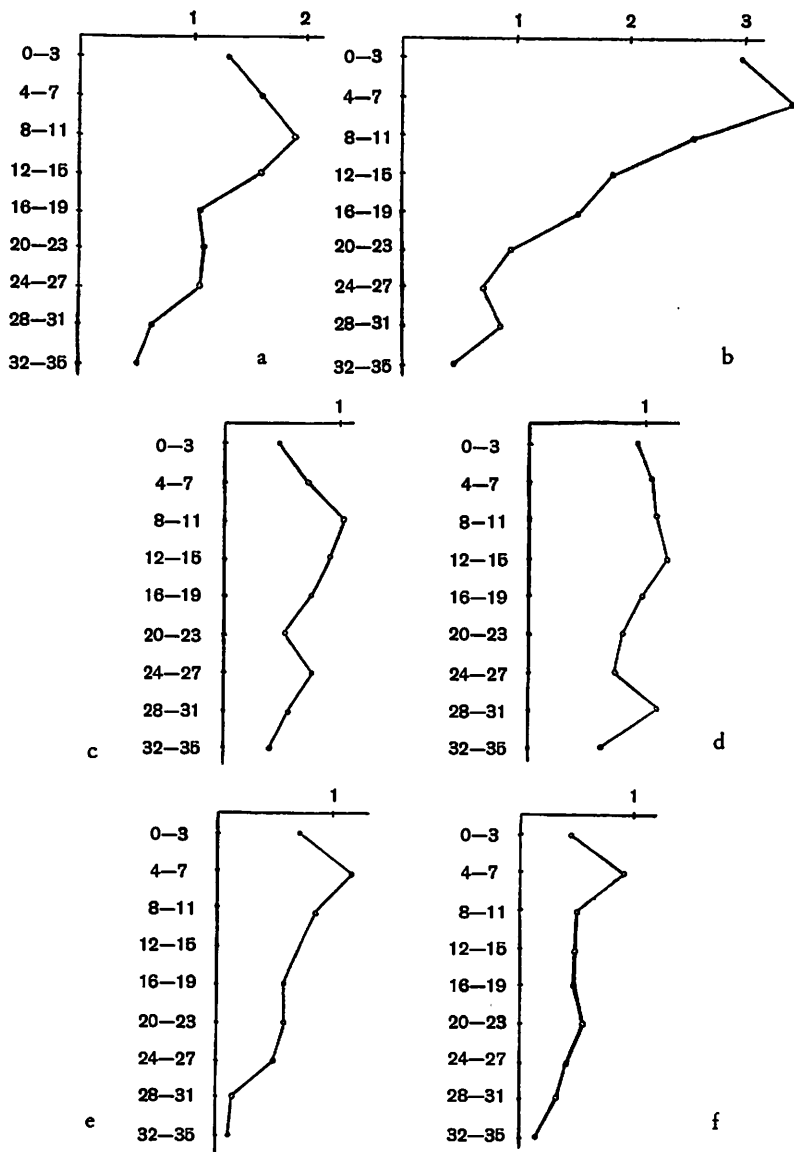


Abb. 35. Perseverationsdiagramme nach E. Mittenecker, Mschr. f. Psych. u. Neurol. 121, 364 (1951). a Durchschnittsdiagramm nach Sprachaufnahmen von 12 normalen Erwachsenen; b Durchschnittsdiagramm aus Sprachaufnahmen von 10 Schizophrenen; c aus Prosatexten von Gottfried Keller; d von Adalbert Stifter; e von Friedrich Hölderlin; f von Friedrich Schiller.

Scherleitner aus dem Wiener Psychologischen Institut vor. Sie verglich zunächst 10 ehrliche und 20 unehrliche Reden aus Dramen Nestroys und Anzengrubers nach Satzlänge, Wortlänge, Zahl der Nebensätze und fand, daß die unehrliche Rede durch längere Sätze und größere Zahl von Nebensätzen sowie mehr Anreden signifikant charakterisiert ist. In einer zweiten Untersuchung hatten 82 Personen einen wahren und einen erlogenen Bericht über ihr Verhalten am vorausgegangenen Sonntag zu geben, wobei sich Unterschiede des Geschlechtes ergaben: die weiblichen Lügen wiesen eine signifikant größere Anzahl von Wörtern, die männlichen Lügen mehr verkürzte Nebensätze auf als die wahren Berichte.

Man sieht, daß es nicht ganz unmöglich ist, einzelne Merkmale der persönlichen Sprech- und Schreibart zahlenmäßig zu erfassen; sie bilden zweifellos eine Komponente dessen, was man als den persönlichen „Stil“ eines Schriftstellers erlebt. Es ist vorstellbar, daß es im Laufe der Stilforschung gelingt, noch weitere Merkmale exakt zu erfassen und auf diese Weise zur Feststellung von entscheidenden Persönlichkeitsmerkmalen aus dem Stil zu kommen.

Zur Theorie der Ausdruckswirkung

Mehr als in der gegenwärtigen Psychologie hat man sich in der Zeit vor dem ersten Weltkrieg mit dem Ausdrucksproblem beschäftigt. Eine ganze Reihe von Theorien wurde aufgestellt; die wichtigsten werden im Folgenden kurz skizziert, wobei diejenigen, die eine empirische Grundlage suchten, bevorzugt werden. Die einfachste Hypothese zur Erklärung der Ausdruckswirkung ist die Behauptung, daß von jedem Menschen eine unbekannte Art von Strahlung ausgehe, die auf jeden anderen Menschen wirke; aus der Wechselwirkung von Strahlungen zwischen „Sender“ und „Empfänger“ entstehe Sympathie und Antipathie, aber auch ein gewisser Grad von „Spüren“ des fremden Charakters. Der deutsche Arzt F. B u t t e r s a c k und der Psychiater Hans B e r g e r (der Entdecker der gehirnelektrischen Erscheinungen) haben solche Ansichten vertreten, sind aber in vagen, rein spekulativen Ansätzen stecken geblieben. Es ist durchaus denkbar, daß die vielerlei mikroelektrischen und mikromechanischen Vorgänge, die in jedem lebenden Organismus ständig vor sich gehen, sich durch die umgebende Lufthülle fortpflanzen und irgendwelche Mikrowirkungen auf andere Organismen ausüben. Auf diesem Gebiete bestehen noch mancherlei experimentelle Möglichkeiten; in der Theorienbildung ist jedoch Vorsicht geboten — man unterliegt dabei leicht den Verlockungen des Geheimnisvollen. Jedenfalls darf man solche Hypothesen nur für Wirkungen aufstellen, bei denen ein Lebewesen als „Sender“ gegeben ist; für die Ausdruckswirkung z. B. der bildenden Kunst versagt diese Annahme vollkommen. Ein fröhliches Gesicht, auf einem Bild dargestellt, kann nicht infolge von Schwingungen als „fröhlich“ erkannt werden.

Von den Hypothesen, die zur Erklärung solcher Ausdruckswirkungen aufgestellt wurden, ist am naheliegendsten die „A s s o z i a t i o n s - T h e o r i e“. Sie nimmt an, daß der Mensch auf Grund eigener Erfahrungen beim Anblick der fremden Gebärde den eigenen, früher erlebten Zustand vorstellungsmäßig reproduziere; ihre Vertreter sind Paul S t e r n und Antonin P r a n d t l. Die zweite Theorie — die „A n a l o g i e s c h l u ß - T h e o r i e“ behauptet: „Ich weiß, daß den eigenen Lebensäußerungen ein Bewußtsein zugrunde liegt, den eigenen Bewegungen des Armes ein Wollen, den Arm zu bewegen; nun sehe ich außerhalb meines Körpers gleichartige Lebensäuße-

rungen — Armbewegungen — und schließe nun, daß auch diesen Bewegungen gleichartige Bewußtseinserlebnisse, ein gleichartiges Wollen wie mein eigenes, zugrunde liegt“ (Formulierung von M. Geiger). Vertreten wurde diese Auffassung von Amerikanern und Engländern (J. St. Mill, H. Taine, J. M. Baldwin).

Am ältesten ist eine dritte Theorie, die man als „Rudimententheorie“ oder nach ihrem Begründer W. P. Carpenter, der sie 1873 aufgestellt hat, manchmal auch als „Carpenter-Effekt“ bezeichnet. Carpenter behauptete, daß jede Wahrnehmung eines Bewegungsvorganges im Wahrnehmenden den Antrieb erzeuge, die gleiche Bewegung auszuführen; dadurch komme es zu „rudimentären“ Bewegungsansätzen, die manchmal so stark werden, daß man sie deutlich spürt (z. B. beim „Mitgähnen“, das Th. Lipps als Argument für die Richtigkeit dieser Behauptung anführte). Durch diese „Mikroansätze“ zu gleichen Bewegungen, wie man sie an einem fremden Gesicht wahrnimmt, entsteht nach der Rudimententheorie auch der ihnen entsprechende Gemütszustand in einem ganz leichten Grade; ein trauriges Gesicht erzeugt in demjenigen, der dieses Gesicht sieht, in minimalem Ausmaß dieselbe Muskelstellung — nämlich die der Traurigkeit — und dadurch entsteht auch eine Spur von traurigem Gefühl. Auf diese Weise wird nach der Rudimententheorie der fremde Gesichtsausdruck verständlich. Man könnte noch einen Schritt weitergehen und die Hypothese vertreten, daß die durch die Wahrnehmung des traurigen Gesichtes im Gehirn entstehenden Erregungsprozesse dazu führen, daß motorische Erregungen ausgelöst werden, die die dem traurigen Gesicht entsprechenden Muskelkontraktionen bewirken würden, wenn sie stark genug wären — zum Verstehen des Ausdruckes „traurig“ könnten aber schon sehr geringe Erregungen dieser Art genügen, so daß nachweisbare Bewegungsimpulse gar nicht notwendig sind.

Man muß zugeben, daß die Rudimententheorie (die manchmal auch als „ideomotorisches Gesetz“ bezeichnet wird) viele Ausdruckstatsachen erklärt; auch die Wirkungen der Ausdrucksdarstellung in der bildenden Kunst werden durch sie verständlich. Daß es unwillkürliche und unbemerkte Mitbewegungen bei Wahrnehmung oder Vorstellung von Bewegungsvorgängen wirklich gibt, ist experimentell erwiesen. Der deutsche Physiologe Wilhelm Preyer hat schon 1886 den Nachweis erbracht, daß ein Stab, der am Arm befestigt ist, sich bei Vor-

stellung bestimmter Ziffern in der Gestalt derselben bewegt, so daß auf einer beruhten Tafel, die der Stab berührt, ziffernähnliche Formen entstehen. Der Psychologe Walter M o e d e hat den Arm einer Versuchsperson in eine Apparatur eingespannt, die kleinste Bewegungen registriert; er forderte sie auf, genau darauf zu achten, wie er seinen eigenen Arm von oben nach unten bewege. Um dies tun zu können, mußte er ihn zuerst nach oben bewegen; es zeigte sich, daß die Wahrnehmung dieser Armbewegung nach oben bei der Versuchsperson gleichartige unwillkürliche und unbemerkte Mitbewegungen auslöste. Die österreichischen Physiologen A l l e r s und S c h e m i n z k y haben die in den Armmuskeln bei Muskelspannung entstehenden elektrischen Ströme im Lautsprecher hörbar gemacht (es werden an den Armen feuchte Binden mit Bleiplatten als Elektroden angelegt, von denen Leitungen zu einem Verstärker und dann zu einem Kopfhörer führen, wo man die Muskelströme als Geräusch wahrnehmen kann). Es zeigte sich, „daß nicht nur die wirkliche Bewegung, sondern schon die bloße Vorstellung einer solchen, z. B. der Faustballung, von elektrischen Strömen in den entsprechenden Muskeln begleitet war“; es entstanden verschiedene, an ihrer Eigenart unterscheidbare Geräusche bei der wirklichen Faustballung, bei der bloß vorgestellten oder beim Gedanken „ich will jetzt die Faust ballen“. Damit ist erwiesen, daß schon ein Gedanke oder eine Vorstellung zu unbemerkten Reaktionen an denjenigen Muskeln führt, auf welche sich der Vorstellungsinhalt bezieht. Es ist daher zweifellos möglich, daß auch die Wahrnehmung der Ausdrucksbewegungen eines anderen Menschen in uns solche unwillkürliche und unbemerkte Mitbewegungen erzeugt; und es ist denkbar, daß dadurch auch die mit ihnen assoziierte Bedeutung bewußt wird oder daß durch zentralnervöse Mechanismen gleichartige, d. h. den wahrgenommenen Ausdruckserscheinungen entsprechende Gemütszustände hervorgebracht werden.

Hartmut R i c h t e r hat 1954 Versuche über das ideomotorische Phänomen durchgeführt, bei denen Kopf-, Hand- und Fußbewegungen registriert wurden. Die Versuchsperson saß vor einer Bildfläche, auf die verschiedene bewegte Muster (Balken, Schlangenlinien usw.) projiziert wurden, wobei die Bewegungsrichtung geändert werden konnte. Mitbewegung (vor allem des Kopfes) ergab sich bei 73,7% von 38 Personen bei gesehener Aufwärtsbewegung und bei 72,4% von 29 Personen

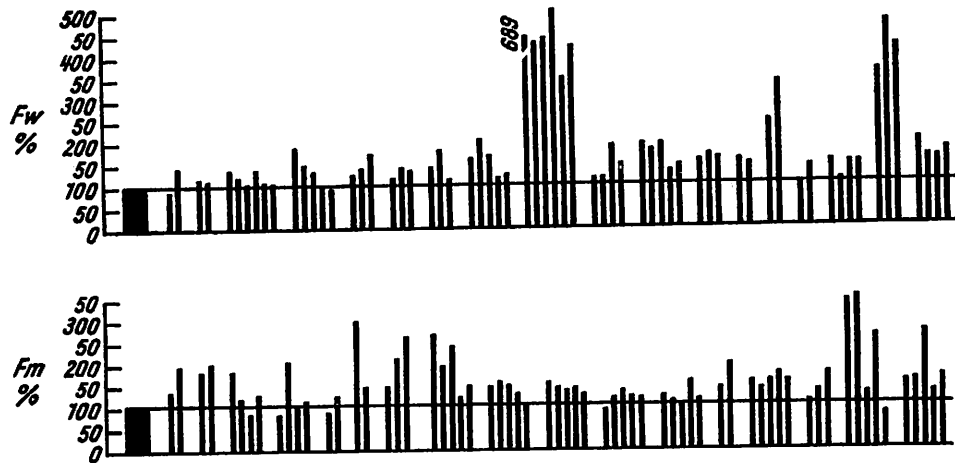


Abb. 36. Änderung der Muskelspannung bei bloßer Vorstellung des Faustballens. Die Versuchspersonen lagen auf einem Bett; die Änderung der Muskelspannung wurde vom linken Unterarm mit einem Philips-Erschütterungsaufnehmer registriert. Jede Strichgruppe stammt von je einer Person; jeder Strich bedeutet eine Muskelreaktion auf die Aufforderung, sich „Faustballen“ vorzustellen. Die Ruhespannung vor dem Versuch ist mit 100 % dargestellt und durch die durchlaufende Horizontale gekennzeichnet. Die Länge jedes Striches gibt an, um wieviel sich die Muskelspannung bei der Vorstellung „Faustballen“ gegenüber der Ruhespannung erhöht bzw. vermindert hat. Man beachte die großen individuellen Verschiedenheiten. Fw = weiblich (18 Personen), Fm = männlich (17 Personen). Aus W. Luhan, *Körpervibration bei vorgestellten Bewegungen*. Unveröffentlichte Diss., Wien 1953.

bei Schlängelbewegung. Bei Ablenkung durch gleichzeitiges Zählen stellte sich Gegenbewegung ein (bei 91,4% von 35 Personen); ebenso bei psychischer Belastung durch eine vorausgegangene Rüge über bisher unrichtiges Versuchsverhalten (bei 87,5% von 8 [!] Personen). Bei der Wiederholung des oben beschriebenen M o e d e -Versuches mit Armheben fand Richter bei 27 Personen nur 2 eindeutige Handmitbewegungen bei 10 Kopfwendungen. Allerdings war die Versuchsanordnung, soweit es sich nach der Beschreibung Richters beurteilen läßt, nicht so empfindlich wie diejenige von M o e d e. Mit Recht weist Richter darauf hin, daß unwillkürliche Mitbewegungen im Sinne des „ideomotorischen Gesetzes“ von Kopfbewegungen, die der besseren Wahrnehmung oder der Beachtung eines gesehenen Vorganges dienen, genau unterschieden werden müssen. Richter schließt seine Arbeit: „Eine detaillierte phänomenologische Analyse ergab keine Anhaltspunkte für das Wirksamwerden eines besonderen ideomotorischen Gesetzes im traditionellen Sinne, das sich weiterer psychologischer Fragestellung entzieht; vielmehr verbarg sich hinter den von uns erfaßten ideomotorischen Phänomenen ein komplexes Bedingungsgefüge, zu dem die Methoden und Erkenntnisse der modernen Wahrnehmungs-, Willens- und Ausdruckspsychologie Zugang gewähren.“ Ob diese Behauptungen richtig sind, kann nur durch weitere Experimente entschieden werden. An der Tatsache, daß Vorstellungen von Bewegungen leichte Ansätze zur Ausführung dieser Bewegung erzeugen, ist nicht zu zweifeln; sie wurde in Untersuchungen des Wiener Psychologischen Institutes von Walter L u h a n neuerlich bestätigt; mit Hilfe eines hochempfindlichen elektrodynamischen Schwingungsaufnehmers konnte er in 282 Einzeluntersuchungen an 40 Personen feststellen, daß Vorstellungen von Bewegungen die Muskelspannung der auf einem Bett liegenden Versuchsperson beträchtlich erhöhen (im Durchschnitt aller 282 Versuche um 69,6%) (Abb. 36).

Intelligenz- und Persönlichkeits-Tests

Eine Charakterdiagnose, die sich nur auf den Eindruck gründet, den ein Mensch durch sein Aussehen, seine Sprechweise oder seine Schrift hinterläßt, hat — trotz ihrer sehr großen Bedeutung im praktischen Leben — wissenschaftlich nur geringen Wert. Solche Diagnosen sind subjektiv; ihre Verlässlichkeit hängt ganz von der natürlichen Menschenkenntnis und der Erfahrung des Beurteilers ab und ist allen Fehlerquellen ausgesetzt, die aus Sympathie und Antipathie entstehen. Man hat daher diagnostische Methoden zu finden versucht, die unwillkürliche oder absichtliche Täuschungen soweit als möglich ausschließen. Dies kann man z. B. dadurch erreichen, daß man einen Menschen durch sehr lange Zeit beobachtet, so daß man viele Verhaltensmerkmale kennenlernt, aus denen man Schlüsse auf seinen Charakter ziehen kann. In der Praxis der Persönlichkeits-Diagnostik ist dieses Verfahren unbrauchbar, weil es zu viel Zeit beansprucht; gefordert werden Methoden, die rasch und sicher zu einem richtigen Persönlichkeitsbild führen.

Solche rasche und sichere Methoden sollten durch die Entwicklung von „Tests“ geschaffen werden. Psychologische Tests sind Verfahren, mit deren Hilfe man von einem Menschen in kurzer Zeit Leistungen oder Reaktionen gewinnen kann, die sich zu einer Hypothese über seine Persönlichkeit oder ihre Einzelkomponenten auswerten lassen. Mit Absicht habe ich in diese Definition die Feststellung aufgenommen, daß der Test nicht unmittelbare Einsichten in die untersuchte Persönlichkeit liefert, sondern nur das Material, aus welchem die Diagnose erst durch Auswertung und Interpretation der Einzelergebnisse gewonnen werden muß. Was sich schließlich dabei ergibt, ist keineswegs ein vollständiges und sicher richtiges Bild der untersuchten Persönlichkeit, sondern ein System von Annahmen und Vermutungen über seine Antriebe und Interessen, seine vorherrschende Stimmungslage, seine Intelligenz usw. — kurz, eine Hypothese über den Aufbau seiner Persönlichkeit.

Natürlich ist es viel leichter, Tests zur Prüfung einzelner Leistungen zu entwickeln als Tests zur Erfassung der ganzen Persönlichkeit. Die Reaktionsgeschwindigkeit eines Menschen, seine mathematische Begabung oder seine Merkfähigkeit lassen

sich auf relativ einfache Art mit hoher Sicherheit feststellen. Das Ziel der gegenwärtigen Test-Psychologie besteht aber darin, alle Bereiche der Persönlichkeit zu erfassen. Davon ist man heute noch sehr weit entfernt; doch ist es immerhin gelungen, in Teilgebieten der Persönlichkeits-Diagnostik mehr oder weniger verlässliche Tests zu entwickeln. Dabei hat sich gezeigt, daß bei der Konstruktion guter Tests sehr viel mehr Probleme auftreten, als man ursprünglich annahm, und daß vor allem die Verlässlichkeitskontrolle der Tests größte Schwierigkeiten bereitet.

Testaufbau und Testkontrolle

Die Grundsätze, die bei der Konstruktion von Tests beachtet werden müssen, sind psychologischer und statistischer Art. Es gibt darüber ausgezeichnete Spezialwerke (z. B. Gustav Liener t, „Testaufbau und Testanalyse“), so daß ich hier nur ganz kurz darauf hinweisen muß. Ein guter Test soll in möglichst kurzer Zeit möglichst viel auswertbares Material liefern. Um dies zu erreichen, muß der Test in solcher Weise aufgebaut sein, daß er nichts Überflüssiges, aber alles Wichtige erfaßt. Jeder Einzeltest der ganzen Testreihe (jeder „Subtest“) soll daher eine andere Komponente der Persönlichkeit oder der Intelligenz prüfen wie die übrigen Subtests (die Korrelationen zwischen den Subtests sollen daher möglichst gering sein). Die einzelnen Subtests sollen sich andererseits voneinander nur darin unterscheiden, daß sie verschiedene Einzelzüge prüfen; in allen übrigen Eigenschaften sollen sie „gleichwertig“ sein, d. h. sie dürfen in ihrem Anregungswert (z. B. durch die Formulierung), in ihrer Verständlichkeit oder in ihrem Anspruch an Wissen und Bildung keine großen Unterschiede aufweisen. Natürlich muß die Testanweisung einfach und allgemein verständlich sein; und die Durchführung des Tests als Einzel- oder Gruppentest darf keine Schwierigkeiten bereiten und auch keinen besonderen Aufwand erfordern (Papier und Bleistift sollen genügen).

Soweit als möglich muß jeder Test vor seiner Anwendung „geeicht“ werden; durchführbar ist dies allerdings nur bei Intelligenz- oder anderen Leistungs-Tests, nicht bei Persönlichkeits-Tests, weil es für die menschliche Persönlichkeit kein „Normalmaß“ und keinen Durchschnittswert gibt. Die Eichung von Intelligenz-Tests wird in folgender Weise durch-

geführt: Will man z. B. mit einer Testreihe Jugendliche untersuchen, so muß der Test an sehr vielen Angehörigen der einzelnen Gruppen (d. h. in diesem Falle der 10jährigen, 11jährigen usw.) in allen Bevölkerungsschichten ausprobiert werden; dadurch erhält man eine „Normalleistung“ für jede Altersstufe und Bevölkerungsgruppe (z. B. gelten solche Aufgaben als Normalleistung, die von 75% der Altersgruppe gelöst werden). An diesen Normalleistungen kann man dann bei der Test-Anwendung zu Prüfzwecken die Intelligenz der einzelnen Jugendlichen „messen“.

Noch viel schwieriger als der Aufbau eines Intelligenz- oder Persönlichkeits-Tests ist seine Kontrolle. Es ist sehr leicht zu sehen, worin die Hauptschwierigkeit besteht: um festzustellen, ob ein Persönlichkeits-Test ein richtiges Persönlichkeitsbild liefert, müßte man die Persönlichkeit des untersuchten Menschen genau kennen, sonst hat man kein Kriterium, mit dessen Hilfe man die Testverläßlichkeit prüfen kann. Wie aber soll man zu einer genauen Kenntnis der untersuchten Persönlichkeit kommen? Es gibt dazu kein absolut sicheres Verfahren.

Trotz dieser Schwierigkeit ist es gelungen, einige Verfahren zur Testkontrolle zu entwickeln, mit deren Hilfe sich drei Eigenschaften von Tests untersuchen lassen: die Stabilität, die Validität und die Objektivität.

Unter Stabilität (oder „Reliabilität“) versteht man das Gleichbleiben der Ergebnisse bei wiederholten Testungen derselben Personen mit gleichen Tests; also die Testkonstanz (engl. „reliability“). Validität (Treffsicherheit, „Findewert“) ist der Grad der diagnostischen Verläßlichkeit eines Tests oder die Sicherheit, mit welcher er die Merkmale, die er feststellen soll, tatsächlich feststellt. Objektivität (oder „Intersubjektivität“) ist Unabhängigkeit eines Tests von der Persönlichkeit des testenden oder auswertenden Psychologen.

Die wichtigsten Methoden, mit denen man Tests auf Stabilität „tester“, sind folgende: a) die Wiederholungsmethode, b) die Halbierungsmethode, c) die Paralleltestmethode. Die Wiederholungsmethode (auch re-test-Methode genannt) besteht darin, daß derselbe Test nach einiger Zeit, z. B. nach einigen Wochen oder Monaten, denselben Personen noch einmal vorgelegt wird. Bei Tests mit größerem Material, z. B. 50—100 Einzelfragen oder 10—20 Bildtafeln, ist nicht zu be-

fürchten, daß gedächtnismäßige Wiederholungen der bei der ersten Testung aufgetretenen Reaktionen eine große Rolle spielen. Der Vergleich der Resultate aus der ersten und der zweiten Testung ergibt den Stabilitätsgrad des untersuchten Tests; dieser Grad wird durch den Korrelationskoeffizienten angegeben, der in diesem Falle die Häufigkeit der übereinstimmenden Reaktionen bei beiden Untersuchungen und dadurch die Stabilität oder Konstanz des Tests zum Ausdruck bringt. Es ist klar, daß man hohe Stabilität fordern muß; ein Prüfinstrument, das bei zwei nacheinander folgenden Messungen sehr verschiedene Resultate ergibt, also nicht stabil ist, ist unbrauchbar. Man fordert daher einen Stabilitätskoeffizienten von 0,9 (1,0 würde vollkommene Übereinstimmung bedeuten); dabei sind Zufälligkeiten, die bei der zweiten Testung andere Reaktionen bedingen könnten (Stimmungsänderungen, Ermüdung usw.) bereits berücksichtigt. Daß sich die Persönlichkeit innerhalb der kurzen Zeit zwischen den beiden Testungen wesentlich ändern könnte, wird für unmöglich gehalten. Die längste Zwischenzeit, die bisher bei der Wiederholungsmethode erreichbar war, wurde von W. A. Owens bei einer Stabilitätskontrolle des Army-Alpha-Intelligenztests verwendet. Owens untersuchte 127 Personen, die im Jahre 1919 als Studenten mit diesem Test geprüft worden waren, im Jahre 1950 neuerlich mit dem gleichen Test. Obwohl diese Personen inzwischen um 30 Jahre älter geworden waren, ergab sich eine Konstanz von 0,77.

Die Halbierungsmethode ist nur auf Tests anwendbar, die sich in zwei ungefähr gleichartige Serien teilen lassen. Für die Berechnung der Stabilität wird aus der Korrelation der beiden Hälften die Wahrscheinlichkeit berechnet, mit welcher die Tests übereinstimmen würden, wenn sie zur Gänze zweimal vorgelegt worden wären. Die Paralleltestmethode besteht darin, daß ein zweiter, dem Originaltest möglichst analog aufgebauter Test konstruiert und denselben Personen vorgelegt wird. Vollkommen analoge Paralleltests herzustellen ist im Bereiche von Intelligenzprüfungen relativ leicht, bei Persönlichkeitstest hingegen außerordentlich schwierig.

Die Validität (Zuverlässigkeit, Gültigkeit, Bewährung) eines Tests ist der Grad seiner diagnostischen Verlässlichkeit. „Hohe Validität“ bedeutet, daß ein Test richtige Resultate liefert, d. h. daß der untersuchte Mensch wirklich die

Merkmale aufweist, die mit Hilfe des Tests an ihm festgestellt wurden. Die Kontrolle der Validität ist schwierig; exakte Methoden sind bisher nicht gefunden worden. Man kann drei Verfahren unterscheiden: 1. die Methode der Spezialgruppen, 2. die Methode der extremen Fälle, 3. die Vergleichsmethode, 4. die „Testdoppelgänger“-Methode. Die „Methode der Spezialgruppen“ ist nur anwendbar, wenn ein Test Merkmale feststellt, die für spezielle Gruppen (z. B. Neurotiker, Alkoholiker, Epileptiker) charakteristisch sein sollen. In diesen Fällen kann der Test einer Gruppe von Gesunden und einer Gruppe von Neurotikern vorgelegt werden, wobei für die letzteren gesicherte klinische Diagnosen vorliegen müssen (sonst würde man nicht entscheiden können, ob der Test oder die psychiatrische Diagnose richtige Urteile liefert). Ist nach den Testergebnissen ein genügend großer und klarer Unterschied zwischen den beiden Gruppen vorhanden, dann kann der Test in dieser Hinsicht als verlässlich gelten. Man hat damit aber nur ein einzelnes Merkmal („neurotisch“) oder einen Merkmalskomplex „validiert“; ein guter Persönlichkeitstest soll aber die Gesamtpersönlichkeit erfassen. Die „Methode der extremen Fälle“ ist ebenfalls nur zu Bewährungskontrolle an Einzelmerkmalen geeignet. Sie besteht darin, daß der Test Persönlichkeiten vorgelegt wird, die sich in einem Merkmalskomplex sehr stark von der Durchschnittsbevölkerung unterscheiden: schwere Gewaltverbrecher, mehrfache Sexualmörder, Schwachsinnige, aber auch Hochbegabte in Musik, Sprachen, Mathematik usw. können als „Extremfälle“ aufgefaßt werden, deren Besonderheit, die ja aus ihrem Verhalten bekannt ist, im Persönlichkeitstest zur Darstellung kommen müßte.

Die „Vergleichsmethode“ unterscheidet sich von den bisher dargestellten Verfahren, bei denen ja auch Vergleiche von Tests mit andersartig festgestellten Merkmalen durchgeführt werden, nur durch ihren komplexen Charakter: es soll das Bild der ganzen Persönlichkeit, wie es sich aus einem Test ergibt, mit einem Persönlichkeitsbild, das durch einen anderen Test oder durch Verhaltensbeobachtung, Lebenslaufanalyse, Schulbeurteilung usw. gewonnen wurde, verglichen und dadurch ein Eindruck von der Verlässlichkeit des verwendeten Tests gewonnen werden. Dabei hängt natürlich die Verlässlichkeit des Vergleichsergebnisses von der Verlässlichkeit des Verfahrens ab, mit dessen Hilfe das als gesichert an-

genommene Persönlichkeitsbild gewonnen wurde. Hohe Sicherheitsgrade wird man auf diese Weise schwer erreichen; am ehesten dann, wenn man mehrere derartige Vergleichskriterien verwendet, z. B. drei verschiedene Persönlichkeitstests. Stimmen ihre Ergebnisse überein, so darf man sie mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit für richtig halten, stimmen sie aber nicht überein, so muß man versuchen, auf Grund des Lebenslaufes oder einer eingehenden Exploration, d. h. einer Aussprache mit dem Begutachteten, zu einer Entscheidung zu kommen.

Die „Testdoppelgänger-Methode“ wurde von Erich Mittenecker in Wien entwickelt. Aus einer großen Zahl von Personen, die mit dem Test, dessen Validität untersucht werden soll, getestet wurden, werden diejenigen herausgesucht, deren Testergebnisse in besonders hohem Grade ähnlich sind (die „Test-Doppelgänger“). Mit Hilfe anderer Verfahren (Verhaltensuntersuchung, Lebenslauf) wird festgestellt, ob diese Doppelgänger einander wirklich so ähnlich sind, wie es die Testergebnisse behaupten.

Keine dieser Methoden — und auch nicht alle zusammen — sind imstande, mit absoluter Sicherheit festzustellen, ob ein Persönlichkeitstest verlässlich ist oder nicht. So wenig erfreulich diese Tatsache ist, sie ist kein Grund, deshalb solche Tests überhaupt abzulehnen. Es gibt auch in der Medizin diagnostische Verfahren, deren Zuverlässigkeit nicht sicher feststeht; man verwendet sie trotzdem mit Erfolg, indem man die mit ihnen erzielten Resultate mit den Ergebnissen anderer Methoden kombiniert. Genau so muß man in der Persönlichkeitsdiagnose vorgehen: die Resultate der Testungen dürfen nur als eine Komponente des Gesamtmaterials betrachtet werden, das man über einen Menschen gesammelt hat; es kommt dazu sein bisheriges Verhalten (Lebenslaufanalyse) und nicht zuletzt der persönliche Eindruck, den er überhaupt und besonders in der Exploration hinterläßt.

Abschließend muß noch eine Methode zur Verlässlichkeitskontrolle kurz besprochen werden, die in der „Alltags-Charakterologie“ sehr viel verwendet wird, obwohl sie in Wahrheit keinerlei Wert hat: die Beurteilung eines Persönlichkeits-Gutachtens durch den Begutachteten selbst oder durch Leute, die ihn seit langem „sehr gut kennen“. Besonders häufig werden graphologische Gutachten auf diese Weise kontrolliert; in Kreisen des Wirtschaftslebens, in denen bei der Einstellung neuer Mitarbeiter graphologische Gutachten vielfach eine entscheidende Rolle

spielen, wird die Richtigkeit (Validität) des Gutachtens an dem Verhalten des neuen Angestellten überprüft. Aber auch über sich selbst holen immer mehr Menschen ein Gutachten ein, indem sie ihre Handschrift unter einem Pseudonym an einen Graphologen schicken oder selbst zu einem Psychologen gehen, um sich testen zu lassen. Meist sind sie sehr darüber erstaunt, daß sie ein „vollständig richtiges“ Gutachten erhalten; der Graphologe oder Psychologe wird in ihren Augen zu einem Mann mit geheimnisvollen Kräften, der den Charakter anderer Menschen rasch und sicher erfassen kann.

In Wirklichkeit ist es sehr einfach, in der Öffentlichkeit den Eindruck zu erwecken, man könne den Charakter eines Menschen schnell und sicher feststellen. Man braucht nur die Eitelkeit und Kritiklosigkeit der Menschen geschickt auszunützen und man kann sich leicht den Ruf eines großen Charakterologen erwerben. Es gibt eine große Zahl von Untersuchungen, die bewiesen haben, daß der Durchschnittsmensch jedes Charaktergutachten, das ihm einige angenehme und schmeichelhafte Eigenschaften zuschreibt, gerne als für ihn „vollkommen zutreffend“ anerkennt. Solche Experimente, in denen fingierte Charaktergutachten mehreren Personen als Gutachten über ihre Persönlichkeit vorgelegt wurden, hat zuerst der Schweizer Psychologe Richard Meili an 37 Professoren und Studenten des Genfer Instituts für Erziehungswissenschaft durchgeführt. Als angebliches Gutachten über die Handschrift erhielt jeder Teilnehmer eine Liste mit 68 Charaktermerkmalen; für jedes dieser Merkmale war in Stärkegraden von 1—5 angegeben, in welchem Grade es beim Beurteilten vorhanden sei. Meili hatte die Gradbezeichnungen 1—5 „vollkommen zufällig und blind“ in die „Gutachten“ eingesetzt. Jeder Teilnehmer hatte nun zu beurteilen, ob die angegebene Gradbezeichnung für jede der 68 Eigenschaften auf ihn zutrifft; erschien sie nicht zutreffend, so war die richtig erscheinende Gradangabe daneben zu schreiben. Die mittlere Differenz zwischen den angegebenen und den verbesserten Gradbezeichnungen betrug 0,73; sie war also sehr gering (ihr Maximum wäre 4,00 gewesen). Ähnliche Versuche, jedoch ohne Stärkeangaben, machten später Kruöger und Zietz in Hamburg, die von 39 Teilnehmern von Volkshochschulkursen zuerst eine Schriftprobe forderten und ihnen dann ein „Charaktergutachten“ ausfolgten, das angeblich auf Grund der Schriftbeurteilung erstellt worden war; in Wirklichkeit erhielten alle dasselbe fingierte „Einheitsgutachten“, in

welches in geschickten Formulierungen einige sehr günstige Eigenschaften aufgenommen worden waren. Dieses Gutachten wurde „in den meisten Fällen als völlig zutreffend, in anderen als im wesentlichen richtig“ bezeichnet.

Die Methode des „Einheitsgutachtens“, jedoch mit genauen Stärkegraden, wurde in einer Untersuchung des Wiener Psychologischen Institutes von Herbert Bauer übernommen. Unter dem Vorwand, daß die Verlässlichkeit graphologischer Gutachten überprüft werden sollte, sammelte Bauer unter den Beamten und Angestellten eines großen Wiener Unternehmens Handschriftenproben; er erhielt 135 Handschriften, die unter einem Kennwort von den Schrifturhebern abgegeben wurden. Dann stellte er ein „Charakterprofil“ zusammen, in welchem 21 Charaktereigenschaften in folgender Weise mit „Stärkeangaben“ versehen waren:

	Stärkegrad				
	1	2	3	4	5
Organisationsgabe				●	
Gefühlstiefe					●
Eitelkeit		●			
Geltungsbedürfnis		●			
Gerechtigkeitssinn					●
Feinfühligkeit				●	
Empfindlichkeit		●			
Selbstüberschätzung	●				
Ausdauer			●		
Phantasie			●		
usw.					

Verbindet man die Punkte, die den Stärkegrad angeben, so erhält man ein „Charakterprofil“. Ohne die Schriften überhaupt anzusehen, hat Bauer an alle 135 Schrifteinsender ein solches Profil als Gutachten über ihren Charakter ausgegeben; und zwar an alle Männer dasselbe und an alle Frauen dasselbe (das erste Einheitsprofil war auf die mehr männlichen, das zweite auf die mehr weiblichen Eigenschaften abgestimmt). Auf einem angehefteten Zettel mußten die „Beurteilten“ ihre Stellungnahme zum Gutachten bekanntgeben. Als „vollkommen zutreffend, ausgezeichnet, verblüffend“ wurde das Profil von 37 Schrifteinsendern bezeichnet (27,3%); als „gut, richtig, zutreffend“ mit höchstens 3 Korrekturen im Stärkegrad von 55 Schrifteinsendern (40,7%). Von 37 Schrifteinsendern (27,3%) wurden 4 bis 9 Stärkegrade korrigiert und das Profil

als „im allgemeinen zutreffend, zum Großteil richtig“ bezeichnet, und nur 6 von den 135 Personen (4,4%) lehnten es als unzutreffend ab. Alter und Schulbildung spielten keine Rolle; von 44 Schrifteinsendern mit Mittelschulbildung fallen 31 (70%) in die ersten beiden zustimmenden Gruppen. 11 andere Schrifteinsender erhielten ein ausführliches Textgutachten; und zwar alle dasselbe. Es erfolgte nur eine einzige Ablehnung als unzutreffend; ein Schrifteinsender bezeichnete das Gutachten als „treffend“, die übrigen 9 als „vollkommen zutreffend, 100% richtig usw.“.

Noch einen Schritt weiter ist der italienische Psychologe Gaetano Kanizsa gegangen: 23 Personen (Studenten und Studentinnen) mußten den „Kritzelt-Test“ von Meurisse (1 Minute ohne Unterbrechung kritzeln) durchführen; am nächsten Tag erhielten sie, angeblich auf Grund ihres Gekritzels, ein Persönlichkeitsprofil mit 26 Eigenschaften, zu dem sie Stellung nehmen sollten. Alle erklärten das Profil für richtig, nur gegen wenige Merkmale wurden Zweifel oder Bedenken geäußert (von den insgesamt 598 Merkmalen — für jede der 23 Personen 26 — wurden 78,7% widerspruchlos anerkannt, 9,8% mit Reserve angenommen, 11,3% abgelehnt). Ein zweiter Versuch mit 23 Sozialhelfern führte fast zahlenmäßig genau zum gleichen Resultat. Interessant ist aber nun folgendes: in einem dritten Versuch mit 23 neuen Personen wurde ein Einheitsgutachten ausgegeben, das in den 26 Merkmalen das Gegenteil des ersten Gutachtens behauptete (z. B. früher: gefühlvolle, zu starken Affekten neigende Persönlichkeit, instinktive Sicherheit in Sympathie und Antipathie; jetzt: ausgeglichene, nicht durch Affekte bestimmte Persönlichkeit, in den Sympathien und Antipathien von ruhiger, gerechter Überlegung geleitet usw.). Von den 23 Personen erklärten 17, daß das Gutachten zutreffe, 4 meinten, daß es zur Hälfte zutreffe, 2 lehnten es als falsch ab; von den insgesamt 598 Merkmalen wurden 68,2% anerkannt, 9,8% bezweifelt und 21,9% abgelehnt. Kanizsa schlägt eine Erklärung vor, die viel für sich hat: der moderne Mensch hat noch viel „magische“ Bedürfnisse, die er „in wissenschaftlicher Form“ befriedigt sehen will; er wünscht daher, daß die Gutachten, die der Psychologe wie ein Hellseher auf Grund eines Gekritzels abgibt, zutreffen, weil dadurch das magische Verlangen befriedigt wird.

Die beschriebenen Versuche zeigen nicht nur, wie kritiklos die meisten Menschen bei der Beurteilung ihres eigenen Cha-

rakters sind; man sieht aus ihnen auch, wie außerordentlich schwierig es ist, die Richtigkeit von charakterologischen Gutachten zu überprüfen. Auf keinen Fall darf man sich darauf verlassen, daß der Beurteilte selbst imstande wäre, etwas Sicheres über die Richtigkeit eines Gutachtens, das über ihn aufgestellt wurde, auszusagen. Man könnte hoffen, daß Fremdbeurteilungen — also durch Freunde und Bekannte, die den Beurteilten aus dem täglichen Leben näher kennen — zu verlässlicheren Resultaten führen. Krüger und Zietz haben auch einen solchen Versuch durchgeführt: von 13 Studenten der Hamburger Universität wurden Handschriftenproben eingeholt und dann je einem Bekannten jedes dieser Studenten dasselbe „Einheitsgutachten“ als graphologische Beurteilung ausgefolgt. Alle 13 Beurteiler bezeichneten das „Gutachten“ als zutreffend.

Die Beurteilung des Charakters durch Personen, die den Beurteilten näher kennen, ist also auch nicht verlässlich. Trotzdem ist sowohl die Fremdbeurteilung wie die Selbstbeurteilung in der Charakterforschung oft als Hilfsmittel zur Überprüfung von Gutachten verwendet worden; und manchmal sicher mit Erfolg (so z. B. bei der Beurteilung von Schülern durch ihre Lehrer, also durch Menschen, die sehr viel Erfahrung mit Jugendlichen besitzen). Das Problem: wie stellt man fest, ob eine Charakterbeurteilung richtig ist? — von manchen Autoren als „Verifikationsproblem“ bezeichnet — ist fast unlösbar, weil man die Menschen, deren Charakter man mit allen erreichbaren Methoden untersucht hat, durch ihr ganzes weiteres Leben beobachten müßte, um aus ihrem Verhalten festzustellen, ob die Resultate der Untersuchung richtig waren.

✕ Intelligenz-Tests

Obwohl die Intelligenz des Menschen für sein Verhalten und für seinen Erfolg im Leben von größter Bedeutung ist, wurde ihr in der Charakterologie durch lange Zeit keine besondere Aufmerksamkeit gewidmet; auch in den neueren Typensystemen spielt sie keine Rolle. In der psychologischen Praxis scheint ebenfalls das Bestreben zu bestehen, zwischen Intelligenz- und Persönlichkeits-Diagnostik sauber zu unterscheiden.

Der Grund für die Ausschaltung der Intelligenz aus der theoretischen und praktischen Persönlichkeitsforschung liegt

wahrscheinlich in der Überzeugung, daß der Charakter des Einzelmenschen in erster Linie von „dynamischen“ Faktoren — Triebregungen, Interessen, Gefühlen usw. — bestimmt werde. Diese Auffassung ist sicher richtig: andererseits muß man, wenn man einen Menschen beschreiben will, unbedingt auch über seine Intelligenz etwas aussagen. Tatsächlich geschieht dies auch in jedem Persönlichkeitsgutachten. Die Methoden zur Intelligenzuntersuchung sind viel älter als diejenigen zur Persönlichkeitsdiagnose, ja die letzteren haben sich aus den ersteren entwickelt, wobei die — zweifellos zutreffende — Behauptung der praktischen Psychologen eine große Rolle spielte, daß man die Intelligenz eines Menschen nicht richtig beurteilen könne, wenn man dabei nicht seine ganze Persönlichkeit berücksichtige. Daß trotzdem die Intelligenz häufig nicht als Komponente der individuellen Persönlichkeitsstruktur aufgefaßt wird, dürfte seine Ursache darin haben, daß die psychischen Vorgänge, aus denen sie besteht, von ganz anderer Art sind als die Vorgänge des Trieb- und Gefühlslebens: das Denken hat keinerlei dynamischen Charakter, es gehen von ihm keine Antriebe aus. Man kann — wie ich an anderer Stelle vorgeschlagen habe — diese Unterschiede zur Grundlage einer Einteilung der psychischen Vorgänge machen: faßt man die Triebe, Interessen, Gefühle und Willenserlebnisse unter dem Begriff „psychische Kräfte“ zusammen, so kann man die Vorgänge, mit deren Hilfe der Mensch seine Triebe zu befriedigen sucht, als „psychische Funktionen“ bezeichnen; zu ihnen gehören die Prozesse des Wahrnehmens, Vorstellens und Denkens — Prozesse, deren Aufgabe darin besteht, die Möglichkeiten der Triebbefriedigung festzustellen oder solche Möglichkeiten zu schaffen, kurz, dafür zu sorgen, daß die Forderungen der psychischen Kräfte (z. B. die vitalen Bedürfnisse) erfüllt werden.

Es bereitet keine Schwierigkeiten, in Analogie zu dieser Zweiteilung des psychischen Geschehens an jeder menschlichen Persönlichkeit eine dynamische und eine funktionelle Seite zu unterscheiden: einerseits die Art und Stärke der treibenden Kräfte und andererseits die Qualität der Funktionen, also die Leistung von Wahrnehmung, Gedächtnis und Denken. Wenn bei gleichen Triebkräften sehr hoch entwickelte Funktionen, also rasche Auffassung, sicheres Gedächtnis und klares begriffliches Denken gegeben sind, so wird

dieser Mensch seinen Trieben und Interessen mit großem Erfolg zur Befriedigung verhelfen. Sind die psychischen Funktionen hingegen nur dürftig entwickelt (wie z. B. bei Schwachsinnigen), so kann es auch bei sehr günstigen äußeren Umständen nur zu unzulänglicher Erreichung der Triebziele kommen; hohe oder niedere Leistung der psychischen Funktionen bei gleichen Triebgrundlagen ergibt ganz verschiedene Verhaltensweisen — schon deshalb, weil bei niederer Intelligenz schwache Triebregungen (z. B. kulturelle Interessen) gar nicht zur Entwicklung gelangen. Große oder geringe Leistung der psychischen Funktionen ist aber nichts anderes als dasjenige, was man als hohe oder niedere Intelligenz zu bezeichnen gewohnt ist; zur hohen Intelligenz gehören schnelle Auffassung der gegebenen Situation, rasches, geordnetes Denken und sichere Verwertung der bisherigen Erfahrungen, während niedere Intelligenz durch das Gegenteil dieser Merkmale charakterisiert ist. Man könnte also behaupten: Intelligenz ist der individuelle Leistungsgrad der psychischen Funktionen. Diese Definition läßt sich verbessern, wenn man sie durch einen Hinweis ergänzt, der in der bekannten Definition von William Stern das entscheidende Kriterium darstellt; Stern definierte die Intelligenz als Fähigkeit, neue Probleme zu lösen. Mit dieser Formulierung soll gesagt sein, daß sich die Intelligenz eines Menschen nur in Situationen zeige, die er nicht auf Grund von Übung oder Alltagserfahrung bewältigen könne, sondern die einen neuen Einfall erfordern; bei denen er eben seine Intelligenz und nicht nur sein Gedächtnis einsetzen muß, um zu einer Lösung zu kommen. Die Aufgaben in den üblichen „Intelligenz-Tests“ stellen den Menschen vor solche neue Probleme, mit denen er bisher nichts zu tun hatte.

Man könnte also formulieren: Intelligenz ist der Leistungsgrad der psychischen Funktionen bei der Lösung neuer Probleme. Für die Testpsychologie wird man mit dieser Definition vielleicht das Auslangen finden, denn mit Hilfe der Intelligenztests stellt man tatsächlich den Leistungsgrad der psychischen Funktionen eines bestimmten Menschen bei der Bewältigung neuer Aufgaben fest.

Nicht befriedigend ist diese Definition aber für die Theorie der Intelligenz; denn es läßt sich einwenden, daß man auf diese Weise wohl die Intelligenzleistung

messe, nicht aber die Intelligenz selbst. Die Intelligenz zeige sich zwar in der Leistung, sei aber nicht mit ihr gleichzusetzen, denn sie sei dasjenige, was der Leistung zugrunde liegt. Sagt man von einem Menschen, er sei „sehr intelligent“, so meint man zwar auch, daß er es bei der Lösung neuer Aufgaben zu guten Leistungen bringe — aber eben weil er intelligent ist; die hohe Intelligenz wird als Ursache seiner überdurchschnittlichen Leistungen betrachtet. Zweifellos steckt dieser Gedanke auch in der Definition, Intelligenz sei die „Fähigkeit“ zur Lösung neuer Aufgaben. Diese Formulierung ist deshalb unbefriedigend, weil sie den Ausdruck „Fähigkeit“ verwendet; bei der Erforschung psychischer Tatsachen darf man sich nicht damit zufriedengeben, daß man für etwas, das man nicht erklären kann, kurzerhand eine „Fähigkeit“ als Ursache annimmt, man hat vielmehr zu untersuchen, welche Vorgänge dieser sog. Fähigkeit zugrunde liegen, d. h., was sich beim „intelligenten Verhalten“ im Menschen abspielt.

Eine Intelligenz, die als Fähigkeit oder schöpferische Kraft irgendwo im Menschen vorhanden ist, gibt es nicht. Die Annahme einer solchen Intelligenz würde einen Rückfall in die alte, längst aufgegebene „Vermögenspsychologie“ bedeuten, die das Vorhandensein einer Seele gelehrt hat, welche verschiedene „Vermögen“ oder Fähigkeiten, darunter auch den „Verstand“, besitzt. Über diese primitiven Vorstellungen ist man längst hinausgekommen; sie wirken aber in der populären Psychologie immer noch nach, weil sie überaus einfache Erklärungen zu bieten scheinen. Nach der Auffassung der gegenwärtigen Psychologie besteht die Ursache des intelligenten Verhaltens nicht in einer „Intelligenz“, sondern in bewußten Vorgängen des Wahrnehmens, Vorstellens und Denkens, also im Zusammenwirken der psychischen Funktionen, deren Leistung in der Bewältigung der jeweiligen Aufgaben erkennbar wird. Wollte man auf der Suche nach den letzten Grundlagen des intelligenten Verhaltens noch weitergehen, so würde man bereits in den Bereich des physiologischen Geschehens gelangen, aus dem das Denken, Vorstellen und Wahrnehmen hervorgeht. Für die biologisch eingestellte Psychologie sind alle bewußten Erlebnisse von Hirnprozessen abhängig; durch die Art der Erregungsvorgänge im Gehirn, die sich während eines Denkprozesses abspielen, ist das Denken in allen seinen Merkmalen bestimmt. Von diesem Standpunkt aus läßt sich die Behauptung vertreten, Intelligenz sei

der Leistungsgrad des zerebralen Erregungsgeschehens bei der Bewältigung neuer Situationen.

Leider weiß man über das Erregungsgeschehen im Gehirn noch sehr wenig. Will man die psychischen, erlebensmäßigen Grundlagen des intelligenten Verhaltens genauer feststellen, so muß man versuchen, die Denkvorgänge, die zur Lösung der gestellten Aufgaben führen, zu beschreiben. Es kann hier auf die Untersuchungen, die zu diesem Zwecke durchgeführt wurden, nicht näher eingegangen werden; sie führten nur zu dürftigen Ergebnissen.

Aussichtsreicher als die rein theoretische Klärung des Intelligenzbegriffes ist die empirische Intelligenzforschung mit Hilfe der statistischen Auswertung von Testergebnissen. Die Intelligenzmessung mit Hilfe von Tests wurde von dem Engländer Francis Galton, der auch den Ausdruck „Test“ einführte, durch eine 1883 erschienene Untersuchung über die Fähigkeiten des Menschen begründet. In Deutschland veröffentlichte 1889 der Psychiater Konrad Rieger verschiedene Methoden zur Intelligenzprüfung. Im Jahre 1896 erschien in Amerika die grundlegende Untersuchung „Mental Tests and Measurements“ von James McKean Cattell, der als Assistent bei Wilhelm Wundt in Leipzig gearbeitet und Galton in London besucht hatte. In Frankreich erhielt 1904 Alfred Binet vom Unterrichtsministerium den Auftrag, ein Verfahren zur Intelligenzmessung auszuarbeiten; zusammen mit seinem Mitarbeiter Jules Simon entwickelte er seine berühmt gewordenen Testreihen, die zum ersten Male eine „Berechnung“ des Intelligenzgrades ermöglichten. Diese Testreihen sind Serien von Einzelaufgaben, die an genügend großen Zahlen von Kindern bestimmter Altersstufen „geübt“ wurden, d. h. es wird z. B. an 1000 Achtjährigen einer Großstadt festgestellt, welche Aufgaben die meisten (z. B. 75%) von ihnen lösen können; diese Aufgaben gelten dann als die Norm für die Achtjährigen dieser Stadt. Aus den Leistungen eines Kindes bei den für verschiedene Altersstufen geeichten Testreihen läßt sich sein „Intelligenzalter“ errechnen; jede Testreihe enthält 5 Einzelaufgaben, so daß z. B. für ein zehnjähriges Kind, das alle Aufgaben für das achte, drei für das neunte, vier für das zehnte und zwei für das elfte Lebensjahr löste, folgende Rechnung aufgestellt werden kann: zu dem Lebensjahr, für das alle Aufgaben gelöst wurden (das achte) werden so viel Fünftel der folgenden

Jahre hinzugezählt, als Aufgaben gelöst wurden (in unserem Beispiel neun Fünftel, also 1,8, so daß sich ein Betrag von 9,8 ergibt). Diese Zahl bedeutet das „Intelligenzalter“; die Differenz zwischen Intelligenzalter und Lebensalter zeigt nach Binet an, ob ein „Intelligenzvorsprung“ oder ein „Intelligenzrückstand“ vorliegt. Gegen diese Berechnung hat der deutsche Psychologe William Stern eingewendet, daß solche Differenzen in verschiedenen Lebensaltern ganz verschiedene Bedeutung haben (bei einem sechsjährigen Kind bedeutet ein Intelligenzrückstand von 2 Jahren geistige Minderwertigkeit, bei einem Zwölfjährigen hingegen bedeutet er nur einen leichten Grad geistiger Schwäche). W. Stern hat daher im Jahre 1912 an Stelle der Differenz den Quotienten aus Intelligenzalter und Lebensalter als Intelligenzmaß vorgeschlagen: Intelligenzalter : Lebensalter. Diese Formel ist der berühmt gewordene „Intelligenzquotient“ (I. Qu.), der bei einem Kind, dessen Intelligenz ganz seinem Alter entspricht, 1 ergibt; ist er größer als 1, so weist dies auf überdurchschnittliche, ist er kleiner, so auf unterdurchschnittliche Begabung hin. Um ganze Zahlen zu erhalten, wird er meist mit 100 multipliziert; im obigen Beispiel beträgt er 98.

Der Intelligenzquotient Sterns hat zur Voraussetzung, daß für jeden Altersjahrgang eigene Tests entwickelt und gemacht werden; dies ist in der Binet-Simonschen Testreihe und ebenso in der von L. M. Terman in Amerika modifizierten Serie tatsächlich durchgeführt. In der Kindheit und Jugend, in der die Intelligenz in rascher Entwicklung begriffen ist, ist der Abstand von einem Jahr gerade richtig; bei Erwachsenen bleibt die Intelligenz durch viele Jahre ungefähr gleich, so daß es keinen Sinn hätte, für die einzelnen Lebensjahre eigene Testreihen zu eichen. Um trotzdem bei Erwachsenen eine Intelligenzmessung durchführen zu können, hat der Amerikaner David Wechsler einen Test mit 11 Subtests entwickelt (6 sprachliche und 5 sprachfreie), der nach entsprechender Anpassung und Eichung von Curt Bondy als „Hamburg-Wechsler-Intelligenztest für Erwachsene“ (HAWIE) in deutscher Sprache herausgegeben wurde. Ein nach 10 Altersstufen (16. bis 75. Lebensjahr) genormtes Auswertungsverfahren gestattet die Berechnung eines Intelligenzquotienten. Ein den deutschen Verhältnissen entsprechender Intelligenz-Test für Erwachsene von 13 bis 60 Jahren wurde von R. Amt-

hauer entwickelt und in Westdeutschland an 8600 Personen geeicht (Intelligenz-Struktur-Test — I.S.T.); er enthält 9 Subtests, die in solcher Weise ausgewählt wurden, daß sie über den Grad und die Struktur der Intelligenz Aufschluß geben, was für Eignungsuntersuchungen einen beträchtlichen Vorteil bedeutet. Dem Test sind charakteristische Profile für bestimmte Berufsgruppen beigegeben. Über die Verlässlichkeit und Bewährung dieser Erwachsenen-Tests lassen sich bei der kurzen Dauer ihrer Verwendung im deutschen Sprachgebiet noch keine genauen Angaben machen.

Im folgenden sind einige Beispiele aus älteren Testreihen angeführt; das Prinzip dieser Beispiele wird auch heute noch vielfach verwendet (mit Absicht wurde auf Beispiele aus modernen Tests verzichtet, um durch ihr Bekanntwerden nicht den Wert dieser Testreihen zu beeinträchtigen). Der älteste, von Hermann Ebbinghaus 1897 vorgeschlagene Test, besteht aus Sätzen, in denen einzelne Worte fehlen, die der Prüfling ergänzen muß (Lücken- oder Ergänzungstest); z. B. „Gestern ... die Musikkapelle durch unsere Straßen. Ich ... meine Mutter, ob ... hinuntergehen dürfe. Sie — es —.“ Das Erfassen von Sinnbeziehungen prüft der Analogietest: Hund : Hütte verhält sich wie Mensch : —; Hut : Kopf wie Schuh : — usw.; ferner der Unterschiedstest (z. B. was ist für ein Unterschied zwischen einem Kind und einem Zwerg, zwischen Armut und Elend usw.). Das Erfassen des Sinnes von Begriffen wird auch durch Ordnungstests geprüft, deren es sehr viele gibt, z. B. die direkten und indirekten Oberbegriffstests (was ist der Oberbegriff zu Apfel — Orange, Tisch — Schrank; oder was gehört nicht in die folgende Reihe: Zange, Feile, Lampe, Hobel; oder dasselbe in abstrakter Form: CDDC, TSST, OPPO, ABBA; oder die Fortsetzungstests (es ist folgende Reihe richtig fortzusetzen: 1, 4, 3, 6, 5, 8., a d e c b e f d c, oox + ooo ++ xooooxxx + ooooo). Die Sprachbeherrschungstests verwenden Aufgaben wie Bilden von Sätzen aus ungeordneten Worten („immer Wahrheit ist zu die sagen es schwer“); die logischen Tests stellen Definitionsaufgaben („was ist ein Mikroskop, ein Fernrohr; was ist Mut, Neid, Mitleid usw.) oder Schlußaufgaben („die Adler fressen Fleisch, die Adler sind Vögel, also . . .“; „ich ging von der Kirche 100 m geradeaus, dann 50 m rechts, dann wandte ich mich wieder nach rechts und ging 100 m — wie

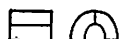
weit war ich dann von der Kirche entfernt?“). Neben diesen Tests, von denen viele Varianten bestehen, z. B. unsprachliche Darstellungen in Bildform, gibt es Gedächtnis-, Vorstellungs-, Aufmerksamkeits-, Kritikfähigkeits-, Rechentests, dann technisch-praktische Tests und viele andere. Für eine Intelligenzprüfung müssen immer viele Einzeltests verwendet werden, die so geordnet sein müssen, daß sie möglichst alle bekannten Komponenten des intelligenten Verhaltens in einer Weise erfassen, die dem Alter und Bildungsgrad des Prüflings angemessen ist.

Obwohl die gegenwärtig in der Praxis verwendeten Intelligenz-Tests genau analysiert und geeicht sind und daher einen hohen Grad von Objektivität und Stabilität besitzen, ist ihre Zuverlässigkeit nicht so hoch, wie oft angenommen wird. Die Korrelationen zwischen den Testresultaten und den Kontrollen (z. B. dem Grad der Bewährung getesteter Soldaten in der Ausbildung) liegen bei 0,60. Die Ursachen dieser relativ geringen Validität sind nur z. T. bekannt. Es ist z. B. bei vielen Intelligenz-Tests die Verlässlichkeit für unterdurchschnittliche und überdurchschnittliche Begabung nicht gleich; man kann daher für die Leistungen dieser beiden Gruppen in der Schule oder im Beruf nicht mit gleicher Sicherheit Voraussagen machen. Jerome Fisher hat nachgewiesen, daß Personen, die einen extrem niederen Intelligenz-Quotienten haben, niemals eine überdurchschnittliche schulische oder berufliche Leistung erzielten; unter den Personen, die extrem hohe Quotienten (140—150) bei der Testung erzielten, finden sich aber auch solche mit bloß durchschnittlicher oder sogar unterdurchschnittlicher Leistung in der Schule und im Beruf. Es scheint also, daß die Intelligenz-Tests niedere und vielleicht auch mittlere Intelligenzgrade sehr gut messen, hohe hingegen schlecht.

Ein zweiter Grund für die unerwartet niedere Validität der Intelligenz-Tests könnte darin liegen, daß die „schöpferische“ Komponente der Intelligenz mit den üblichen Formen dieser Tests nicht oder nur unzureichend erfaßt wird, weil sie dem Prüfling zu wenig Entfaltungsmöglichkeiten bieten. Die oben angeführten, gut geeichten Tests von Wechsler und von Amt-hauer enthalten nur Aufgaben mit eindeutigen Lösungen; nur eine einzige bestimmte Antwort gilt als richtig, so daß der Auswerter nie im Zweifel ist, wie er zu urteilen hat. Dieses Verfahren ist einfach, zeitsparend und objektiv; die höchst-

erreichbare Zahl richtiger Lösungen weist eindeutig auf maximale Intelligenz. Die Struktur solcher Tests ist rein quantitativer Art; man bezeichnet sie als streng „strukturierte“ Tests. Um die schöpferische Produktivität festzustellen, muß man der untersuchten Person die Möglichkeit mehrerer Lösungen bieten; man muß ihr größere Freiheit lassen und daher den starren Rahmen der strukturierten Tests sprengen. Ein erster solcher unstrukturierter Test wurde in Amerika 1956 von G. E. C o p p l e entwickelt, wobei er das alte Verfahren der Satzergänzung verwendete (es wird der Anfang eines Satzes geboten, den der Prüfling fortzusetzen hat, s. S. 207). Trotz der hohen Übereinstimmung verschiedener Beurteiler in der Auswertung (Korrelation 0,95) hat sich diese Methode in der deutschen Sprache nicht bewährt, weil die Abhängigkeit von der sprachlichen Begabung sehr hoch zu sein scheint; ein nicht-

Anfangszeichen:



Bewertungsbeispiele

0 Punkte

Stereotype Wiederholung
der Anfangszeichen;
fehlende und absurde
Lösungen



1 Punkt

Primitive Vervielfältigung;
unsystematische Lageveränderungen;
unbedeutende Umgestaltung der Oberfläche;
banale Konkretisierungen



2 Punkte

Oberflächliche Beziehungserfassung;
einfache ornamentale Vervielfältigung;
Symmetrierung; einfache Kombinationen;
quantitative Veränderungen an der
Figurengruppe; sinnvolle Ergänzungen
und Oberflächenänderungen;
weniger originelle Neuformungen

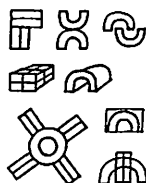
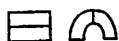


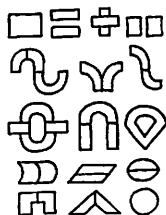
Abb. 38

Anfangszeichen:



3 Punkte

Einwandfreie Bedeutungserfassung; originelle Symmetrierung und Ornamentierung; sinnvolle räumliche Verlagerungen und schöpferische Kombinationen von Einzelteilen; einfache Gesamtkombinationen; einfallsreiche Um- und Neugestaltung von Figurenelementen; Abstraktionen; logische Weiterentwicklung



4 Punkte

Vollkommene Beziehungserfassung; elastische Umzentrierung sämtlicher Figurenelemente unter origineller neuer Gesamtkombination oder -komposition; schöpferische Neugestaltung unter Berücksichtigung aller Figurenelemente; Abstraktion mit logischer Weiterentwicklung

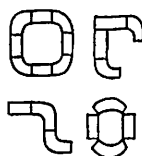


Abb. 38 (Fortsetzung)

sprachliches unstrukturiertes Verfahren wäre vorzuziehen. Ein Versuch, einen solchen Test zu entwickeln, wurde im Wiener Psychologischen Institut von Ingeborg Grill unternommen, wobei die Aufgabe im Ergänzen von angefangenen Figurenreihen bestand; aus den Vorversuchen ergaben sich 16 Testelemente, von denen die ersten drei in Fig. Abb. 38 dargestellt sind. Der Auftrag lautet: versuchen Sie, jede dieser Figuren sinnvoll fortzusetzen. Abb. 38 zeigt verschiedene Lösungen und die Art der Auswertung in 5 Güteklassen; eine Lösung wird um so besser gewertet, „je mehr sie die Erfassung des Wesentlichen der Anfangsfiguren und die schöpferische Verarbeitung desselben erkennen läßt, je leichter die Loslösung von den gegebenen Formen erfolgt und zu einer sinnvollen Umgestaltung unter Berücksichtigung aller Teile führt“.

Natürlich sind solche Tests nicht so objektiv wie die strukturierten; immerhin ergab die unabhängige Auswertung durch zwei Psychologen bei 305 Haupt- und Mittelschülern eine Korrelation von 0,87. Die Korrelation zwischen den Leistungen im unstrukturierten Test und in einigen üblichen strukturierten Tests betrug nur 0,55. Für genaue Untersuchungen empfiehlt sich daher die Verwendung beider Testformen.

Schon früh ist aufgefallen, daß die Korrelation zwischen Testleistungen und Schulnoten ziemlich gering ist (nach einer Zusammenstellung von R. Weiss aus sieben deutschen und österreichischen Untersuchungen liegt sie im Mittel bei etwa 0,5; sie ist für die verschiedenen Tests und ebenso für deren Subtests verschieden hoch). Zweifellos gibt es dafür mehrere Ursachen; z. B. sind an der Schulleistung außer der Intelligenz noch andere Faktoren — Fleiß, Ausdauer, Interesse, häusliche Aufsicht usw. — beteiligt, vor allem aber ist für die Notengebung in der Schule die Strenge des Lehrers von großer Bedeutung. Die entscheidende Ursache für die Divergenzen zwischen Schulnoten und Testleistung dürfte aber darin zu suchen sein, daß manche Komponenten der Intelligenz in der Testprüfung stärker zur Auswirkung kommen als in der Schulleistung und umgekehrt (z. B. spielt die sprachliche Komponente in der Schulleistung eine größere Rolle als die sog. „praktische Intelligenz“). Rudolf Weiss, der an 581 Hauptschülern von 11—14 Jahren der Stadt Linz genaue Vergleiche durchführte, stellt fest: „Die Schulleistungs-Elite unterscheidet sich intelligenzmäßig (d. h. in den Testleistungen beim HAWIK) nicht vom Durchschnitt! Für eine ausgezeichnete Schulleistung ist weder eine überdurchschnittliche Allgemeinintelligenz, noch sind hohe Leistungen in bestimmten Teilbereichen der Intelligenz nötig. Man kann mit geringen Intelligenzmitteln ‚Vorzugsschüler‘ werden.“

Bei dieser Situation ist es zweckmäßig, zwischen „Testintelligenz“ und „Schulintelligenz“ zu unterscheiden. Da aber auch die Korrelationen zwischen verschiedenen Intelligenz-Tests nicht besonders hoch sind (zwischen dem Wechsler-HAWIE und dem Amthauer-IST nach Miels nur 0,7), müßte man, wenn man genau sein will, bei der Anführung von Testresultaten immer auch den Test nennen, mit dessen Hilfe sie gewonnen wurden (so daß man von einer „Wechsler-Intelligenz“ und einer „Amthauer-Intelligenz“ sprechen könnte). Dazu kommt, daß mit den gegenwärtigen

Tests sicher nicht alle Komponenten des intelligenten Verhaltens erfaßt werden können, so daß man überdies noch eine „Alltags-Intelligenz“ berücksichtigen müßte, in der alle Komponenten der Intelligenz zur Auswirkung kommen.

Obwohl die dargestellten Ergebnisse, Vergleiche und Schlußfolgerungen die gegenwärtige Lage der Intelligenz-Testung nicht sehr günstig erscheinen lassen, besteht kein Anlaß, die Intelligenz-Tests abzulehnen. Es steht außer Zweifel, daß man mit ihrer Hilfe Gradunterschiede des intelligenten Verhaltens mit großer Sicherheit feststellen kann; man muß sich nur darüber im klaren sein, daß man mit einem Test immer nur jene Intelligenz-Komponenten erfaßt, die bei den im Test vorhandenen Aufgaben zum Einsatz kommen. Daß hier große Unterschiede bestehen, hat die genaue statistische Analyse sehr vieler Testergebnisse eindeutig gezeigt; sie führte — und dies bedeutet einen enormen Fortschritt der Intelligenzforschung — zu der Feststellung, daß es „Intelligenzfaktoren“ gibt, die in verschiedenem Ausmaß an der „Allgemeinintelligenz“ beteiligt sind und daher individuell verschiedene „Intelligenzformen“ hervorbringen.

Dieser neue und höchst interessante Zweig der Intelligenzforschung wurde von dem englischen Psychologen Charles Spearman um 1904 begründet und in Amerika vor allem von Louis Thurstone im psychometrischen Institut von Chicago weiterentwickelt. Die rechnerischen Verfahren können hier nicht dargestellt werden; im Prinzip handelt es sich um Vergleiche von Testresultaten, aus denen hervorgeht, in welchem Grade ein Test eine bestimmte einzelne Komponente des intelligenten Verhaltens feststellt. Wenn man z. B. einer großen Zahl von Prüflingen zwei Tests vorlegt, von denen man annimmt, daß der erste das Operieren mit Zahlen (z. B. durch einfache eingekleidete Rechenaufgaben) und der zweite das Erfassen von Sinnzusammenhängen prüft (z. B. durch Ergänzungen lückenhafter Texte), so kann man die Ergebnisse dieser Testungen miteinander vergleichen. Man findet dabei — durch die Berechnung von Korrelationen —, ob die Prüflinge, die im Zahlentest sehr gute Leistungen aufweisen, auch im Sinnerfassungstest sehr gute Leistungen zeigen oder nicht; ergibt sich, daß die überwiegende Mehrzahl in beiden Tests weitgehend gleiche Leistungen aufweist (hohe Korrelation), so kann man daraus schließen, daß beide Tests die gleiche Intelligenzkomponente erfassen. Ergibt sich

jedoch, daß eine große Zahl von Prüflingen im Zahlentest gute, im Sinnestest schlechte Leistungen aufweist (oder umgekehrt), so darf man vermuten, daß die mit diesen Tests erfaßten Intelligenzkomponenten nicht oder nur wenig miteinander zusammenhängen, also verschiedene Intelligenzfaktoren darstellen, von denen bald der eine, bald der andere stärker entwickelt sein kann. Man hat dann zwei Komponenten voneinander „isoliert“. Verwendet man viele verschiedene Tests, so kann man auf diese Weise feststellen, daß manche Tests in erster Linie einige gut isolierbare Intelligenzkomponenten prüfen, daneben „ein wenig“ auch andere (denn vollkommene Isolierung ist nicht zu erzielen). Bei der Aufstellung von Testreihen wird man daher bemüht sein, nur solche „Subtests“ aufzunehmen, die möglichst rein nur eine einzige Komponente und möglichst wenig zugleich andere Komponenten feststellen. Dies ist der praktische Gewinn aus der statistischen Testauswertung; der theoretische Gewinn besteht darin, daß man auf diese Weise zur Annahme von grundlegenden Intelligenz„faktoren“ gelangte. Von diesen Faktoren fordert man, daß sie voneinander in ihrem Grade weitgehend unabhängig seien, d. h., daß jeder von ihnen in einem Menschen in jedem beliebigen Ausmaß gegeben sein kann, ohne daß damit irgendein anderer in einem höheren Grade gegeben wäre (der Extremfall: daß jeder Faktor im höchsten Grade gegeben sein kann, ohne daß bestimmte andere auch nur im geringsten Grade vorhanden wären, ist unmöglich). Um diese wechselseitige graduelle Unabhängigkeit der Faktoren zu kontrollieren, hat *Thurstone* das bereits erwähnte statistische Verfahren — die „multiple Faktorenanalyse“ — ausgearbeitet, mit deren Hilfe festgestellt werden soll, in welchem Grade ein bestimmter Test die einzelnen Faktoren „mißt“ (mit diesen Faktoren „geladen“ oder „gesättigt“ ist). Das Ideal wäre eine Testreihe, bei welcher jeder Einzeltest nur mit einem Faktor, mit diesem aber im höchstmöglichen Ausmaße geladen ist; dieses Ideal ist unerreichbar, so daß man sich mit der „relativen Dominanz“ eines Faktors begnügen muß.

Die Diskussion über die Leistungsgrenzen der Faktorenanalyse ist gegenwärtig noch in vollem Gange. Der bisherige Ertrag ist vielversprechend; es scheint auf diese Weise wirklich zu gelingen, einzelne, voneinander weitgehend unabhängige Komponenten des intelligenten Verhaltens aufzufinden. *Thurstone* unterscheidet heute bereits 20 Intelligenzfaktoren. Im

folgenden gebe ich eine kurze Darstellung der vier Intelligenzfaktoren, die der Schweizer Psychologe Richard Meili auf Grund seiner faktorenanalytischen Untersuchungen aufgestellt hat; er bezeichnet sie mit den Namen Komplexität, Plastizität, Ganzheit und Flüssigkeit. Da sich diese Faktoren natürlich auch im Alltagsleben auswirken, ist es bis zu einem gewissen Grade möglich, zu beurteilen, welche Faktoren man in hohem und welche man nur in niederem Grade besitzt.

Komplexität ist, wenn ich Meili richtig verstanden habe, Übersicht über komplizierte Verhältnisse und geistige Spannkraft beim Beibehalten dieser Übersicht durch längere Zeit (z. B. bei Aufgaben, in denen ein Material nach neuen Gesichtspunkten zu ordnen ist). Plastizität umfaßt Merkmale wie: Beweglichkeit des Denkens, Umstellbarkeit, Herausfinden des Wesentlichen trotz seiner Eingliederung in eine Struktur, aus der es schwer zu lösen ist (z. B. bei Vexierbildern). Der Faktor Ganzheit ist entscheidend für die Erfassung und Herstellung von Zusammenhängen zwischen bisher zusammenhanglos erlebten Inhalten (z. B. Erfinden eines Titels zu einem Bild oder eines Satzes aus drei vorgegebenen Worten). Der letzte Faktor, Flüssigkeit, ist ungefähr das Gegenteil dessen, was in der Typologie als „Perseveration“ beschrieben wurde; er soll die Fähigkeit bezeichnen, leicht von einem Inhalt zum anderen zu gelangen, ohne an unwesentlichen Details hängenzubleiben, dabei aber den leitenden Gesichtspunkt nicht zu verlieren (z. B. als „Wortflüssigkeit“ bei der Aufgabe, zu einem Wort möglichst viele Reime zu finden). Meili betont, daß jedes Individuum jeden dieser Faktoren in bestimmtem Stärkegrad besitzt und daß jeder unabhängig von den anderen variieren kann; die relative Stärke jedes Faktors bestimmt die individuelle Intelligenzform. Sicher seien, meint Meili, mit diesen vier Intelligenzfaktoren nicht alle Intelligenzformen erfaßbar; aber wenn man für jeden Faktor nur fünf Stärkegrade annehme, so ergeben sich bereits 625 verschiedene Varianten.

Eine Kontrolluntersuchung von R. Schaedeli mit 23 Aufgabenserien (Rechen-, Sprach-, Figuren- und Zeichentests) hat die vier Faktoren Meilis bestätigt; obwohl verschiedene faktorenanalytische Verfahren verwendet wurden, ergaben sich keine neuen Faktoren. Eine schärfere Differenzierung zwischen „Plastizität“ und „Flüssigkeit“ konnte auch in dieser Arbeit nicht erreicht werden.

Amerikanische Autoren haben viel mehr Intelligenzfaktoren gefunden (z. B. Cronbach 29, French 60, Guilford 47). Schon diese großen Differenzen, deren Ursache bisher nicht befriedigend aufgeklärt werden konnte, beweisen, daß sich die Forschung auf diesem Gebiete noch in voller Entwicklung befindet.

✕ Persönlichkeits-Tests

Ein idealer Persönlichkeitstest soll die Triebrichtungen, Einstellungen, Konfliktmöglichkeiten, ferner die emotionalen und vegetativen Reaktionsneigungen und die Selbstbewertung und Selbstkritik eines Menschen (um nur einige wichtige Faktoren aufzuzählen) verlässlich erfassen, dabei aber an Bildung und Intelligenz nur durchschnittliche Anforderungen stellen; er soll ferner den statistischen Voraussetzungen genügen (Streuung, Gleichwertigkeit der Einzelheiten des Prüfmaterials usw.), überdies leicht und rasch durchführbar sein und eine einfache objektive Auswertung ermöglichen. Einen Test, der alle diese Forderungen erfüllt, gibt es noch nicht. Man ist daher, um einigermaßen sichere Grundlage für eine Persönlichkeitsbeurteilung zu gewinnen, auf die kombinierte Verwendung mehrerer verschiedener Tests angewiesen.

Im Folgenden sollen von den sehr zahlreichen Persönlichkeits-Tests, die es gegenwärtig gibt, einige typische Beispiele kurz beschrieben werden. Dabei ist es zweckmäßig, sich an eine Einteilung zu halten, die zwar viele Mängel hat, sich aber trotzdem durchsetzen konnte; sie wurde von dem Amerikaner L. K. Frank vorgeschlagen und unterscheidet zwischen „projektiven“ und „nichtprojektiven“ Tests. Die Definition Franks für Projektionstests lautet: eine Projektionsmethode zur Untersuchung der Persönlichkeit besteht in der Schaffung einer Reizsituation, bei welcher nicht der Versuchsleiter bestimmt, was die Reize für den Untersuchten bedeuten, sondern die Persönlichkeit des Untersuchten selbst, der den Reizen seine private, individuelle Deutung gibt. Gemeint ist damit, daß bei den Projektionstests dem Prüfling ein Material geboten wird (z. B. Klecksbilder), das viele Deutungsmöglichkeiten zuläßt; er hat die Aufgabe, genau anzugeben, welche Vorstellungen beim Betrachten dieses Materials auftreten (er „projiziert“ sein eigenes Erleben in das Material hinein). Auf diese Weise

Definitionen

1.

2.

3. werden dominierende Vorstellungsinhalte, die Art des Vorstellungsablaufes und die Reaktionen auf die auftretenden Vorstellungen bis zu einem gewissen Grade erkennbar. „Nicht-projektive“ Tests sind solche, bei denen der Prüfling eine größere Anzahl von Fragen zu beantworten hat; die Antworten werden nach bestimmten Gesichtspunkten grup-

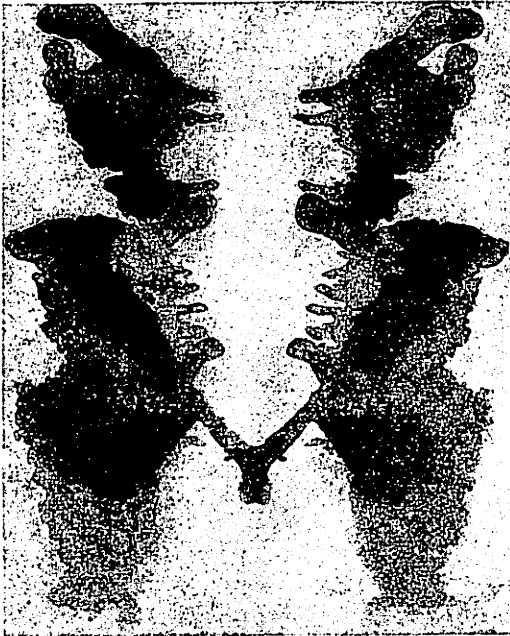


Abb. 37. Klecksfigur.

piert und statistisch ausgewertet. Man könnte die projektiven Tests auch „Deutungstests“ und die anderen „statistische Fragen-Tests“ nennen.

Der bekannteste Projektions-Test ist der Rorschach-Test, den der Schweizer Psychiater Hermann Rorschach im Jahre 1921 veröffentlicht hat. Er benützt Klecksbilder aus Tinte, die man sich leicht herstellen kann, wenn man einen Tintenkleck — eventuell aus schwarzer und roter Tinte — zwischen zwei Papierblättern zerdrückt (Abb. 37). Dieses Verfahren und seine Benützung zur Herstellung von Phantasie-

J. Projektionst.
1.

Tests ist lange vor Rorschach verwendet worden; die Franzosen **2. Alfred Binet** und **Victor Henri** haben diese Methode bereits 1895 benützt und der Amerikaner **G. V. Dearborn** hat im Jahre 1897 sogar schon 12 Serien von je 10 Klecksen verschiedenen Schwierigkeitsgrades beschrieben und genaue Anweisungen für deren Gebrauch gegeben. Rorschachs hat also keineswegs den Test erfunden; sein Verdienst besteht darin, daß er ein Auswertungsschema aufgestellt hat, nach welchem die Gesamtzahl aller Deutungen für jede Figur, die Zahl der Ganz- und Detailantworten, der Form-, Farb- und Bewegungsantworten und schließlich die Arten der Deutungsinhalte (Menschen, Tiere, Körperteile usw.) statistisch ausgewertet und zu Einzelzügen des Charakters in Beziehung gesetzt werden können. Der Rorschach-Test — aus 10 Kleckstafeln bestehend — gilt als einer der besten und bewährtesten Projektionstests; er wird in Europa und Amerika außerordentlich viel verwendet.

Unter den sehr zahlreichen Publikationen zum Rorschach-Test (weit über 1000!) finden sich leider nur wenige genaue Kontrolluntersuchungen. Ich führe einige positive und negative Kontrollergebnisse an, um zu zeigen, daß auch dieser Test keineswegs absolut verlässliche Diagnosen ermöglicht. **W. Schöfield** hat die bis 1952 durchgeführten klinischen Validitätsuntersuchungen (Vergleich der Rorschach-Ergebnisse an Geisteskranken mit der ärztlichen Diagnose) gesammelt und festgestellt, daß nur ein Drittel zu positiven Ergebnissen führten, wobei aber die Übereinstimmung immer noch gering war. Daß auch die Objektivität des Rorschach-Tests nicht sehr hoch ist, zeigte eine Untersuchung von **Edith Lord**. 36 jungen Männern im Alter von 16—27 Jahren wurde der Rorschach-Test dreimal — in Abständen von 4 bis 6 Wochen — vorgelegt, wobei jedesmal eine andere Person die Testung und Testauswertung durchführte; außerdem wurde bei der zweiten und dritten Testung eine angenehme bzw. unangenehme Grundstimmung erzeugt (durch Erfolg oder Versagen bei Intelligenztests). Es ergaben sich sehr beträchtliche, statistisch gesicherte Differenzen zwischen den einzelnen Testungen derselben Person (z. B. war das besonders wichtige Verhältnis der Bewegungs- zu den Farbantworten nur bei 30% der Versuchspersonen stabil); die größten und häufigsten Unterschiede waren durch den Wechsel der testenden Person bedingt. Daß das Verhalten des Testers beim Rorschach eine große Rolle spielt — und zwar schon bei unscheinbaren Kleinigkeiten — wurde in

mehreren amerikanischen, von Rudolf Cohen zusammengefaßten Arbeiten nachgewiesen: wenn der Tester einen weißen Mantel trug oder als „Doktor“ vorgestellt wurde, wurden mehr Deutungen gegeben als beim gleichen Tester im Straßenanzug; ja sogar schon einfaches zustimmendes Kopfnicken während der Testung erhöhte die Zahl der Antworten (Cohen 1962).

In einer Untersuchung des Wiener Psychologischen Institutes hat Adalbert Wegeler folgendes Kontrollverfahren verwendet: 50 Personen (32 männliche und 18 weibliche im Alter von 11 bis 65 Jahren) wurden von 16 erfahrenen Rorschach-Experten getestet; die während der Testung aufgenommenen Protokolle, die nur die Angaben der Prüflinge über die einzelnen Tafeln enthielten, wurden im Psychologischen Institut hinterlegt, außerdem, aber getrennt, wurden auch die „Signierungen“ zu den Protokollen, also die Einreichungen der dort enthaltenen Angaben in „Ganz“- , „Detail“- , „Tier“-Antworten usw. sowie die diagnostischen Auswertungen im Institut hinterlegt. Jedes Testprotokoll allein, also nur die Deutungen des Untersuchten ohne Signierung und Auswertung, wurde dann einem der 16 Rorschach-Experten — aber nicht demjenigen, der die Testung durchgeführt hatte — mit der Bitte übermittelt, nur auf Grund des Protokolls eine „Signierung“ und eine persönlichkeitsdiagnostische Auswertung durchzuführen („Blinddiagnose“). Nach Einlangen aller 50 zweiten Auswertungen wurde das gesamte Material von Wegeler auf Übereinstimmung kontrolliert, wobei eine der beiden Auswertungen in allen Fällen von ihm selbst stammte. Die Vergleiche ergaben: in den 20 Signierungsfaktoren (Ganzheit, Zwischenraum usw.) bestand im allgemeinen gute, wenn auch unterschiedliche Übereinstimmung. Von insgesamt 997 Signierungen stimmten 766 (77%) sehr gut oder gut überein, bei 231 (23%) zeigten sich merkbare bis weitgehende Abweichungen; Ganz- und einige Inhaltsantworten hatten die beste Übereinstimmung (92%), Helldunkelsignierung und Vulgärantworten die schlechteste (52 bzw. 60%). Die persönlichkeitsdiagnostische Auswertung zeigt größere Unterschiede; die Übereinstimmung liegt für die Bereiche Intelligenz, Begabung, Affektivität, Kontakt, Stimmung und Leistung bei insgesamt 930 Aussagen zwischen 65,5% und 79%, im Mittel bei 74%. Große Unterschiede bestehen zwischen den einzelnen Auswertern.

Diese Ergebnisse sind zwar keineswegs sehr gut, aber immerhin noch befriedigend; drei Viertel aller 50, von 16 Ex-

perten unabhängig voneinander durchgeführten Signierungen und diagnostischen Auswertungen stimmen überein. Im Gegensatz dazu steht eine amerikanische Untersuchung von E. E. Baughman, der 633 Rorschach-Protokolle von 15 Experten auswerten ließ; bei 16 der 22 ausgewerteten Kategorien ergaben sich statistisch signifikante Differenzen zwischen den Auswertern. In solchen Unterschieden der Testauswertung liegt der große Nachteil aller projektiven Methoden; die Testresultate müssen gedeutet werden, wobei die Subjektivität des Auswertenden sehr stark zur Geltung kommen kann.

Eine systematische Stabilitäts-Untersuchung durch wiederholtes Testen ist beim Rorschach-Test naturgemäß nicht möglich; der Untersuchte würde sich bei der zweiten Vorlage an die früher gegebenen Deutungen erinnern, was sich nur durch sehr lange Zwischenzeiten ausschalten ließe, innerhalb derer aber wieder Persönlichkeitsänderungen möglich sind, so daß die Wiederholungsmethode ihren Sinn verliert. Die Halbierungsmethode läßt sich nicht verwenden, weil die Tafeln ungleichwertig sind. Leider lassen sich die in letzter Zeit vorgeschlagenen Methoden mit weniger Klecksbildern — der von H. Zulliger entwickelte Z-Test benützt nur 3 Klecksdiapositive, die gleichzeitige Testungen größerer Gruppen ermöglichen — noch weniger auf Stabilität untersuchen als die „klassischen“ 10 Kleckse Rorschachs, weil man die Deutungen von 3 Klecksen leichter behält.

Ein anderer ziemlich oft verwendeter Projektionstest ist der im Jahre 1935 von dem amerikanischen Psychologen H. A. Murray veröffentlichte „Thematische Apperzeptions-Test“ (kurz TAT genannt). Der Untersuchte erhält der Reihe nach 20 Bildtafeln vorgelegt, zu deren Inhalt er — unter dem Vorwand, es werde seine Phantasie geprüft — möglichst dramatische Geschichten erfinden soll. Die Bilder stellen konkrete Situationen dar, die aber so viele Deutungsmöglichkeiten zulassen, daß sie nur den Rahmen für Anregungen in bestimmter Richtung geben; eine solche Rahmensituation ist z. B. durch ein Bild gegeben, in welchem ein Mann mit Mantel und Hut in müder Haltung beim Verlassen eines Zimmers dargestellt ist, in dessen Hintergrund man eine weinende Frau sieht. Der TAT enthält eigene Bilder für Männer und Frauen; in jüngster Zeit wurde ein neuer TAT für Kinder entwickelt. Durch die vielen Anregungen, die durch die dargestellten Szenen — Alter, Krankheit, Einsamkeit,

Streit, Liebe, Tod usw. — gegeben sind, „unterliegt das deutende Subjekt der Tendenz, diese in Übereinstimmung mit eigenen früheren Erlebnissen oder gegenwärtigen Wünschen aufzufassen“ — so beschreibt W. J. R e v e r s die theoretische

- B. Basis des TAT. Die Auswertung erfolgt nach vielen Gesichtspunkten, vor allem nach dem Kriterium der Identifikation a.
 (mit welcher der dargestellten Personen sich der Untersuchte am ehesten identifiziert). Aus den erfundenen Geschichten gewinnt man auf diese Weise sehr viel konkretes Material, das entweder schon für sich allein Aufschlüsse über die untersuchte Persönlichkeit gibt oder doch wenigstens Hinweise für die Exploration liefert. Die bisherigen Kontrollen des TAT sind, soweit sich aus der mir zugänglichen Literatur ein Eindruck gewinnen läßt, an zu wenigen Personen durchgeführt, um ein abschließendes Urteil zu ermöglichen; auch über die beste Methode zur Interpretation der Geschichten besteht noch keine Einigkeit. Kontrollen des TAT sind natürlich schwer durchführbar — wie soll man die mit ihm gefundenen Einstellungen überprüfen? Vergleiche mit klinischen Untersuchungen — normal und neurotisch — führten zu uneinheitlichen Resultaten, ebenso Bewährungskontrollen für Leistungsvoraussagen im Beruf.

Eine TAT-Ausgabe für Kinder wurde 1949 von Leopold und Sonja B e l l a k veröffentlicht. Dieser „Children's Apperception Test“ (C. A. T.) besteht aus 10 Bildtafeln. Sie zeigen in der Art von Märchenbildern Tiere in Situationen, die für das kindliche Seelenleben von besonderer Bedeutung sind; z. B. Kücken an einem Tisch beim Mittagessen, Bären beim Tauziehen, zwei kleine Bären in Betten im elterlichen Schlafzimmer usw. Der Test soll durch Geschichten, die das untersuchte Kind zu den Bildern erfinden muß, Aufschluß über die Einstellung des Kindes zu Eltern, Geschwistern, zum Essen, zu anderen Kindern usw. geben. Maria S i m o n hat im Wiener Psychologischen Institut die Validität dieses Tests untersucht, indem sie 21 Kinder von 3—7 Jahren, die Erziehungsschwierigkeiten bereiteten, einer Kontrollgruppe von 28 Gleichaltrigen ohne solche Schwierigkeiten gegenüberstellte. Alle Kinder wurden mit dem C. A. T. untersucht, wobei die erzählten Geschichten mit Magnetophon aufgenommen wurden. Die 490 Geschichten wurden sehr genau ausgewertet und mit den Ergebnissen von Informationen, die von Kindergärten, Erziehern und Fürsorgerinnen stammten, verglichen. In 36 von den

49 Fällen stimmten die C. A. T.-Ergebnisse mit den objektiven Informationen weitgehend überein (in 9 davon vollkommen, in 27 sagten die C. A. T.-Resultate mehr über das Kind als die Informationen); in 9 Fällen bestanden Divergenzen und in den restlichen 4 Fällen war ein Vergleich nicht möglich, weil die Informationen zu ungenau waren. Die einzelnen Bildtafeln sind in ihrem Aufforderungscharakter nicht gleichwertig.

Über die vielen Farbtests, die in den letzten Jahren entwickelt wurden, läßt sich ein abschließendes Urteil noch nicht geben. Der von Max Lüscher verwendete Test benützt Blau, Grün, Rot, Gelb in je 4 Variationen mit Violett, Braun, Schwarz und Grau als Zusatzfarben sowie 5 Helligkeitstöne von Weiß bis Schwarz. Der Prüfling hat nur anzugeben, welche der ihm vorgelegten Farben ihm am besten oder am wenigsten gefällt. Die theoretische Begründung ist etwas verworren und ganz auf subjektiv-dogmatische Behauptungen über den Sinn der Farben aufgebaut. Eine Kontrolluntersuchung liegt vom Herausgeber des Lüscher-Tests W. Furrer vor, der 65 Blindauswertungen von Farbwahlen psychiatrischer Patienten durchführte, von denen 57 oder 87,7% „mit dem klinischen Persönlichkeitsbild sowohl in den Hauptzügen wie auch in allen Einzelheiten völlig übereinstimmen“. In einer Untersuchung des Wiener Psychologischen Institutes verglich Olga Haring die Lüscher-Testungen mit P. I.-Testungen von 75 gesunden Personen, wobei sich in den Kategorien Extra-Introversion 36%, depressiv — nicht depressiv 24,6%, in allen anderen viel geringere Übereinstimmung ergab. Die Untersuchung der Farbverteilung bei 31 Gesunden zeigte, daß signifikante Bevorzugungen einzelner Farben und Grautöne auftraten. Dies bestätigte sich bei 43 Alkoholikern und je 10 Manikern und Schizophrenen, aber nicht bei 10 Epileptikern; es bestand jedoch zwischen Gesunden und Abnormen kein signifikanter Unterschied in der Farbenwahl. Die Stabilität bei einem Zeitintervall von nur einem Tag bei 20 gesunden Personen war mit durchschnittlich 31,2% äußerst gering; bei 75 Gesunden kam es nicht einmal nach einem Intervall von 20 Minuten zu einer einigermaßen verlässlichen Übereinstimmung zwischen der ersten und der zweiten Farbwahl — nur 68% der Wahlen waren gleich.

I. G. H. Bokslag hat in vergleichenden Untersuchungen an 100 Männern von 20—24, 100 von 30—34 und 100 von 40—50 Jahren gefunden, daß in der Wahl der 33 Farb-

nuancen für keine der Altersstufen ein signifikanter Unterschied zu finden war. Zwischen den 300 Männern und 100 Frauen im Alter von 20—50 Jahren ergaben sich für je vier Farbnuancen signifikante Unterschiede (Frauen bevorzugten Gelb, Schwarz sowie eine Blau- und Rotvariation, Männer zwei Rot- und je eine Grün- und Gelbvariation). Bokslag erwähnt in diesem Zusammenhang den Einfluß der Mode. Obwohl der Versuchsleiter beim Lüscher-Test sehr passiv ist, scheint er doch von Einfluß zu sein und Sympathie für eine Farbe „induzieren“ zu können: Bokslag fand statistisch signifikante Unterschiede zwischen Gruppen, die von verschiedenen Versuchsleitern getestet wurden.

Leider läßt sich auch über den zweiten, aus dem Lüscher-Test hervorgegangenen „Farbpyramiden-Test“ von M. Pfister und R. Heiss noch nichts Sicheres sagen. Aus quadratischen Papierblättchen in 21 Farbtönen und 3 Helligkeitsgraden muß der Prüfling eine „schöne“ und eine „häßliche“ Pyramide, deren Schema ihm vorgelegt wird, aufkleben. Ausgewertet wird nach der Häufigkeit, Reihenfolge und Anordnung der verwendeten Farben. Diagnostiziert wird aus diesen Merkmalen in erster Linie Affektivität und Stimmungslage, indirekt aber auch „Stärke“ der Intelligenz und der Triebveranlagung. Von den vorliegenden wenigen Kontrolluntersuchungen ist die umfassendste und kritischste von J. H. Bregelman; er fand an 90 Gesunden, 30 Neurotikern, 30 Depressiven und 21 Schizophrenen, daß die pathologischen Gruppen viel mehr Zeit für die Testdurchführung benötigten (97 Sekunden für eine Pyramide gegen 65,3) und daß eine gewisse Tendenz dieser Gruppen zur Wahl von Violett und Braun besteht. Ein sicherer Unterschied in der Farbwahl zwischen Normalen und Abnormalen bestand jedoch nicht.

Seither wurden einige weitere Kontrolluntersuchungen durchgeführt, bei denen sich im Testwiederholungs-Verfahren für die Stabilität des Farbpyramiden-Tests ziemlich niedere Werte (um 0,7) ergaben, die aber immerhin noch im Bereiche der Durchschnitts-Stabilität projektiver Tests liegen (Michel 1962). Die interessanteste Untersuchung über Zusammenhänge zwischen Farbwahl und Persönlichkeit wurde von Warner Schaeie in Amerika an 650 Jugendlichen aus den oberen Gymnasialklassen durchgeführt. Er wollte zunächst feststellen, ob überhaupt Beziehungen zwischen Farb-Bevorzungen und

Persönlichkeitsmerkmalen bestehen. Zu diesem Zweck ließ er alle Schüler von ihren Klassenlehrern nach den 42 bipolaren Verhaltensmerkmalen, die R. B. Cattell aus seinen Persönlichkeitsuntersuchungen als im Alltagsleben erkennbare Eigenschaften gewonnen hatte (z. B. rücksichtsvoll—rücksichtslos, ruhig—erregbar, gelassen—verwirrt, munter—ernst usw.), beurteilen; dann wurde jeder Schüler nach den Testanweisungen von Heiss-Hiltmann mit dem Farbpyramiden-Test untersucht. Die Gegenüberstellung der Farbwahlen und der von den Lehrern geschätzten Persönlichkeitsmerkmale ergab, daß bei den Knaben 38 und bei den Mädchen 39 der 42 Persönlichkeitsmerkmale mit den von Schaie berechneten Werten aus den Farbpyramiden-Testungen in signifikantem Zusammenhang standen (d. h., daß Personen mit gleichen Charaktermerkmalen auch in ihren Farbwahlen mit ziemlich großer Übereinstimmung gleiche Farben bevorzugten); allerdings waren diese Übereinstimmungen bei Knaben und Mädchen nicht gleichartig (z. B. korrelierte Rot bei den Knaben mit den Eigenschaftspaaren „verantwortlich—verantwortungslos“, „selbständig—abhängig“, bei Mädchen mit „redselig—schweigsam“, „unbeschwert—irritierbar“). Bei der Konfrontierung der getroffenen Farbwahlen mit den von Heiss vorgeschlagenen Deutungen der einzelnen Farben „konnten einige der Heiss'schen Hypothesen verifiziert werden, während andere entweder modifiziert oder abgelehnt werden mußten“ (Schaie S. 164). Bei einer Gegenüberstellung der Farbwahlen mit den von Cattell errechneten 15 Persönlichkeitsfaktoren ergaben sich nur ganz geringfügige und daher praktisch bedeutungslose Korrelationen (um 0,15). Trotz dieser für den Farbpyramiden-Test in seiner gegenwärtigen Form nur teilweise günstigen Ergebnisse sind die zwischen den Farbwahlen und den von den Lehrern abgegebenen Persönlichkeitsurteilen gefundenen Zusammenhänge beachtenswert; das Verfahren von Schaie könnte eine Möglichkeit bieten, zu empirischen Grundlagen für die Zusammenhänge zwischen Farb-Bevorzugung und Persönlichkeit zu gelangen.

Ein Mittelding zwischen einem projektiven und nichtprojektiven Test ist der Szondi-Test, der zur „Triebdiagnostik“ dienen soll. Er besteht aus 6 Serien von je 8 Photos von Personen, die in psychischer Hinsicht eindeutig charakterisiert sind (es sind z. B. Photos von Geisteskranken oder Verbrechern). Der Untersuchte hat aus jeder Serie die zwei

Personen auszusuchen, die ihm nach ihrem Aussehen am sympathischsten und am unsympathischsten sind, so daß nach der Prüfung 12 sympathische und 12 unsympathische Personenbilder (oder „Nullreaktionen“ — keines der Bilder wirkt sympathisch oder unsympathisch) vorliegen, von denen jedes den Vertreter einer der acht „Triebkrankheiten“ Szondi's (Homosexualität, Sadismus, Epilepsie, Hysterie, Schizophrenie usw.) darstellt. Szondi hat ein ziemlich kompliziertes tabellarisches und graphisches Auswertungsverfahren angegeben, das in „Triebformeln“ mündet. Auf die sehr gewagte genetische und psychiatrische Theorie, die Szondi aufgestellt hat, ist hier nicht einzugehen. Eine Kontrolle des Tests hat E. Prelinger in Wien durchgeführt, indem er die Bilder auf ihre Gleichwertigkeit untersuchte. Gleichwertigkeit der Bilder gehört — wie Szondi selbst betont — zu den unerläßlichen Voraussetzungen eines Bildertests; man versteht darunter die Forderung, daß keines der Bilder infolge irgendwelcher zufälliger, für den Test belangloser Merkmale (z. B. ästhetische Momente) bevorzugt oder benachteiligt wird. Diese Forderung ist natürlich sehr schwer zu erfüllen, und zwar um so schwerer, je mehr Bilder ein Test enthält. Prelinger hat gezeigt, daß von 71 psychisch normalen Personen in 13.104 Bildwahlen sieben Bilder des Szondi-Tests in mehr als 90% positiv bzw. negativ bewertet wurden, viele andere in mehr als 70%; die Bilder sind also keineswegs gleichwertig. Der Vergleich der Bewertungen mit dem statistisch erlaubten Schwankungsbereich veranlaßt Prelinger zu der Feststellung, daß nur ein sehr kleiner Teil der Szondi-Bilder die Gleichwertigkeitsforderung erfüllt und daß dieser Mangel „die Zuverlässigkeit des derzeitigen Bildmaterials des Szondi-Tests für die individuelle Triebdiagnostik als gering erscheinen“ läßt. Dazu kommt, daß der Test mit einer zweiten, unbewiesenen Voraussetzung belastet ist, nämlich mit der Annahme, daß Bilder von Personen, die in ihrem Leben gleiche Triebrichtungen aufwiesen wie der Prüfling, auf ihn durch ihren Gesichtsausdruck sympathisch, andere mit gegenteiligen Trieben unsympathisch wirken. Eine Kontrolle durch Vergleich mit klinischen Diagnosen wurde von O. H. Arnold und Th. Kohlmann in der Wiener Psychiatrischen Klinik an 250 Patienten durchgeführt, wobei sich die diagnostische Verlässlichkeit für das schizophrene Syndrom als sehr gering erwies (59,8% von 75 Schizophrenen wiesen keines der vier schizophrenen Zeichen auf, 33,8% nur eines von ihnen); das

sog. „Selbstmörder-Syndrom“ Szondis zeigte bei einem Vergleich von 26 Personen, die einen Selbstmordversuch gemacht hatten, mit Nicht-Selbstmördern keinen Unterschied, während das epileptische Syndrom Szondis immerhin bei 63,3% von 11 Epileptikern gefunden wurde, was bei der kleinen Zahl der Untersuchten aber nicht viel besagt. Die Unverlässlichkeit des Schizophrenie-Syndroms wurde von L. R a u h a l a in Finnland an Testresultaten von 100 Schizophrenen und 200 Gesunden bestätigt; die Schizophrenie-Zeichen des Szondi-Tests waren bei den Gesunden etwas häufiger als bei den Schizophrenen.

Ebenso negativ wie die europäischen Kontrollen des Szondi-Tests sind die zahlreichen Untersuchungen über die von Susan D e r i besorgte amerikanische Ausgabe dieses Tests ausgefallen. Irving A. F o s b e r g stellte nach der Untersuchung von 100 Gesunden und 100 Kranken mit dem Szondi-Test fest, daß sich keine Unterschiede zwischen Gesunden und Geisteskranken — mit Ausnahme einer paranoiden Gruppe — ergaben. Da Homosexualität und Epilepsie in den Szondi-Kategorien vertreten sind, untersuchte Henry P. D a v i d 100 Epileptiker und 100 Homosexuelle; nur 9 von den 28 diagnostischen Hinweisen, die für Epilepsie und Homosexualität charakteristisch sein sollen, ergaben Unterschiede zwischen den beiden Gruppen. Ebenso unbrauchbar erwies sich der Test zur Unterscheidung von „neurotisch“ und „gesund“: bei 20 gesunden und 20 neurotischen Studenten, die P. H. M u s s e n und S. R. K r a u s s mit dem Szondi-Test untersuchten, ergab sich nur bei einem der 16 Faktoren ein Unterschied. Es ist begreiflich, daß der Test nach solchen Kontrollergebnissen von den amerikanischen Untersuchern nicht empfohlen wird.

Ebenfalls ein Mittelding zwischen projektiven und nichtprojektiven Tests sind die zahlreichen Zeichentests, die in den letzten Jahrzehnten veröffentlicht wurden. Im deutschen Sprachgebiet am bekanntesten ist der W a r t e g g - Test, den B. der deutsche Psychologe E h r i g W a r t e g g 1939 veröffentlichte. Dem Prüfling wird ein Vordruck vorgelegt, der auf schwarzem Grund 8 weiße quadratische Felder von 4 cm Seitenlänge aufweist; jedes Quadrat enthält Anfangsgebilde einer Zeichnung. Der Prüfling hat diese Zeichnungen nach Belieben zu vervollständigen. Die Auswertung erfolgt nach einer von W a r t e g g angegebenen Vorschrift, wobei „Erlebnisbestimmtheit“ (die sich in der Fülle, Druckstärke, Linienführung usw. äußert), „Sachbestimmtheit“ (Flächengliederung, Gerichtetheit, Ge- 4.

schlossenheit usw.) und „Sinnebung“ (Dinglichkeit, Stilistik, 3. Abstraktion usw.) die wichtigsten Gesichtspunkte darstellen. In einer Auswertungstafel sind diese Kriterien, die nach Punkten abgeschätzt werden, übersichtlich angeordnet. Eine zweite Auswertung soll zur charakterologischen Deutung der festgestellten Merkmale führen. Der Wartegg-Test hat den großen Vorteil, daß er als Gruppentest verwendbar ist, also vielen Prüflingen gleichzeitig vorgelegt werden kann. Der Test wurde in Wien von Ingeborg Mader an 1655 jugendlichen Versuchspersonen überprüft; die sehr sorgfältige statistische Auswertung der Resultate zeigte, daß die Testergebnisse weitgehend von den entwicklungsbedingten Veränderungen des zeichnerischen Ausdrucksvermögens abhängen und daß die zeichnerische Begabung in den Resultaten stark zur Auswirkung kommt, so daß der Test zur Prüfung der zeichnerischen Fähigkeiten (z. B. bei der Eignungsuntersuchung für graphische Berufe) sehr gute Dienste leistet. Hingegen erscheint es wegen der obenerwähnten Abhängigkeit nach Mader „gewagt, das Testergebnis zur Persönlichkeitsdiagnose heranzuziehen und aus den Zeichnungen der untersuchten Altersgruppe irgendwelche Aufschlüsse über die charakterologische Eigenart erwarten zu wollen“. Diese Feststellung gilt nur für 14—15jährige; an Erwachsenen müßte eine ähnliche Kontrolle an genügend vielen Personen erst durchgeführt werden.

Es gibt noch eine ganze Reihe anderer Zeichentests; sie sind bisher auf ihre Verlässlichkeit in so geringem Ausmaß überprüft, daß auf sie nicht eingegangen zu werden braucht, zumal ihre Auswertung häufig nach Kriterien erfolgt, die der Phantasie des Deutenden gar zu großen Spielraum lassen.

Das Prinzip des Fortsetzens eines vorgegebenen Anfangs verwendet auch ein Test, der schon im Jahre 1833 in Deutschland von Th. Fritz zu dem Zweck, „am Knaben, Jüngling und Manne die zu Studien erforderlichen Eigenschaften zu erkennen“, vorgeschlagen wurde: das „Fortspinnen“ einer Geschichte. Diese Methode wurde von E. Wartegg und R. Bönsch genau hundert Jahre später in modernisierter Form mit drei Aufsatzanfängen neu entwickelt und nach drei Merkmalskategorien: objektiv-subjektiv, realistisch-phantastisch und statisch-dynamisch ausgewertet. Ein interessantes Auswertungsprinzip für längere schriftliche oder mündliche sprachliche Inhalte ist die Stilanalyse, von der bereits bei der Darstellung der Ausdruckserscheinungen die Rede war (s. S. 163).

Der Umstand, daß die Auswertung der Testergebnisse bei den Projektions-Tests in hohem Maße von dem Einfühlungsvermögen des Deuters abhängt, ist zweifellos ein Nachteil, der ihre allgemeine Verwendbarkeit sehr beeinträchtigt. Um diesem Mangel zu entgehen, haben sich viele Psychologen bemüht, „nicht-projektive“ Tests zu finden, die eine genaue statistische Auswertung ohne Deutung erlauben. Alle diese Tests benützen die Methode der offenen oder eingekleideten Selbstbeurteilung der untersuchten Person; entweder werden direkte Fragen gestellt, die sie zu beantworten hat (z. B. „Halten Sie sich streng an Grundsätze, die sie als richtig erkannt haben“),

1. oder es werden ihr vorgedruckte Eigenschaftslisten oder Feststellungen vorgelegt, die sie nach „stimmt“ oder „stimmt nicht“ zu ordnen hat (z. B. „Ich würde lieber Taxichauffeur als Volksschullehrer sein“). Beide Methoden wurden im Rahmen der Kretschmerschen Typologie schon 1927 verwendet; Robert Scholl benützte einen Fragebogen, Max Kibler Listen von zylothymen und schizothymen Eigenschaften (siehe Anhang). Leider sind die Scholl'schen Fragen, wie N. Newkowsky in Innsbruck in einer Kontrolluntersuchung zeigte, bis auf einige wenige nicht verlässlich (s. S. 54).

In den Vereinigten Staaten wurde ein gut ausgedachter Fragebogen mit 116 Fragen von R. S. Woodworth im ersten Weltkrieg für die Armee zur Aussonderung neurotischer Soldaten entwickelt (Psychoneurotic Inventory). Es folgte eine ganze Reihe solcher Fragebogen, die zuerst nur zwei Persönlichkeitsmerkmale (z. B. Extraversion-Introversion), dann vier und später acht Merkmalskategorien untersuchten (mehrdimensionale Tests). Der umfassendste Test dieser Art ist das „Minnesota Multiphasic Personality Inventory“ von J. C. McKinley und S. R. Hathaway (kurz MMPI genannt); er besteht aus 550 Feststellungen (z. B. „Es ist gut, immer die Wahrheit zu sagen“), die vom Prüfling in drei Gruppen, „Stimmt“, „Stimmt nicht“ und „Kann ich nicht sagen“, geordnet werden müssen. Zu diesem Zweck ist jede Feststellung auf eine Karte gedruckt, so daß der Prüfling drei Häufchen von Karten nach den oben angegebenen Stellungen bildet. Seit 1963 gibt es diesen Test auch in einer deutschen, von Otfried Spreen bearbeiteten und vom Psychologischen Institut der Universität Saarbrücken herausgegebenen Fassung (MMPI Saarbrücken). Dabei wurde versucht, die einzelnen Test-Formulierungen nicht nur in sprach-

licher Hinsicht den deutschen Verhältnissen anzupassen, sondern auch die kulturell andere Bewertung mancher im Test enthaltenen Feststellungen durch Änderung der Auswertungsanweisungen zu berücksichtigen; dies geschah auf Grund von 1365 Testungen in allen Teilen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz. Bewährungskontrollen liegen wegen der kurzen Zeit noch nicht vor.

In der Erkenntnis, daß es wegen der großen Verschiedenheiten des Bildungsgrades und der Lebenseinstellung unmöglich ist, amerikanische Tests ohne Änderung auf Europäer anzuwenden, haben Erich Mittenacker und Walter Tomason schon 1951 nach dem Vorbild des MMPI einen wesentlichen kürzeren Fragentest entwickelt; er ist mit Interessenfragen kombiniert, um auch die Berufsneigungen des Prüflings zu erfassen. Dieser „Persönlichkeits-Interessen-Test“ (kurz P.-I.-Test genannt) enthält nur 214 Fragen (120 Persönlichkeits- und 94 Interessenfragen), d. h. nicht direkte Fragen, sondern „Feststellungen“, von denen der Prüfling durch Einordnen in die Gruppen „Stimmt“, „Stimmt nicht“ oder „Weder-noch“ anzugeben hat, ob sie auf ihn zutreffen oder nicht. Die Feststellungen umfassen 9 Persönlichkeitskategorien: Selbstkritik (z. B.: Ich sage immer die Wahrheit), soziale Einstellung (z. B.: Alte Leute sind eine lästige Bürde), Extraversion-Introversion (z. B.: Es ist immer besser, den Menschen nicht zu trauen), neurotisch (z. B.: Ich habe fast immer Angst vor etwas oder vor jemand), manisch (z. B.: Mein Temperament geht leicht mit mir durch), depressiv (z. B.: Ich glaube, ich werde mich nie mehr richtig freuen können), schizoid (z. B.: Ich habe eine Phantasiewelt, über die ich mit anderen nicht rede), paranoid (z. B.: Es gibt Leute, die nichts anderes zu tun haben, als hinter meinem Rücken schlecht von mir zu reden), vegetativ labil (z. B.: Ich neige zu Ekel und Erbrechen); dazu kommen noch 9 Interessen-Kategorien (z. B. handwerklich, wissenschaftlich, Umgang mit Menschen, soziale Berufe, Verwaltung usw.). Der Prüfling bekommt den ganzen Stoß der 214 gut gemischten Karten, von denen jede eine Feststellung enthält, in die Hand und hat nun Karte für Karte, je nach seiner Stellungnahme, in die drei Gruppen „Stimmt“, „Stimmt nicht“ und „Weder-noch“ zu ordnen. Die Auswertung nach einem neuen, sehr praktischen Verfahren benötigt bei einem sehr geübten Prüfer nicht mehr als eine halbe Stunde. Der Test kann auch als Gruppentest verwendet werden, wobei die Fragen vorgelesen werden und

die Prüflinge ihre Stellungnahme durch Zeichen für „stimmt“ usw. aufschreiben müssen.

Erprobt wurde der P.-I.-Test zunächst an 650 Personen. Auf Grund der dabei erzielten statistisch verarbeiteten Erfahrungen wurden einzelne Fragengruppen weggelassen, andere in Einzelheiten revidiert, woraus sich die heutige Form des Tests ergab, die bisher an 514 Personen kontrolliert wurde. An 52 von diesen Personen wurde die Verlässlichkeit von H. Weinand in einer sehr mühsamen Untersuchung dadurch überprüft, daß der Test jeder dieser Personen 24 Stunden und 3 Monate nach der ersten Testung noch einmal, insgesamt also dreimal, vorgelegt wurde; es ergaben sich für alle Fragengruppen hohe, zum Teil sogar sehr hohe Verlässlichkeitskoeffizienten (im Mittel 0,8). Die Prüfung auf „Gleichwertigkeit“ der Fragen ergab, daß nur 5 von den 214 Fragen von mehr als 70% negativ beantwortet wurden (nur eine einzige davon in 80%). Die Untersuchung der Beziehungen zwischen den einzelnen Fragengruppen — z. B. der Fragen soziale Einstellung zu Introversion (es ergab sich eine schwache Beziehung: Introversion zu schlechter sozialer Einstellung) — führte zu sehr befriedigenden Resultaten.

Der P.-I.-Test erhebt „keinen Anspruch, Psychosen zu diagnostizieren“. In dieser Richtung hat man in Amerika mit dem prinzipiell gleich aufgebauten MMPI-Test keine guten Erfahrungen gemacht. Einige der Kategorien des P.-I.-Tests erwecken zwar den Anschein, als ob sie auf die Feststellung psychotischer Merkmale abzielten, wie z. B. die Kategorien manisch, depressiv, schizoid, paranoid, doch geben diese Kategorien nur die innerhalb eines breiten Normalbereiches liegenden Abweichungen der Testperson in der Richtung auf die entsprechenden klinischen Zustandsbilder an. Das entspricht auch den theoretischen Vorstellungen der modernen Psychiater, wie E. Kretschmer und anderer, die fließende Übergänge bestimmter Persönlichkeitsmerkmale vom Normalen ins Pathologische annehmen.

Die Kategorie „vegetativ labil — stabil“ des P.-I.-Tests wurde von F. Salzmänn an 67 Patienten einer psychotherapeutischen Station kontrolliert, von denen 52 nach der ärztlichen Untersuchung eindeutig als vegetativ labil, die übrigen als Neurotiker bezeichnet wurden. Die Kontrollgruppe bestand aus 50 völlig gesunden und vegetativ stabilen Turnern (Studenten des Leibesübungs-Instituts). Von den 50 Gesunden

wurden durchschnittlich nur 1,2 der 15 Feststellungen des Labilitätsskores im Sinne vegetativer Labilität beantwortet, von den 62 Patienten dagegen im Durchschnitt 7,7.

Bei sehr kritischer Einstellung zu den Persönlichkeitstests wird man abschließend folgendes mit gutem wissenschaftlichem Gewissen behaupten dürfen: Eine sorgfältig durchgeführte Testung mit dem P.-I.-Test, dem TAT und eventuell noch mit dem quantitativ ausgewerteten Rorschach-Test bietet in Verbindung mit einer genauen Lebenslaufanalyse und einer gründlichen Exploration die Möglichkeit, eine Persönlichkeitsdiagnose zu stellen, die bei leichten und mäßig schweren Fällen mittleren Wahrscheinlichkeitswert besitzt. Dabei ist aber eindringlich zu betonen, daß auch das Testen gelernt sein muß; eine gründliche psychologische Ausbildung, wie sie nur durch das Fachstudium erreicht werden kann, ist die unerläßliche Voraussetzung sowohl für das Testen selbst wie auch für die richtige Auswertung der Testresultate und für die Formulierung des Persönlichkeitsgutachtens. Auf die vielfältigen Fehlerquellen bei der Persönlichkeitsbeurteilung wird im Folgenden noch ausführlich eingegangen (S. 215 ff.).

Verhaltensbeobachtung und Exploration

Im Alltagsleben gilt neben dem persönlichen Eindruck, den ein Mensch hinterläßt, sein bisheriges Verhalten als sichere Grundlage für die Beurteilung seines Charakters; dabei wird gewöhnlich auch berücksichtigt, was er an Leistungen (z. B. in der Schule oder im Beruf) aufzuweisen hat. Die Wissenschaft hat sich besonders in Amerika bemüht, genaue Methoden der Verhaltensbeobachtung und Leistungsmessung auszubilden.

Die Verhaltensbeobachtung läßt sich in zwei Arten einteilen: Feststellung des bisherigen Verhaltens aus dem Lebenslauf und Beobachtung des gegenwärtigen Verhaltens. Für beide Methoden bestehen noch keine festen allgemeinen Regeln. Für die Feststellung des Lebenslaufes darf man sich nicht mit einer schriftlichen Selbstschilderung des bisherigen Lebens begnügen, sondern man muß trachten, in einer *Aussprache* (Exploration, „interview“) die entscheidenden Ereignisse und Erlebnisse (die in der schriftlichen Darstellung nicht selten verschwiegen werden) aufzufinden und möglichst viel über die bisherige familiäre, soziale und wirtschaftliche Situation des Beurteilten in Erfahrung zu bringen. Mit bloßem Abfragen nach einem Schema ist dabei nichts zu erreichen; das psychologische Geschick des Fragenden ist der entscheidende Faktor. Oberste Forderung bei jeder Exploration ist Takt, Rücksicht und Diskretion; nichts ist widerwärtiger als ein Psychologe, der sein Vergnügen daran findet, jemanden in der Exploration durch peinliche Fragen in Verlegenheit zu versetzen oder mit primitiven Tricks so weit zu bringen, daß er die Selbstkontrolle verliert. Von einer gut durchgeführten Exploration soll der Prüfling entspannt und erleichtert weggehen — mit dem Gefühl, selbst durch die Offenheit der Aussprache gewonnen zu haben.

Die Exploration über den Lebenslauf und über die allgemeine seelische Situation des Prüflings kann nur dann zu Ergebnissen führen, wenn es dem Begutachter gelingt, Kontakt und Vertrauen zu gewinnen. Dabei spielen vielerlei Faktoren eine Rolle, die psychologisch noch ganz ungeklärt sind: Erregung und Spannung des Prüflings, Sympathie und Antipathie usw. Der Begutachter muß die Widerstände, Hemmungen und Bedenken des Prüflings gegen eine offene Aussprache spüren und eine Atmosphäre schaffen, in der sich auch sehr persönliche Angelegenheiten frei besprechen lassen. Das Feingefühl, das

diese Situation erfordert, läßt sich durch noch so viel Gelehrsamkeit nicht ersetzen; nicht das Wissen entscheidet hier über den Erfolg, sondern das Einfühlungsvermögen und die Erfahrung im Umgang mit Menschen.

Die Beobachtung des Verhaltens wird in Europa nicht in dem Ausmaße methodisch und systematisch durchgeführt wie in Amerika, wo man — besonders in der Kinderpsychologie — jede kleinste Bewegung in einer bestimmten Situation genauestens registriert und dann zu einem Verhaltensprofil verarbeitet. Über die Schwierigkeiten einer sorgfältigen Verhaltensbeobachtung und -beschreibung bestehen ganz falsche Meinungen; sie werden sehr unterschätzt. Frau Dorothy Swaine Thomas hat in Beobachtungsversuchen gezeigt, daß das Verhalten eines Kindes, das in einer bestimmten Situation von mehreren Psychologen beobachtet wurde, von diesen ganz verschieden beschrieben wurde (ungefähr 80% Nichtübereinstimmung). Um den Psychologen zu einem „vollkommenen registrierenden Instrument“ zu machen, mußte eine eigene „Beschreibungstechnik“ entwickelt werden, die in allgemeiner Form das Gemeinsame gleichartiger Verhaltensweisen zusammenzufassen erlaubt (z. B. mit Begriffen wie: Kontakt mit Gegenständen, Kontakt mit Personen, körperliche Aktivität ohne Kontakt, Lachen, Weinen, Sprechen usw.). Ruth Arrington hat solche Beobachtungskategorien ausgebildet, die auf zwei Beobachter aufgeteilt wurden, welche dasselbe Kind gleichzeitig zu beobachten, aber nur die ihnen zugeteilten Verhaltensweisen zu registrieren hatten (z. B. der eine nur Lachen, Sprechen, Weinen, der andere die motorische Aktivität). Es hatte sich nämlich gezeigt, daß ein Beobachter allein nicht imstande ist, das Verhalten eines Kindes genügend genau zu beobachten und zu protokollieren. Beobachtet wurde 5 Minuten lang, und diese Zeit wurde in Teilzeiten von 5 Sekunden aufgeteilt; diese Aufteilung ist im Beobachtungsformular bereits vorgesehen, so daß jeder der zwei Beobachter nur in die 5-Sekunden-Spalten seine Feststellung in Abkürzungen einzutragen braucht. Aus den Ergebnissen läßt sich ein Verhaltensprofil (behavior-pattern) aufstellen, das in kurvenmäßiger Darstellung vergleichbare quantitative Resultate liefert.

In der Methodik genauer Beobachtung und Beschreibung haben die amerikanischen Psychologen zweifellos Fortschritte erzielt. Allerdings wurden dabei auch Nachteile in Kauf genommen: bedeutungslose Einzelhandlungen werden in genau gleicher

Weise registriert wie bedeutungsvolle. Der Sinngehalt des Verhaltens wird dabei oft nicht erkannt; aber Sinnzusammenhänge interessieren den extremen Verhaltens-„Psychologen“ ebensowenig wie die Triebe und Willenserlebnisse, die das Verhalten auslösen und steuern. Für den radikalen Verhaltensforscher ist der Psychologe nur ein „registrierendes Instrument“; und den beobachteten Menschen betrachtet er nur als einen reagierenden Apparat, dessen Verhalten er registriert. Diese dürftige Verhaltenslehre („strenger Behaviorismus“) verdient nicht den Namen „Psychologie“; alles Menschliche geht dabei verloren, weil das Psychische von Anfang an ausgeschaltet wird.

Die Verhaltensbeobachtung, wie man sie in Europa, z. B. in den heilpädagogischen Anstalten, seit langer Zeit durchführt, ist von ganz anderer Art. Hier wird das Kind, das beurteilt werden soll, auf einige Wochen in die Anstalt aufgenommen und dort von den Erziehern und vom Pflegepersonal in den Alltagssituationen, im Kontakt mit anderen Kindern, bei Spiel und Sport usw. beobachtet. Die Ergebnisse werden schriftlich festgehalten und in gemeinsamen Besprechungen aller Beobachter verglichen und zu einem Persönlichkeitsbild zu vereinigen versucht. Dabei ist man bemüht — im Gegensatz zu der amerikanischen Einstellung — aus dem beobachteten Verhalten Schlüsse auf die psychischen Ursachen des Verhaltens zu ziehen und auf diese Weise zu einer Persönlichkeitsdiagnose zu gelangen, d. h. die Trieb- und Gefühlsanlagen des Kindes abzuschätzen, daraus das für seine Entwicklung günstigste Erziehungsmilieu zu erschließen und die Lebensbereiche festzustellen, in denen bei geringster Gefährdung die besten Zukunftsmöglichkeiten zu erwarten sind. Alles dies spielt sich — von Anstalten mit besonderer Einstellung (z. B. individual-psychologischen oder psychoanalytischen) abgesehen — im allgemeinen ziemlich unsystematisch ab; die Erfahrung der Beobachter führt meist dazu, daß sie im Laufe ihrer Tätigkeit scharf charakterisierte Persönlichkeiten kennenlernen, an denen sie sich einteilungsmäßig orientieren, ohne in ein typologisches Schema zu verfallen: „der neue Lehrling ist so wie der Dachdeckergeselle, der vor drei Jahren hier war, nur intelligenter und beherrscher, aber ebenso triebhaft und gefühlslabil“ — solche Beschreibungen sind den Mitarbeitern einer Anstalt sofort verständlich und erleichtern die Charakterdiagnose. Es ist klar, daß eine Systematisierung der Beobachtung und Beschreibung von sehr großem Vorteil wäre, aber nur, wenn man dabei die Mög-

lichkeit offen läßt, neben den festgelegten wissenschaftlichen Begriffen immer noch die Ausdrücke der Alltagssprache zu gebrauchen, und überhaupt jede Einengung auf das begrifflich scharf Faßbare vermeidet; es lassen sich nicht alle psychischen Kräfte und Merkmale mit wissenschaftlich einwandfreien Begriffen erfassen. Von einer Verbindung der amerikanischen Systematik im Beobachten und Beschreiben mit dem europäischen Bestreben, aus den Beobachtungen die Struktur der psychischen Anlagen zu erschließen, ließe sich sehr viel erwarten.

† Fehlerquellen bei der Persönlichkeitsbeurteilung

Wenn die Frage gestellt wird, was sich gegenwärtig mit Sicherheit über den diagnostischen Wert der Persönlichkeits-Tests sagen lasse, erhält man sehr widersprechende Antworten; fast alle Grade des Optimismus und Skeptizismus sind dabei vertreten. Viele Autoren geben keine klare Antwort, sondern erklären mehr oder weniger deutlich, ein endgültiges Urteil sei noch nicht möglich. Wann wird es endlich möglich sein? Es liegen schließlich einige Tausend Untersuchungen über Persönlichkeits-Tests vor; aus letzter Zeit auch ziemlich viel gute und kritische Zusammenfassungen. Man müßte daher schon heute wenigstens sagen können, worin die Problematik der Persönlichkeits-Tests liegt — genauer formuliert, welche unkorrigierbaren Mängel ihnen anhaften. Versucht man, unter Anlegung strenger Maßstäbe (d. h. solcher, wie sie bei der Beurteilung von Methoden der allgemeinen Psychologie üblich sind), die bisher erkannten und nicht beseitigbaren Fehlerquellen zusammenfassend darzustellen, so ergeben sich folgende Feststellungen:

1. Kein Persönlichkeits-Test erfaßt alle Persönlichkeitsmerkmale. Dies ergibt sich schon aus der Tatsache, daß die Persönlichkeitsfaktoren, die von verschiedenen Autoren mit verschiedenen Test-Grundlagen gefunden wurden, voneinander sehr stark divergieren (siehe S. 263 f.); ferner aus der Tatsache, daß in den Auswertungsanweisungen für die einzelnen Tests viele Persönlichkeitszüge fehlen, von denen aus der Alltagserfahrung nicht nur bekannt ist, daß sie existieren, sondern auch, daß sie für das Verhalten der Menschen von größter

Bedeutung sind (z. B. Vitalität, Spannkraft, Selbstdisziplin, Taktgefühl, Hilfsbereitschaft — um nur einige zu nennen).

2. Die Aufbaustrukturen der menschlichen Persönlichkeit variieren zwischen den Extremen „sehr primitiv“ und „sehr kompliziert“. Diese aus der Alltagserfahrung unbestreitbare Tatsache macht es wahrscheinlich, daß mit den gegenwärtigen, nach den Testauswertungsverfahren auf relativ einfache Strukturen abgestellten Tests Persönlichkeiten mittlerer Kompliziertheit kaum noch ausreichend genau erfaßt werden können.

3. Jede Persönlichkeitsdiagnose ist — wissenschaftlich betrachtet — eine Hypothese des Diagnostikers über den Beurteilten auf Grund der Testresultate. Diese Resultate — Rorschach-Deutungen, TAT-Geschichten, Farb-Pyramiden usw. — lassen sich nur durch Interpretation und Deutung zu einer Hypothese, d. h. zu einem einigermaßen widerspruchsfreien Gutachten über die untersuchte Persönlichkeit vereinigen; dazu müssen bestimmte Annahmen gemacht und die vorliegenden Ergebnisse unter bestimmten Gesichtspunkten geordnet und zueinander in Beziehung gebracht werden. Solche Annahmen und Gesichtspunkte kann der Diagnostiker aber nur aus seiner eigenen Theorie über die menschliche Persönlichkeit gewinnen, weil es eine empirisch gesicherte, allgemein anerkannte Persönlichkeitstheorie noch nicht gibt. Auf diese Weise werden die Diagnosen subjektiv. Hans Hörmann hat auf diesen Punkt — neben anderen Bedenken — besonders hingewiesen („wie wenig wissen wir über den Vorgang, der im Psychologen abläuft, wenn er die einzelnen Testbefunde seines Probanden zu einem Gutachten integriert“ — Hörmann 1964).

4. Schließlich hat Karl Heinz Wewetzer noch auf eine bisher wenig beachtete Fehlermöglichkeit aufmerksam gemacht, die in der Persönlichkeit des Beurteilten ihre Grundlage hat: es könnte sein — und es ist wahrscheinlich so —, daß manche Persönlichkeiten von bestimmten Testarten mehr angeregt werden als von anderen, so daß z. B. die Zykllothymen mit ihren reichen und schnellen Assoziationen auf den Rorschach- oder TAT-Test stärker und bereitwilliger reagieren als die Schizothymen („variable Test-Empfindlichkeit“).

Man könnte glauben, daß alle diese Schwierigkeiten in erster Linie bei projektiven Tests bestehen und nur in geringem Grade bei den nicht-projektiven Fragebogen. Aber auch Fragebogen erfassen nicht alle relevanten Persönlichkeitszüge; dazu kommt, daß die Fragentests neue, bei den projektiven in

geringerem Grade bestehende Fehlerquellen aufweisen, die Erich Mittenecker zusammengestellt hat: Sorglosigkeit bei der Beantwortung der Fragen, bewußte oder nicht bewußte Tendenzen zur Verfälschung der Testresultate in die gewünschte Richtung, Tendenzen zur Bevorzugung bestimmter Antwortarten (z. B. eher mit „ja“ als mit „nein“ zu antworten oder die erste Alternative zu wählen).

Unter diesen Umständen ist es wirklich schwierig, in allgemeiner Form ein klares Urteil über den Verlässlichkeitswert der Persönlichkeits-Tests abzugeben. Vielleicht trifft man das Wesentliche, wenn man behauptet: mit Persönlichkeits-Tests lassen sich bei kritischer Auswertung Hinweise auf einige besonders stark ausgeprägte Persönlichkeitszüge gewinnen, wobei der Verlässlichkeitsgrad von der Einstellung des Untersuchten zur Testung und von der Komplexität der Persönlichkeitsstruktur abhängt. Die Verarbeitung dieser Hinweise zu einem Gutachten ist nur auf Grund einer gründlichen Lebenslaufanalyse und einer vorsichtigen Verwertung des persönlichen Eindruckes aus dem Verhalten des Beurteilten möglich.

Diese zurückhaltende Stellungnahme soll den praktischen Diagnostiker nicht entmutigen; sie soll ihn aber davor warnen, sich durch Drängen seiner Auftraggeber überfordern zu lassen. Für viele Zwecke der psychologischen Praxis genügen Auskünfte über Intelligenzgrad, Sonderbegabungen und einige allgemeine Merkmale, wie sozialer Kontakt, Erregbarkeit, Grundstimmung, Ausdauer, Führungsqualitäten usw. Wenn mehr gefordert wird — Angaben über Ehrlichkeit, Selbstbeherrschung, Triebstärke, Konflikttendenzen usw. —, ist größte Zurückhaltung geboten. Psychologen sind wie alle Menschen von ihren subjektiven Überzeugungen, Gesinnungen und Einstellungen abhängig, sobald sie Deutungen auf Grund dürftiger Informationen durchführen sollen. Die Deutungsmöglichkeiten jedes Diagnostikers sind, von welchen Gesichtspunkten er auch ausgeht, niemals allumfassend, sondern immer mehr oder weniger beschränkt. Daher hat jeder Diagnostiker auch nur ein begrenztes Repertoire von Kombinationsvarianten zur Verfügung, mit welchem er das Auslangen finden muß; man kann bei erfahrenen Praktikern immer wieder feststellen, daß sich bei ihnen schließlich ein ziemlich kleines Vorratslager

von Persönlichkeitsstrukturen herausbildet, das oft sehr stark einer Typenbildung ähnelt. Bei manchen Diagnostikern gewinnt man den Eindruck, daß sie bewußt mit einem aus ihrer Erfahrung entwickelten Typen-Arsenal arbeiten, in dessen Rahmen sie auf Grund der Testhinweise individuelle Modifikationen durchführen. Schließlich spielt — obwohl dies in Fachkreisen nicht immer zugegeben wird — die Qualität des Diagnostikers zweifelsohne eine große Rolle; vor allem sein Intelligenzgrad, aber auch eine Reihe anderer schwer bestimmbarer „Fähigkeiten“, wie Aufgeschlossenheit und Einfühlungsvermögen.

Abschließend sei noch auf einige Fehlerquellen bei der Charakterbeurteilung hingewiesen, denen wir alle immer wieder unterliegen. Wie in unserer gesamten Einstellung zur Außenwelt sind wir auch bei der Beurteilung anderer Menschen geneigt, es uns möglichst leicht zu machen; dies erreichen wir, indem wir aus wenigen Daten allgemeine Schlußfolgerungen ziehen. Hat man z. B. an einem Menschen, der sympathisch wirkt, einige gute Eigenschaften aus seinem Verhalten festgestellt, so besteht die Tendenz, ihm auch noch andere gute Charakterzüge zuzuschreiben, die man nie an ihm beobachten konnte. Der Amerikaner Edward Lee Thorndike hat diese Tendenz zur Verallgemeinerung eines aus wenigen Eindrücken gewonnenen Urteils auf die ganze Persönlichkeit schon im Jahre 1920 beschrieben und als „Haló-Effekt“ bezeichnet. „Haló“ ist ein Begriff aus der Meteorologie; man versteht darunter den durch Lichtbrechung entstehenden „Hof“ um die Sonne, der unter bestimmten Wetterverhältnissen auftritt. Der Haló-Effekt wirkt besonders stark auf der Grundlage von Sympathie und Antipathie; jemandem, den man liebt, schreibt man nur edle, jemandem, den man haßt, nur üble Eigenschaften zu (und wenn der Gehaßte etwas unbestreitbar Gutes tut, nimmt man immer noch an, daß ihn schlechte Motive dazu bewogen haben — er tat es nur, um guten Eindruck zu machen).

Eine andere aus der Persönlichkeit des Beurteilers stammende Fehlerquelle bei der Feststellung von Charaktermerkmalen besteht in der Tendenz, klare Entscheidungen zu vermeiden und daher für alle angeführten Eigenschaften nur mittlere Stärkegrade anzugeben, so daß der Beurteilte als ein sehr farbloses Durchschnittswesen erscheint. Neben dieser „Tendenz zum Durchschnitt“ gibt es noch die

„Tendenz zur Großzügigkeit“ — die Neigung, zu günstige Beurteilungen abzugeben, um niemandem zu schaden oder weh zu tun. Man hat versucht, solchen subjektiven Tendenzen durch vorgedruckte Beurteilungsskalen, in denen der Grad, in welchem man eine Eigenschaft dem Beurteilten zuschreibt, in Zahlen oder durch Markierung auf einem Strich zwischen zwei Polen angegeben werden muß, entgegenzuwirken. Diese Skalen lassen sich in solcher Weise aufbauen, daß dadurch Auswirkungen der Mittelwerts-Tendenz oder der Neigung zur Großzügigkeit erschwert werden. Es ist schwer zu beurteilen, ob dies wirklich gelungen ist.

Im Alltagsleben unterliegen wir alle ständig den Wirkungen, die sich aus unserer „Einstellung“ zu den Mitmenschen ergeben. Die Stärke dieses Einflusses bei der Beurteilung von Schulleistungen hat Viktoria Brandner mit einer originellen, sehr einfachen Methode in einer Untersuchung des Wiener Psychologischen Institutes nachgewiesen. In einer Schulklasse wurde von allen Schülern ein Gedicht („Blättlein Naseweis“ von Georges Cabanis) auswendig gelernt; ohne Wissen der Mitschüler erhielten dann der beste und der schlechteste Schüler der Klasse je einen Text dieses Gedichtes, der 15 verschiedene, aber gleich schwere Fehler enthielt. In der nächsten Unterrichtsstunde mußten sie diesen Text — hinter einer hochgehaltenen Decke stehend, damit die Schüler nicht sahen, daß sie lasen anstatt frei aufzusagen — vortragen; die Schüler hatten den Auftrag, genau auf Fehler zu achten und sie zu zählen. Obwohl beide Vortragenden genau gleich viele Fehler machten, wurden bei demjenigen, der als der Beste allgemein bekannt war, im Durchschnitt nur 9,22 Fehler gefunden, bei demjenigen, den alle als den schlechtesten Schüler kannten, hingegen 14,24. Zur Kontrolle mußten die beiden Schüler das Gedicht mit den Fehlern auch noch in einer Klasse vortragen, in welcher sie nicht bekannt waren (diese Klasse hatte natürlich das Gedicht ebenfalls auswendig gelernt); es ergaben sich beträchtlich geringere Differenzen in der Zahl der gefundenen Fehler (10,35:11,18; Brandner 1960). Der Ruf, in welchem ein Schüler steht, spielt also für die Beurteilung seiner Leistung eine sehr große Rolle, weil er eine „Erwartungseinstellung“ schafft (sicher nicht nur bei den Mitschülern, sondern auch bei den Lehrern).

Eine zweite, außerordentlich wirksame Fehlerquelle bei der Charakterbeurteilung des Alltags sind die sog. „Stereo-

typen“. Man versteht darunter Merkmalskomplexe, die angeblich einer bestimmten Menschengruppe zukommen und daher von jedem Angehörigen dieser Gruppe erwartet werden. Solche Stereotype beherrschen das charakterologische Urteil des Alltags in sehr hohem Maße; man erspart sich durch sie das Bilden einer eigenen Meinung, sie wirken daher vereinfachend und erleichternd, sehr oft aber auch irreführend und verfälschend. Es gibt Hunderte von Beispielen: die Künstler sind leichtlebig, die Schotten sind geizig, die Professoren zerstreut usw. Der Unterschied zwischen einem Stereotyp und einem „Typus“ im wissenschaftlichen Sinne besteht darin, daß beim letzteren das Vorhandensein bestimmter charakteristischer Gruppenmerkmale nachgewiesen sein muß, während es beim Stereotyp auf Grund allgemeiner Lebenserfahrung oder auch nur auf Grund eines Volksglaubens bloß angenommen wird; ein Stereotyp ist daher meist nichts anderes als ein Vorurteil, im besten Fall eine auf einigen wenigen Einzelbeobachtungen aufgebaute Hypothese.

Wie weitgehend Stereotype als Erwartungen bestimmter Charaktereigenschaften unser Denken beeinflussen, wurde in verschiedenen Untersuchungen nachgewiesen, von denen zwei Beispiele kurz dargestellt werden sollen. F. Merz hat von 71 jungen Männern aus einer Liste von 40 Eigenschaftsbezeichnungen (umgänglich, verantwortungsbewußt, ehrgeizig, oberflächlich, mißtrauisch, geizig usw.) in einer siebenstufigen Skala jene Eigenschaften anführen lassen, die der „beste Freund“, der „unangenehmste Mensch, den ich kenne“, der „Vorgesetzte, der mir die meiste Hochachtung abnötigt“ u. ä. besitzen. Es hatte also jeder von den jungen Männern seinen besten Freund, seinen meistgeachteten Vorgesetzten usw. an Hand der Eigenschaftsliste zu beurteilen — es wurden daher 71 verschiedene „beste Freunde“, „unangenehmste Menschen“, „hochgeachtete Vorgesetzte“ beurteilt. Es zeigte sich, daß die für jeden von ihnen ausgewählten Eigenschaften weitgehend übereinstimmten: der „gute Freund“ ist eben „umgänglich, anhänglich, hilfsbereit“, und er ist nicht „jähzornig, mißtrauisch, aggressiv, herrschsüchtig, unduldsam und geizig“, wohl aber finden sich diese Eigenschaften bei „unangenehmsten Menschen“; der „beliebte Vorgesetzte“ ist natürlich „verlässlich, gerecht, verantwortungsbewußt, beherrscht“ usw. So werden bestimmten Personen, die zu einer „Rolle“ im Leben

anderer Menschen gekommen sind, die dieser Rolle entsprechenden Charaktermerkmale zugeschrieben, obwohl sicher nicht alle, meist nur einige wenige tatsächlich beobachtet wurden.

Zu manchen „Rollenträgern“ gehören nicht nur bestimmte Charakterzüge, sondern auch ein bestimmtes Aussehen. Der Amerikaner S. A. Rice hat schon im Jahre 1926 einen Versuch durchgeführt, bei dem Fotos von unbekanntem Personen bestimmten Stereotypen (Generaldirektor, Gewerkschaftsboß, Sowjetbotschafter, Alkoholschmuggler usw.) zugeordnet werden mußten; es ergab sich eine sehr weitgehende Übereinstimmung der Zuordnungen.

Besonders groß ist der Einfluß von stereotypen Erwartungen bei der charakterologischen Beurteilung der Eigenart einzelner Völker. Der Italiener ist feurig, der Deutsche tüchtig, der Wiener leichtlebig, der Schweizer sparsam usw. — fast für jedes Volk gibt es ein Charakterbild, das meist unbedenklich und kritiklos auf jeden Angehörigen dieses Volkes übertragen wird. Peter Hofstätter hat darüber einige aufschlußreiche Untersuchungen durchgeführt, deren Ergebnisse er in Korrelationen und in „Polaritätsprofilen“ zusammenfaßte. Die Methode des Polaritätsprofils — vom Amerikaner C. E. Osgood entwickelt — besteht in folgendem Verfahren: es werden Gegensatz-Paare von Eigenschaften (z. B. „schwachstark“, „sanft-wild“, „feige-mutig“ usw.) gebildet und dann viele Menschen darüber befragt, in welchem Grade nach ihrer Meinung die beiden Eigenschaften auf einen Menschen oder ein Volk zutreffen; dieser Grad ist auf einem zwischen den beiden Worten gezogenen Strich in einer siebenstufigen Skala einzutragen. So kann man z. B. für das Gegensatzpaar „liberal-konservativ“ für das Volk, dem man angehört, den Skalenpunkt „2“ angeben; dies bedeutet, daß man das eigene Volk für ziemlich liberal hält (Skalenpunkt „6“ würde das Gegenteil bedeuten, weil er nahe bei „konservativ“ steht). Hofstätter verwendete für seine Befragung 24 Gegensätze („Polaritäten“), unter denen sich auch Eigenschaften befanden, die sich „nur in einem metaphorischen Sinn“ auf ein Volk anwenden lassen (z. B. „leer — voll“, „feucht — trocken“ usw.). Befragt wurden Deutsche, Österreicher (nur Wiener) und Deutsch-Schweizer (alle im eigenen Lande). Jeder befragte Deutsche hatte durch die Skalierung von 1 bis 7 zunächst anzuführen, in welchem Maße nach seiner Meinung

Polaritätsprofile nationaler Stereotype nach Hofstätter

Polartät	Deutsche beurteilen Deutsche	Deutsche beurteilen Schweizer	Deutsche glauben sich von Schweizern beurteilt	Schweizer beurteilen Schweizer	Schweizer beurteilen Deutsche	Schweizer glauben sich von Deutschen beurteilt	Österreich beurteilen Österreicher	Polartät
1. Hooh	3,1	2,4	3,5	3,4	2,9	5,3	3,5	Tief
2. Schwach	6,9	5,2	5,1	5,4	5,0	4,3	4,4	Stark
3. Rauh	3,4	3,4	3,6	2,0	3,6	1,8	5,0	Glatt
4. Aktiv	2,0	3,7	2,5	2,4	1,8	3,3	4,0	Passiv
5. Leer	5,6	5,1	4,6	5,2	3,9	4,2	5,0	Voll
6. Klein	5,9	4,7	4,8	4,6	5,2	2,1	4,0	Groß
7. Kalt	5,2	5,4	4,0	4,2	2,7	3,5	6,1	Warm
8. Klar	2,3	3,1	2,9	3,0	3,2	4,0	3,9	Verschommen
9. Jung	3,6	4,1	4,3	4,3	3,4	5,1	4,6	Alt
10. Sanft	4,2	4,0	4,6	4,7	5,3	5,0	3,0	Wild
11. Krank	5,4	6,5	4,8	5,2	4,1	4,9	4,8	Gesund
12. Bockig	3,8	4,0	3,7	2,0	2,4	2,0	5,7	Rund
13. Gespannt	3,1	5,2	3,9	2,0	2,2	2,5	5,1	Gelbst
14. Traurig	4,3	5,7	4,8	3,3	3,5	2,9	5,5	Froh
15. Leise	5,3	5,3	4,8	4,7	6,5	4,6	4,8	Laut
16. Feucht	3,4	4,6	4,5	5,5	4,3	5,7	3,6	Trocken
17. Schön	2,8	3,5	3,1	4,3	4,1	5,0	2,7	Häßlich
18. Frisch	2,5	3,2	3,0	3,3	3,3	4,4	2,9	Abgestanden
19. Feig	6,3	5,7	5,9	5,5	4,4	5,1	4,7	Mutig
20. Nahe	2,4	3,1	2,7	4,3	4,9	4,5	3,5	Entfernt
21. Veranderlich	4,9	5,3	3,4	5,9	3,0	6,0	3,3	Stetig
22. Liberal	4,0	5,0	2,9	4,5	4,6	5,6	4,2	Konservativ
23. Seicht	5,4	5,0	4,5	5,2	4,1	4,7	3,9	Tief
24. Gut	2,6	2,3	3,1	2,8	4,0	3,5	2,5	Schlecht

Die Zahlen geben die bei den Erhebungen erhaltenen Durchschnittswerte der Einstufungen auf der siebenstufigen Skala (von links nach rechts: 1 bedeutet dabei den höchsten Grad der linken, 7 der rechten Polartät).

die eine der beiden gegensätzlichen Eigenschaften auf die Deutschen, also sein eigenes Volk, zutrifft („Deutsche sehen Deutsche“ — „Autostereotyp“); dann war von den Deutschen anzugeben, an welcher Stelle der Skala nach ihrer Meinung die deutschsprachigen Schweizer stehen („Deutsche sehen Schweizer“ — „Heterostereotyp“) und schließlich, wie nach ihrer Meinung die Schweizer die Deutschen skalieren würden („Deutsche glauben sich von Schweizern gesehen“ — „vermutetes Heterostereotyp“). In gleicher Weise wurden deutschsprachige Schweizer befragt; die Österreicher nur über sich selbst. Die Ziffern in Tabelle 1 geben die Durchschnitte der Skalierungen an.

Ursprung und Entwicklung der Persönlichkeit

Charakter und Vererbung

Die Untersuchung des Problems, ob der Charakter des Menschen durch die vererbten Anlagen oder durch die Umwelt bestimmt werde, ist wegen ihrer folgenschweren Konsequenzen in sehr hohem Maße durch weltanschauliche und politische Einflüsse erschwert worden. In manchen Ländern wurde die Auffassung propagiert, daß die Umwelt der einzige bestimmende Faktor sei — aus jedem Menschen könne alles Beliebige werden; in anderen Staaten wurde die Erbanlage als das allein Entscheidende hingestellt. Dazu kommt, daß jede der beiden Behauptungen in vielen Menschen auch psychische Widerstände auslöst; es sträubt sich etwas in uns, wenn unsere Persönlichkeit als das naturgesetzliche Resultat unserer Erbanlagen betrachtet wird, es ist aber auch wenig befriedigend, sich selbst lediglich als das Produkt der Umwelt, in die man hineingeboren wurde, aufzufassen. Der Mensch will etwas sein, für dessen Entstehung er selbst und nicht nur seine Ahnen oder seine Umgebung verantwortlich ist.

Bei einer so schwierigen, von vorgefaßten Meinungen und weltanschaulichen Einstellungen sehr stark beeinflussten Fragestellung gibt es nur einen einzigen Weg, um zu einer klaren und richtigen Antwort zu kommen: man muß die einschlägigen Tatsachen feststellen und versuchen, aus ihnen

ohne Rücksicht auf ihre weltanschaulichen Konsequenzen zu einer allgemeinen Hypothese zu gelangen. Es soll daher im folgenden zunächst über die wichtigsten gegenwärtig vorliegenden Untersuchungen über die Vererbung psychischer Eigenschaften berichtet werden. Die Forschung hat dabei alle verfügbaren Methoden benützt: Familienuntersuchungen, Zwillingsforschung, statistische Erhebungen über die Eigenschaften von Großeltern, Eltern und Kindern und Tierversuche.

Die biographische Forschung hat die Nachkommenschaft von Männern untersucht, die sich durch besondere Kulturleistungen auszeichneten; dabei zeigte sich, daß in einzelnen Familien eine auffallende Häufung von Personen mit derselben Begabung feststellbar ist. Den klassischen Fall in dieser Hinsicht stellt die Familie Johann Sebastian Bachs dar: in ihr finden sich in 5 Generationen nicht weniger als 13 produktive Musiker. Ein zweites Beispiel für die Begabungsvererbung ist die Familie Bernoulli, die in 3 Generationen mit 18 männlichen Verwandten 8 sehr bedeutende Mathematiker hervorgebracht hat, ein drittes die Familie Tischbein, die in ebenfalls 3 Generationen unter 29 männlichen Familienmitgliedern 20 Maler und 6 Techniker oder Kunsthandwerker aufzuweisen hat.

Statistische Ergebnisse

Der Engländer F. Galton hat schon 1869 eine statistische Untersuchung über die Verteilung von hoher Begabung in der Durchschnittsbevölkerung und im Familienkreise Hochbegabter durchgeführt. Er untersuchte die Ahnen, Geschwister und Nachkommen von 415 berühmten Gelehrten, Künstlern, Heerführern, Juristen usw. und stellte fest, wie viele bedeutende Männer sich in ihrer Verwandtschaft finden. Er wählte dazu ein unübersichtliches Darstellungsverfahren, indem er die Ergebnisse auf 100 berühmt gewordene Ausgangspersonen umrechnete; er fand, daß von 100 berühmten Engländern in 31 Fällen auch die Väter hochbegabt waren, in 48 Fällen die Söhne, in 14 Fällen die Enkel, in 41 Fällen auch die Brüder. Zum Vergleich nahm er an, daß sich unter 4000 Personen im Durchschnitt 1 Hochbegabter findet; die Häufung von Hochbegabten im Familienkreis der Berühmten überschreitet somit weit die Durchschnittsverteilung. Viel genauer ging Adele

J u d a bei ihren Untersuchungen an 294 Genialen (181 Wissenschaftler, 113 Künstler) vor. Unter den 294 Vätern dieser Männer waren 92 (31%) durch ungewöhnliche Begabung bekanntgeworden, von den 798 Kindern 190 (24%), von den 901 Geschwistern 153 (17%) — Prozentzahlen, die die Häufigkeit von Hochbegabungen in der Durchschnittsbevölkerung weit übersteigen (Juda 1940).

Es steht also außer Zweifel, daß überdurchschnittliche Begabung vererbt wird. Genau dasselbe gilt vom Gegenteil: für die Begabung unter dem Durchschnitt. Hierüber gibt es viele Untersuchungen; am bekanntesten ist die Erforschung einer Familie durch den Amerikaner Goddard geworden. Er gab dieser Familie den Decknamen Kallikak (vom Griechischen kalos-gut, kakos-schlecht), weil sich an ihr eine gute und eine schlechte Erblinie deutlich unterscheiden läßt. Der Stammvater Martin Kallikak ließ sich im 18. Jahrhundert im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg mit einem schwachsinnigen Mädchen ein, woraus ein schwachsinniger Sohn entstand; später heiratete Martin Kallikak eine geistig gesunde Frau. Goddard konnte 480 Nachkommen des schwachsinnigen Sohnes feststellen, von denen nur über 189 genauere Angaben erhalten werden konnten; 143 davon waren schwachsinnig (d. i. 30% der 480 Nachkommen). Goddard konnte 40 Ehen in dieser Nachkommenschaft feststellen, in denen Vater und Mutter unter dem geistigen Durchschnitt standen; aus ihnen gingen 220 schwachsinnige und nur 2 normale Kinder hervor. Hingegen war unter den Nachkommen aus der Ehe des Martin Kallikak mit der gesunden Frau — es wurden 496 Nachkommen festgestellt — nicht ein einziger Schwachsinniger.

Auch mit Hilfe des Tierversuches wurde die Vererbung der Begabung untersucht. Der Amerikaner Tolman hat Ratten an 10 aufeinanderfolgenden Tagen in ein „Labyrinth“ gegeben — einen Versuchskasten, in dessen Mitte sich Futter befindet, das nur durch viele winkelige Irrgänge, von denen manche blind enden, erreicht werden kann. Bei jeder Ratte wurde festgestellt, wieviel Zeit sie brauchte, um das Futter zu finden, und wieviel Fehler sie dabei machte (wie oft sie in den 10 Tagen immer wieder in die blinden Gänge lief). Es zeigte sich, daß es kluge und dumme Ratten gibt — solche, die schnell den kürzesten Weg zum Futter lernten, und solche, die dazu sehr lange brauchten. Die klugen Ratten wur-

den unter sich gepaart und ebenso die dummen; ihre Nachkommen wurden mit dem gleichen Versuch geprüft, wobei sich zeigte, daß die Nachkommen der klugen Eltern in der ersten Generation eine durchschnittliche Fehlerzahl von 6,2, in der zweiten von 10,5 aufwiesen, während die entsprechenden Zahlen bei den Kindern der dummen Ratten 15,7 und 16,4 betragen. Ein Schüler Tolmans, R. C. Tryon, hat dieselben Versuche mit Prüfungen an je 19 aufeinanderfolgenden Tagen bis zur siebenten Generation durchgeführt; er bildete außerdem eine Mittelgruppe zwischen dumm und klug, aus welcher er bei der ersten Generation wegen ungenügender Nachkommenschaft die Partner für die Dummen und Klugen ergänzte. In jeder Generation wurden nur die Klügsten und Dümmden gepaart; in der siebenten Generation war eine fast vollkommene Trennung eingetreten: die Nachkommen der Klugen waren fast sämtlich auch klug, die der Dummen fast sämtlich auch dumm. Eine Kontrolluntersuchung, die W. R. Thompson mit einem besonders schwierigen Labyrinth an 6 Rattengenerationen durchführte, ergab dasselbe Resultat (Thompson 1954).

Mit der gleichen Auslesemethode hat E. A. Rundquist die Vererbung der Aktivität, gemessen an der Drehungszahl einer Lauftrommel, die von den Ratten in Bewegung gesetzt werden konnte, durch 12 Generationen untersucht, wobei immer die aktivsten und die inaktivsten Tiere untereinander gekreuzt wurden. Nach 12 Generationen waren sehr große Unterschiede vorhanden: die Männchen aus der „aktiven“ Familie vollführten in 15 Tagen 123.000 Drehungen, die Männchen der „inaktiven“ Familie in der gleichen Zeit nur 6000.

Die Vererbung der Intelligenz wurde mit einer originellen Methode von F. Reinöhl in Deutschland untersucht. Er schickte an alte Lehrer, die 3 Jahrzehnte oder länger am gleichen Ort unterrichtet hatten, so daß die Kinder aus der letzten Unterrichtszeit vielfach von Eltern stammten, welche ebenfalls schon bei diesem Lehrer in die Schule gegangen waren, Fragebogen über die intellektuellen Eigenschaften von solchen, vom gleichen Lehrer unterrichteten Eltern und Kindern. In 55 kleineren Orten Deutschlands wurden auf diese Weise 2675 Elternpaare mit 10.071 Kindern erfaßt. Die Ergebnisse der Auswertung zeigt die folgende Tabelle:

Eltern	Prozent der Kinder		
	Intelligenz gut	Intelligenz mittel	Intelligenz schwach
Beide gute Intelligenz	71,5	25,4	3,0
Ein Teil gute, der andere schwache In- telligenz	33,4	42,8	23,7
Beide mittlere Intelligenz	18,6	66,9	14,5
Beide schwache Intelligenz	5,4	34,4	60,1

Schließlich hat Peters noch die genaueren Vererbungsverhältnisse am vorliegenden fremden und an selbstgewonnenem Material untersucht und festgestellt, daß der alternierenden Vererbung, bei welcher das Kind eine Eigenschaft bloß eines der Elternteile zeigt, große Bedeutung zukommt; dies gilt besonders für die musikalische Begabung und für die allgemeine Schulbegabung. Andere Eigenschaften, so vor allem diejenigen des Temperaments, scheinen Mischvererbung zu zeigen, d. h. die Kinder weisen Eigenschaften beider Elternteile auf.

Die Vererbung der musikalischen Begabung wurde mit Hilfe von Fragebogen von Haecker und Ziehen untersucht; nahezu 1100 Personen aus den gebildeten Ständen wurden um Auskunft über Vererbungsbeziehungen hinsichtlich musikalischer Begabung in ihrer oder in bekannten Familien gebeten. Insgesamt wurden in dieser Arbeit die Angaben über mehr als 5000 Personen ausgewertet. Das Hauptresultat zeigt die folgende Zusammenstellung von Peters:

Eltern	Prozent der Kinder		
	ausgeprägt musikalisch	etwas musikalisch	unmusika- lisch
beide ausgeprägt musikalisch . . .	85,6	6,5	7,9
einer ausgeprägt musikalisch, einer unmusikalisch	58,6	15,0	26,4
beide unmusikalisch	25,4	15,9	58,7

Diese Ergebnisse wurden in neuerer Zeit in Norwegen von Koch und Mjœen, die mit Hilfe der Fragebogenmethode ein Material von nahezu 4000 Personen erfaßten, bestätigt und in mancher Hinsicht ergänzt. So ergab die Untersuchung von

157 Familien, bei denen auch über die musikalische Veranlagung der Großeltern und Seitenverwandten genauere Angaben erreichbar waren, daß sämtliche Kinder musikalisch begabt sind, wenn beide Eltern und alle vier Großeltern musikalische Begabung besaßen. Waren die beiden Eltern und die vier Großeltern ausgesprochen unmusikalisch, so sind auch sämtliche Kinder unmusikalisch. Ist einer der Elternteile musikalisch, der andere aber nicht, so ist im Durchschnitt die Hälfte der Kinder musikalisch; überwiegen unter den Großeltern die musikalisch veranlagten, so ist auch die Zahl der musikalischen Enkel größer als diejenige der unmusikalischen.

Zwillingsforschung

Besonders beweiskräftig für die Vererbung geistiger Eigenschaften sind die Ergebnisse der Zwillingsforschung. Bekanntlich unterscheidet man die Zwillinge nach ihrer Entstehung aus einem einzigen befruchteten Ei — eineiige Zwillinge — oder aus zwei befruchteten Eiern — zweieiige Zwillinge. Die eineiigen Zwillinge haben, da sie aus der Teilung einer einzigen Embryonalanlage hervorgegangen sind, die gleichen Erbmassen (daher auch erbgleiche oder identische Zwillinge genannt); sie sind immer gleichgeschlechtlich — das Geschlecht wird auch auf dem Erbwege bestimmt — und gleichen sich körperlich meist zum Verwechseln. Die zweieiigen Zwillinge sind erbmäßig voneinander ebenso verschieden wie gewöhnliche Geschwister. Schon früh fiel auf, daß sich Zwillinge auch in psychischer Hinsicht weitgehend ähnlich sind; es entstand eine psychologische Zwillingsforschung, und zwar zuerst in England, wo Galton 1875 und Thorndike 1905 die ersten Zwillingsvergleiche durchführten. Sie konnten jedoch noch nicht zwischen eineiigen und zweieiigen Zwillingen unterscheiden (die „Eiigkeitsdiagnose“ stellen), so daß ihre Ergebnisse nicht volle Beweiskraft besitzen. Heute kann man diese Diagnose mit großer Sicherheit durchführen.

Schulnoten von Zwillingen hat I. Frischeisen-Köhler verglichen. 60 eineiige wurden 41 zweieiigen Paaren gegenübergestellt; die größere Übereinstimmung bei den Eineiigen trat sehr klar zutage, sie war am größten in Betragen und Aufmerksamkeit, am kleinsten in Latein, aber in allen Fächern mit Ausnahme von Englisch bedeutend größer als bei den Zweieiigen. An 80 Eineiigen und 82 Zwei-

eiiigen hat M. Schiller ebenfalls die Schulnoten verglichen; der durchschnittliche Unterschied bei den Partnern der eineiigen Paare betrug 0,21, bei denjenigen der zweieiigen 0,53.

Intelligenz-Testungen an ein- und zweieiigen Zwillingen wurden in großer Zahl in Amerika und kürzlich auch in Schweden von Husén durchgeführt. Ihre Ergebnisse beweisen eindeutig, daß die Intelligenz von den Erbanlagen abhängt. Die Resultate der bisher durchgeführten Untersuchungen sind in folgender Tabelle zusammengefaßt; die Korrelations-Koeffizienten geben den Übereinstimmungs-Grad in den Testleistungen der beiden Zwillingspartner an.

Autor und Jahr der Untersuchung	Anzahl d. eineiigen Paare	Korrelationskoeffizient	Anzahl d. zweieiigen Paare	Korrelationskoeffizient	Test
Wingfield and Sandford (1928) . .	45	.90	57	.70	Stanford u. a.
Stocks and Karn (1933)	68	.84	119	.65	
Newman, Freeman, Holzinger (1937)	50	.88	50	.63	Binet
Eysenck and Prell (1951)	25	.91	25	.67	Wechsler-Bellevue
Victorin (1952)	128	.85	141	.70	Simplex
Husén (1959)	36	.87	71	.55	I-test
Husén (1960)	215	.90	416	.70	I-test
Gottesmann (1963)	34	.83	34	.59	Otis
Gesamtzahlen und Mittelwerte . .	601	.87	913	.65	

Wenn man bedenkt, daß man als höchstmöglichen Koeffizienten bei solchen Vergleichen nicht 1,00 annehmen darf, sondern 0,95 — dieser Koeffizient ergibt sich bei Wiederholung eines Intelligenz-Tests an den gleichen Personen —, ist die Übereinstimmung zwischen den Partnern der eineiigen Paare als außerordentlich hoch zu bezeichnen.

Schwachsinn bei Zwillingen wurde von Juda untersucht; von 60 eineiigen Zwillingen mit Schwachsinn waren in allen Fällen beide Partner schwachsinnig, von 168 zweieiigen nur in 76 Fällen (45%) beide Partner. Eine analoge Untersuchung hat I. Ch. Smith in Dänemark durchgeführt: von 16 eineiigen Zwillingspaaren waren in 14 Fällen beide schwachsinnig, von 50 zweieiigen nur in 4 Fällen (8% gegen 88%).

Außer der Intelligenz wurden in den letzten Jahren auch andere Charaktereigenschaften bei Zwillingen untersucht. Allgemeine Resultate brachte eine Arbeit von Lottig, der 10 eineiige und 10 zweieiige Zwillingspaare im Alter von 13—39 Jahren genau untersuchte. Seine Resultate, die er aus eingehender Befragung der Angehörigen und der Zwillinge selbst gewann und die er nach dem System von Klages ordnete, zeigen eine fast vollkommene Übereinstimmung der Eineiigen im Stoff des Charakters, also in den elementaren Anlagen und Fähigkeiten, eine sehr weitgehende Übereinstimmung in der Artung des Charakters, also in den Zielen und Interessen, besonders auch in den Richtungen „Selbstbehauptung“ und „Selbsthingebung“, hingegen die geringste Übereinstimmung im Gefüge des Charakters, im Temperament; doch ist auch hier die Konkordanz immer noch größer als bei den zweieiigen Zwillingen. Ebenfalls nach der Charakterlehre von Klages wurden 24 eineiige und 37 zweieiige Zwillinge von W. Köhn begutachtet. Es ergab sich, daß 50% der Eineiigen fast vollkommene, 50% vorwiegende charakterologische Gleichheit zeigten, während die Zweieiigen zur Hälfte mäßige, zur anderen Hälfte stärkere Diskordanzen aufwiesen. Die experimentelle Untersuchung einzelner Charakterzüge führte zu ähnlichen Resultaten. So konnte I. Frischeisen-Köhler an 53 eineiigen und 65 zweieiigen Zwillingen zeigen, daß im persönlichen Tempo (s. S. 51) die eineiigen Zwillinge unter sich keine größeren Verschiedenheiten aufweisen als derselbe Mensch in verschiedenen Zeiten und Situationen; bei den Zweieiigen ist der Unterschied doppelt so groß. J. Meumann erbrachte an 10 eineiigen und 10 zweieiigen Zwillingen den Nachweis, daß starke und schwache Perseveration, anschauliches und unanschauliches Denken und allgemeine Integration bei den eineiigen Zwillingen außerordentlich weit übereinstimmen, also anlagebedingt sind. Allgemeine Persönlichkeitsmerkmale hat der Amerikaner H. D. Carter verglichen. Er untersuchte 55 eineiige und 78 zweieiige Zwillinge mit dem Bernreuterschen Persönlichkeitsinventar. In den Persönlichkeitszügen „Nervosität“, „Selbstvertrauen“, „Introversion“ und „Herrschaft“ ergab sich bei den Eineiigen eine viel höhere Gleichheit als bei den Zweieiigen (nämlich ein durchschnittlicher Korrelationskoeffizient von 0,60 gegen 0,17. Gleich hohe Korrelationen fand Shields bei 42 getrennt aufgewachsenen Eineiigen

mit einem Test über Extraversion (0,61) und Neurotizismus (0,53) gegen $-0,17$ und $0,11$ bei Zweieiigen.

Mit dem P.-I.-Test hat Charlotte Riedl in Wien 51 ein- und 28 zweieiige Zwillingspaare untersucht. Bei den Fragen für Aufrichtigkeit und Selbstkritik ergab sich bei den ein-eiigen Partnern eine viel größere Übereinstimmung als bei den zweieiigen (Korrelation 0,49 zu 0,02); ebenso sind die intra-paarigen Abweichungen in den Testfragen über „psychisch abnorm“, „depressiv“ und „vegetativ labil“ sehr viel kleiner als bei den Zweieiigen, ebenso in einer Reihe von Interessengruppen. Sehr groß war ferner die Übereinstimmung in zwei Intelligenztests, die von Riedl bei 43 eineiigen und 17 zweieiigen Paaren verwendet wurden; bei dem schwierigeren Test (Form-Analogietest von Meili) war der Mittelwert der intra-paarigen Abweichungen bei eineiigen Partnern 4,1, bei den zweieiigen 7,4 (Korrelation 0,79 zu 0,23), beim leichteren Test (Lückentest) lauten die entsprechenden Werte 1,7 zu 2,3 (Korrelation 0,61 zu 0,15).

Aus letzter Zeit liegen zwei Zwillinguntersuchungen vor, die die Unterschiede zwischen der „messenden“ und der „ganzheitlichen“ Methode in der Persönlichkeitsdiagnose sehr gut illustrieren. Die erste stammt von H. J. Eysenck in London; 50 gleichgeschlechtliche, 11—13jährige Zwillingspaare wurden mit 7 Verfahren (Blutgruppen, Iris-Pigmentierung, Ohren- und Zahnähnlichkeit usw.) auf Erbgleichheit untersucht, wobei sich 25 Eineiige und 25 Zweieiige ergaben. Alle 100 Zwillingspartner wurden mit 17 Tests (Intelligenz, Psychomotorik, Persönlichkeitsfragebogen, Handgeschicklichkeit, Suggestibilität usw.) untersucht; zwischen den Testergebnissen wurden die Korrelationen berechnet, wobei sich zwischen den Testresultaten der Eineiigen beträchtlich höhere Koeffizienten ergaben als bei den Zweieiigen (im Durchschnitt bei Intelligenz 0,90 zu 0,67, Handgeschicklichkeit 0,70 zu 0,29, Suggestibilität 0,53 zu 0,14). In den USA kam Irving Gottesmann bei je 34 ein- und zweieiigen Paaren mit Hilfe zweier großer Persönlichkeits-Tests (MMPI und ein Schultest) zu ähnlichen Resultaten; in 23 von 31 Persönlichkeitsmerkmalen bestand zwischen den Eineiigen signifikant größere Übereinstimmung als zwischen den Zweieiigen (darunter z. B. Intelligenz, Introversion, Depression, Psychopathie).

Von ganz anderer Art ist eine Zwillinguntersuchung, die der deutsche Psychologe Kurt Gottschaldt, ein scharfer

Kritiker der Testpsychologie, durchführte. Er hatte 1937 in einem Kinderheim 90 Zwillingspaare im Schulalter, davon ungefähr die Hälfte eineiige, zwei Monate lang beobachtet und „mit allen der Entwicklungs- und Persönlichkeitspsychologie zur Verfügung stehenden Methoden untersucht“; er erklärt dazu, „daß das Ausgangsmaterial sich auf eine zwei Monate umfassende Dauerbeobachtung stützt, also auf Protokolle, in denen alle Lebensäußerungen jedes einzelnen Kindes, alle Spielformen, Leistungen, Gefühls- und Affektzustände, Stimmungen, Willenstendenzen, soziale Verhaltensweisen, Konflikte u. dgl. mehr festgehalten wurden. Dazu kamen zahlreiche experimentelle Untersuchungen, in denen jeder Proband etwa bestimmten Konflikt- und Belastungssituationen ausgesetzt wurde, aber auch denkpsychologische, sozialpsychologische Versuche usw. Dieses große Ausgangsmaterial wurde dann zu Persönlichkeitsanalysen jedes Kindes ausgewertet.“ Von diesen Zwillingen konnten nach dem Kriege 68 Paare wieder aufgefunden werden. Diese nunmehr erwachsenen Zwillinge wurden wie vor 15 Jahren untersucht, dabei wurden „entsprechende, wenn auch dem Erwachsenenalter angepaßte Methoden bei den Nachuntersuchungen angewendet, so daß wir heute von jedem Zwillingsspaar eine eingehende Darstellung der Persönlichkeiten und ihrer Entwicklungen von Kindheit an haben, wobei jede der 90 Analysen rund 250 Seiten umfaßt. Man darf wohl sagen, daß es in der psychologischen Zwillingforschung kaum noch einmal ein so ausgedehntes und durchgearbeitetes Material zu den Fragen der Persönlichkeitsentwicklung und ihrer Grundlagen gibt“. Von den 68 Nachuntersuchten waren 35 eineiig, 33 zweieiig. Aus dem Vergleich beider Untersuchungen kommt *Gottschaldt* zu dem Eindruck, daß bei den Erwachsenen die Konkordanzen und Diskordanzen in ungefähr gleicher Weise bestehen wie sie schon im Schulalter bestanden; und daß die „endothymen Persönlichkeitszüge“, wozu er z. B. „Grundstimmung“, „Affektivität“, „vitale Antriebsspannung“ zählt, stärker erblich bestimmt sind als die „corticalen Züge“, zu denen er z. B. „Kapazität des Denkens“ und „Abstraktion“ rechnet. Für die Theorie der organischen Grundlagen der Persönlichkeit sind diese Ergebnisse von großer Bedeutung.

Aus dem Vergleich der Untersuchungen von *Eysenck* und *Gottschaldt* gewinnt man den Eindruck, daß — zum mindestens bei Zwillinguntersuchungen — die Test-

methode klarere Resultate liefert als die bloße Verhaltensbeschreibung. Wenn es auch für manche Tests zutrifft, daß sich — wie Gottschaldt behauptet — „der Aufgabencharakter des Tests nicht immer eindeutig bestimmen“ läßt, so daß man „über das Wesen der besonderen Anforderung bei den meisten Tests nur wenig“ weiß, so ist dies gerade bei Zwillingsuntersuchungen von geringerer Bedeutung als bei vielen anderen persönlichkeitsdiagnostischen Arbeiten; denn bei der Zwillingsuntersuchung kommt es viel mehr auf den Grad der Konkordanz an als auf genaue Definition der Testaufgaben, zumal auch bei Verhaltensbeobachtungen die psychischen Grundlagen keineswegs genau erfassbar sind.

Die hohe charakterliche und intellektuelle Ähnlichkeit der eineiigen Zwillinge müßte eigentlich dazu führen, daß auch ihre Lebensläufe gewisse Ähnlichkeiten aufweisen; denn im Verhalten der Menschen im praktischen Leben kommen ja ihre Charakteranlagen zur Auswirkung. Tatsächlich ließen sich in manchen Fällen solche Übereinstimmungen feststellen; doch gilt dies, wie ausdrücklich betont werden muß, keineswegs für alle erbgleichen Zwillinge. Das erste Gehen, die Zahnung, der Stimmbruch u. a. m. erfolgt bei eineiigen Zwillingen nicht selten genau gleichzeitig; Kürten hat ein 81jähriges, eineiiges Zwillingsbrüderpaar beschrieben, bei welchem beide Zwillinge, die nahezu vollkommene seelische Übereinstimmung zeigten, gleichzeitig den grünen Star bekamen und in der allgemeinen Lebensführung sehr große Ähnlichkeiten aufwiesen.

Die beweiskräftigsten Ergebnisse über Gleichheiten im äußeren Verlauf des Lebens ergaben sich aus Untersuchungen an kriminellen Zwillingen. Bei ihnen sind besonders genaue Kontrollmöglichkeiten gegeben: wenn jemand, der zu einer längeren Gefängnisstrafe verurteilt wurde, einen Zwillingsbruder besitzt, so läßt sich meist unschwer feststellen, ob sich auch dieser schon gegen das Strafgesetz vergangen hat; dabei bieten die aktenmäßig festgelegten Erhebungen der Behörden einen im allgemeinen sehr verlässlichen Einblick in das bisherige Leben. J. Lange hat als erster solche Untersuchungen ausgeführt und folgendes festgestellt: „Von 13 eineiigen Paaren waren in 10 Fällen beide Zwillinge bestraft, während in 3 Fällen nur der eine Zwilling mit dem Strafgesetz in Widerspruch geraten war, der andere aber nicht. Demgegenüber waren von den 17 zweieiigen Paaren beide Partner bestraft nur in 2 Fällen, während in allen übrigen nur der eine

Zwilling in Strafe gekommen war, der andere aber straf-frei blieb.“

In zwei neueren Untersuchungen von F. Stumpf und H. Kranz wurde eine bedeutend größere Anzahl von Zwillingen erfaßt, wobei sich die größere kriminelle Übereinstimmung bei den eineiigen zwar bestätigte, der Unterschied zu den zweieiigen aber bedeutend kleiner war. Die Resultate dieser beiden, besonders in der Charakterschilderung außerordentlich gründlichen Arbeiten zeigt folgende Zusammenstellung:

Stumpf

	Beide kriminell	Nur einer kriminell
Von 18 Eineiigen	in 11 Fällen (61 %)	in 7 Fällen (39 %)
Von 19 Zweieiigen gleichen Geschlechts	in 7 Fällen (37 %)	in 12 Fällen (63 %)
Von 28 Zweieiigen verschiedenen Geschlechts	in 2 Fällen (7 %)	in 26 Fällen (93 %)

Kranz

	Beide kriminell	Nur einer kriminell
Von 32 Eineiigen	in 21 Fällen (66 %)	in 11 Fällen (34 %)
Von 43 Zweieiigen gleichen Geschlechts	in 23 Fällen (54 %)	in 20 Fällen (46 %)
Von 50 Zweieiigen verschiedenen Geschlechts	in 7 Fällen (14 %)	in 43 Fällen (86 %)

Stumpf hat in einer eingehenden Analyse des bisher vorliegenden Zahlenmaterials gezeigt, daß man zu einem falschen Eindruck kommt, wenn man lediglich die Tatsache der gerichtlichen Bestrafung beachtet. Wenn man auch die Schwere der Kriminalität, vor allem die Rückfälligkeit, ferner die Begehungsform des Verbrechens und die allgemeine soziale Verhaltensweise in Betracht zieht, so ergibt sich, daß bei den schwerkriminellen eineiigen Zwillingen durchwegs Gleichheit besteht, wobei sich meistens auch eine abnorme Charakterartung nachweisen läßt. Daraus folgt, daß abnorme Erbanlagen bei den Verbrechen der schweren, immer wieder rückfälligen Kriminellen eine sehr große Rolle spielen. Wenn Kranz auf Grund seiner oben wiedergegebenen Resultate, in denen die Unterschiede zwischen Eineiigen und Zweieiigen relativ gering sind, die Ansicht vertritt, es gebe keine „geborenen Ver-

brecher“, sondern nur Menschen mit erhöhter Bereitschaft zu kriminellen Handlungen, so könnte man dieser Meinung auf Grund der Analyse Stumpfls mit der Beschränkung beistimmen, daß es geborene „Psychopathen“ gebe, deren krankhafte Anlage sich in verbrecherischen Handlungen auswirke.

Alle diese Resultate sind von großer Beweiskraft; ein großer Teil der schicksalbestimmenden Charaktereigenschaften ist durch Vererbung festgelegt. Es hat keinen Sinn, diese Tatsache, die für den Erzieher ebenso unerfreulich ist wie für die soziale Entwicklung, einfach zu ignorieren; viel richtiger ist es, sie in ihrer vollen Tragweite zur Kenntnis zu nehmen und zu versuchen, bei allen Maßnahmen pädagogischer Art mit ihr zu rechnen. Allerdings muß hiezu zuerst die entscheidende Frage beantwortet werden, ob die Charaktereigenschaften durch die Erbesetze unabänderlich festgelegt sind oder ob die Umweltseinflüsse gegen sie aufkommen können. Es könnte ja auch sein, daß zu den angeborenen Eigenschaften neue, durch die Umwelt entstandene hinzukommen, die sie ausgleichen oder überhaupt nicht zur Auswirkung kommen lassen.

Charakter und Umwelt

Schon in den ersten Anfängen der wissenschaftlichen Psychologie, so z. B. in den anthropologischen Büchern des Aristoteles, findet man den Anlagen des Menschen das „Milieu“ gegenübergestellt und die Unterscheidung zwischen angeborenen und erworbenen Eigenschaften durchgeführt. Es sei gleich einleitungsweise gesagt, daß sich die Problemlage seit Aristoteles keineswegs so weitgehend geändert hat, daß man heute etwa bei jedem Menschen das Erworbene oder Anerzogene vom Angeborenen sofort und leicht unterscheiden könnte; man ist vielmehr in dieser Frage auch heute noch sehr auf Theorien angewiesen und kann außer einigen Gelegenheitsbeobachtungen nur die Untersuchungen über getrennt aufgewachsene Zwillinge anführen, die gewisse Annahmen wahrscheinlich machen. Dagegen ist es wohl möglich, die Problemlage begrifflich durch genauere Formulierungen etwas klarer zu fassen und auf diese Weise die Bildung einer Theorie, die mit den gesicherten charakterologischen Resultaten in Einklang steht, zu erleichtern. Die Frage, mit der man es hier zu tun hat, lautet in der üblichen Formulierung: ist der Charakter des Menschen durch die Umwelt beeinflussbar oder nicht?

Die Untersuchung von Umweltwirkungen hat zur Voraussetzung, daß eine bestimmte Umwelt auf einen bestimmten Menschen lange einwirkt; dabei muß bekannt sein, wie dieser Mensch vorher war (sonst kann man ja nicht feststellen, ob er sich unter der Wirkung der neuen Umwelt verändert hat). Diese Voraussetzungen lassen sich schwer zu Versuchszwecken herstellen. Aus diesem Grunde stehen nur wenige gesicherte Tatsachen zum Umweltproblem zur Verfügung. Verlässliche Berichte liegen über Verpflanzungen von Menschen mit minderwertigen Anlagen in günstige Umgebungen vor. R. Heindl berichtet über die Erfahrungen, die man in Frankreich mit Kindern von Verbrechern machte, die in Internaten aufgezogen wurden. Unter den nach Neukaledonien verbannten Verbrechern dürfen diejenigen, die sich gut führen, heiraten; ihre Frauen müssen sie aus den weiblichen Verbrechertagern wählen, die Kinder werden in vorzüglich eingerichteten Internaten von ausgesuchten Lehrern erzogen und in praktischen Berufen ausgebildet. Trotzdem ist — nach dem Bericht von Heindl — die Kriminalität unter den Sträflingskindern enorm.

Um die Frage der Umweltwirkung mit Hilfe der Zwillingforschung zu untersuchen, müßte man getrennt aufgewachsene Zwillinge zur Verfügung haben. Berühmt geworden sind die Zwillingsschwester Bessie und Jessie, die der amerikanische Forscher Popenoe 1922 entdeckte. Sie waren 2 Wochen nach der Geburt zu verschiedenen Pflegeeltern gekommen; Bessie zu einem Grubenarbeiter, mit dessen Kindern sie in ziemlich ärmlichen Verhältnissen bei harter Erziehung aufwuchs. Sie brachte es trotz unregelmäßigem, erst im 12. Lebensjahr einsetzenden Schulbesuch bis zur Schreibgehilfin. Jessies Pflegevater war ein kleiner Farmer, der später noch die Geschwister Jessies aufnahm, mit denen sie, streng erzogen, in geordneten Verhältnissen aufwuchs; im 7. Lebensjahr begann der Schulbesuch. Sie wurde Lehrerin und traf ihre Zwillingsschwester im 18. Lebensjahr, lebte aber auch weiterhin getrennt von ihr. Die anthropologische Untersuchung durch Muller ergab fast vollkommene körperliche Gleichheit — z. B. gleiche Schäden an den gleichen Zähnen —, die psychologischen Intelligenzuntersuchungen mit dem Army-Test erstaunlich ähnliche Resultate (156 und 153 Punkte).

Seither wurden viele getrennt aufgewachsene eineiige Zwillinge aufgefunden. Die Amerikaner Newman, Freeman

und Holzinger berichteten 1937 über 19 Paare, von denen die meisten vor dem 18. Lebensmonat getrennt worden waren. Die Differenz zwischen ihren Intelligenzquotienten (Stanford-Binet-Test) betrug im Durchschnitt 8,2, bei 50 ein-eiigen, gemeinsam aufgewachsenen hingegen nur 5,9 und bei 51 zweieiigen, gemeinsam aufgewachsenen 9,9. (Die Korrelationen zwischen den Intelligenzquotienten in obiger Reihenfolge 0,881, 0,767, 0,631.) Diese Unterschiede sind nicht überraschend; bei jedem Intelligenztest spielt neben der „eigentlichen“ Intelligenz (d. h. der Intelligenzanlage) auch die bisherige Übung in intellektuellen Leistungen, also z. B. die Dauer des Schulbesuches und die Art der geistigen Leistung im Beruf, eine große Rolle: es hatte daher, wie die Einzelanalyse zeigte, der Zwillingpartner, der in einem Milieu mit höheren intellektuellen Anforderungen aufgewachsen war, auch einen höheren Intelligenzquotienten. Daß trotzdem die gefundenen Unterschiede zwischen getrennt aufgewachsenen Eineiigen kleiner sind als zwischen gemeinsam aufgewachsenen Zweieiigen, berechtigt dazu, den Einfluß der Vererbung auf die Intelligenz hoch einzuschätzen.

Dasselbe Resultat hatte eine neue englische Untersuchung von James Shields (1962), der mit Hilfe eines Aufrufes im B.B.C.-Fernsehen zahlreiche Zwillinge, darunter 44 getrennt aufgewachsene Paare (15 männlich, 29 weiblich, die meisten zwischen 30 und 50 Jahren) ausfindig machte, bei denen eine mit modernsten Mitteln durchgeführte Eizungsdiagnose die Eineiigkeit außer Zweifel stellte; die Trennung war bei 36 von ihnen schon in den ersten zwei Lebensjahren erfolgt. Die Intelligenzuntersuchung mit zwei bewährten Tests (dem nicht-verbalen Domino-Test und einem verbalen Synonym-Test) ergab nach Ausscheidung von 7 wegen geistiger Defekte ungeeigneten Fällen bei den getrennt aufwachsenden Partnern eine durchschnittliche Differenz von 9,46 Punkten, bei 34 gemeinsam aufgewachsenen Eineiigen 7,38 und bei 7 Zweieiigen 13,43 (Korrelationen 0,77, 0,76, 0,51).

Die exakt-empirische Untersuchung der Umweltswirkung auf die Entwicklung der ganzen Persönlichkeit bereitet sehr große Schwierigkeiten; wie soll man mit Sicherheit feststellen, ob sich die Persönlichkeit eines Menschen unter der Einwirkung bestimmter Umweltereignisse geändert habe. Man müßte dazu genaue Lebenslaufbeschreibungen haben, aus denen die Art der Persönlichkeit vor und nach der Änderung

ebenso klar hervorgeht wie der entscheidende Umweltseinfluß. Auskünfte über die Art der Persönlichkeit kann man aber nur von Menschen erhalten, die denjenigen, dessen Lebenslauf man untersuchen will, sehr genau kennen. Was man dabei erfährt, ist aber meist lückenhaft und ungenau.

Einen ersten Versuch, trotz dieser Schwierigkeiten die Frage „Charakter und Umwelt“ empirisch zu behandeln, hat im Wiener Psychologischen Institut Ernst Prelinger unternommen. Er verschaffte sich von 126 Personen im Alter von 17—65 Jahren Lebenslaufschilderungen — teils durch schriftliche Selbstdarstellung, teils durch ausführliche Explorationen (dabei zeigte sich, daß junge Menschen ihr Leben ausführlicher und detailreicher schildern als ältere, so daß die günstigste Zeit für solche Untersuchungen etwa das dritte Jahrzehnt darstellt — 100 der Versuchspersonen Prelingers befanden sich in diesem Alter).

Die Lebenslaufschilderungen wurden in drei Gruppen geteilt: solche, aus denen keinerlei Hinweis auf eine Persönlichkeitsänderung zu entnehmen war (84 Fälle), solche, aus denen man solche Hinweise nicht mit Sicherheit entnehmen konnte (32 Fälle) und solche, aus denen eine umweltbedingte Persönlichkeitsänderung mit sehr großer Wahrscheinlichkeit hervorging (10 Fälle). Bei der Zuteilung zu den einzelnen Gruppen wurde sehr kritisch vorgegangen, so daß in die dritte Gruppe nur solche Fälle kamen, in denen die Versuchsperson selbst eine Änderung bemerkte und meist auch die Ereignisse angeben konnte, die dazu führten (Änderungen der Lebensumstände durch politische Umwälzungen, durch Krieg, Soldatenleben, Tod von Familienangehörigen usw.). Diesen 3 Gruppen stellte Prelinger die Ergebnisse einer typendiagnostischen Untersuchung seiner Versuchspersonen gegenüber (Fragebogen zylothym-schizothym nach Scholl, ein amerikanischer Fragebogen über extra- und introvertiert und Form-Farb-Versuch, weil für die Form-Farb-Reaktion die Vererbbarkeit durch Kleinknecht wahrscheinlich gemacht worden war). Diese typendiagnostische Untersuchung hatte 4 Gruppen ergeben; die vorwiegend schizothym-introvertierten Formseher (32 Fälle), die vorwiegend zylothym-extravertierten Farbseher (24 Fälle), die „Mittelfälle“, die in keiner Hinsicht ein Vorwiegen zeigten (36 Fälle) und die „Kreuzfälle“, bei denen Formsehen mit zylothym-extravertierter Selbstdarstellung verbunden war. Die nachstehende Tabelle Pre-

lingers zeigt die Gegenüberstellung der Lebenslaufresultate und Typendiagnosen:

Typologische Gruppe	Keine Umwelteinwirkung	Umwelteinwirkung möglich	Umwelteinwirkung höchstwahrscheinlich	Summe
Formseher (Fragebogen introvertiert)	25 (78,1 %)	7 (21,9 %)	0 (0,0 %)	32 (100 %)
Farbseher (Fragebogen extravertiert)	22 (91,7 %)	2 (8,3 %)	0 (0,0 %)	24 (100 %)
Mittelfälle in beiden Versuchen	27 (75,0 %)	9 (25,0 %)	0 (0,0 %)	36 (100 %)
„Kreuzfälle“	10 (29,4 %)	14 (41,2 %)	10 (29,4 %)	34 (100 %)
Summe	84	32	10	126

Man sieht, daß die Personen, bei denen eine Änderung der Persönlichkeit nach ihrem Lebenslauf sehr wahrscheinlich erscheint, ausnahmslos solche sind, bei denen Form-Farb-Reaktion und charakterologische Selbstschilderung im Fragebogen nicht in dieselbe Richtung weisen. Prelinger schließt daraus, daß in diesen Fällen die Umwelteinwirkung infolge der gegensätzlichen Charakteranlagen von größerem Einfluß war; je einheitlicher eine Persönlichkeit ist, desto geringer ist nach dieser Hypothese der Einfluß der Umwelt.

Theorie der Umwelteinwirkung

Mit den angeführten Tatsachen sind die gesicherten Forschungsergebnisse über den Umwelteinfluß erschöpft. Man kann nur noch einige allgemein bekannte Tatsachen heranziehen; z. B. daß es auch in der günstigsten Umwelt niemals gelingt, aus einem Idioten einen Begabten zu machen, oder daß sich sehr starke Anlagen (z. B. verbrecherische, aber auch künstlerische) in jedem Milieu durchsetzen. Sicher ist, daß die Anlagen zu psychischen Eigenschaften vererbt werden; der Umwelteinfluß kann daher nur darin bestehen, daß bestimmte Anlagen zur Entwicklung gebracht oder in ihrer Entwicklung behindert werden. Daß durch die Umwelt eine Eigenschaft entsteht, zu welcher keinerlei Anlage (oder Disposition oder wie immer man es nennen will) vorhanden war, ist un-

vorstellbar; sonst müßte es auch gelingen, durch Milieueinflüsse aus einem Schwachsinnigen einen Hochbegabten oder aus einem Unmusikalischen einen Musikalischen zu machen. Von diesem Gesichtspunkt aus besteht der Einfluß der Umwelt darin, daß sie bestimmte Anlagen fördert und zu voller Auswirkung bringt, andere hingegen nicht zur Entwicklung kommen läßt. „Volle Auswirkung“ bedeutet dabei, daß der höchstmögliche Entwicklungsgrad und damit die obere erreichbare Grenze der Leistung erreicht wird. Es ist als sicher zu betrachten, daß es für jeden Menschen bei jeder erbmäßig bedingten Eigenschaft eine obere unüberschreitbare Grenze der Entwicklung gibt; für den biologisch denkenden Psychologen besteht darüber kein Zweifel, weil er weiß, daß die psychischen Leistungen von organischen Vorgängen im Gehirn-Drüsen-System abhängen.

Hält man sich an die oben dargestellten Tatsachen und die unmittelbaren Folgerungen, die sich aus ihnen ergeben, so kann man folgende Sätze aufstellen:

1. Es ist Tatsache, daß sich die Anlagen zu psychischen Eigenschaften vererben;
2. die Umwelt entscheidet darüber, welche Anlagen zur Entwicklung gelangen und wie weit sie entwickelt werden;
3. sehr starke Anlagen entwickeln sich in jeder Umgebung (Kriminelle und Geniale).

Aus diesen drei Sätzen läßt sich eine Annahme ableiten, die das Vererbung-Umwelt-Problem beträchtlich klarer macht. Wenn es richtig ist, daß starke Anlagen sich in jedem Milieu entwickeln, während es bei schwachen Anlagen davon abhängt, ob sie durch die Umwelt ausgelöst und zur Entwicklung angeregt werden, so kann man ein „Gesetz der Umweltwirkung“ formulieren: wie stark und in welcher Richtung ein Mensch von der Umwelt beeinflusst werden kann, hängt von seinen Anlagen ab; oder: der Grad der Beeinflussbarkeit durch die Umwelt ist durch die Anlagen bestimmt. Von diesem Gesichtspunkt aus ist es verständlich, daß manche Menschen in sehr hohem Maße von der Umwelt „geprägt“ werden, während andere von ihren Einflüssen fast unberührt bleiben und die Tendenz zeigen, die Umgebung nach ihrer eigenen Art zu verändern statt sich ihr anzupassen. Bei den ersteren liegen keine starken Einzelanlagen vor, aber vielleicht vielerlei schwache; bei den letzteren sind starke Anlagen vorhanden, die aus ihrer eigenen Kraft auf jeden Fall zur Entwicklung gelangen. Natürlich bin ich mir be-

wußt, daß die Ausdrucksweise „schwache“ und „starke“ Anlagen sehr ungenau ist und daß sich ihre Stärke nur aus ihrer Auswirkung erschließen, nicht aber direkt im Anlagenbestand eines Menschen feststellen läßt. Es ist vorstellbar, daß gleiche Anlagen von Vater- und Mutterseite zusammenkommen, so daß dadurch eine Verstärkung entsteht.

Ebenso schwierig ist es, genau anzugeben, was es heißt, daß eine Anlage „zur Entwicklung komme“. Biologisch betrachtet hat man es dabei mit dem Wachstum jener Gehirnzellen zu tun, die die nervösen Erregungsprozesse erzeugen, aus denen die Trieb- und Interessenerlebnisse entstehen. Nach allem, was gegenwärtig über die Zusammenhänge zwischen Gehirn und Seelenleben bekannt ist, steht es außer Zweifel, daß jedem bewußten Erleben ein bestimmter Hirnvorgang zugrunde liegt, der das Vorhandensein bestimmter Gangliensysteme zur Voraussetzung hat. Das Erlebnis des Neides oder der Habsucht, des Wissenstriebes oder des künstlerischen Darstellungsdranges kann nur entstehen, wenn die ihnen entsprechenden Hirnprozesse auftreten; diese können aber nur auftreten, wenn die entsprechenden Zellsysteme einen bestimmten Entwicklungsgrad erreicht haben. Sind solche Zellsysteme überhaupt nicht vorhanden, so kann es niemals zum Erlebnis des Wissensdranges oder Künstlertriebes kommen — auch dann nicht, wenn das familiäre Milieu dafür viele Anregungen bieten würde; sind hingegen sehr viele Zellen dieser Art vorhanden, so werden sie auch ohne äußere Anregung, also in jeder Umwelt, zu hoher Entwicklung gelangen und dann eben die nervösen Prozesse hervorbringen, aus denen die Gier nach Geld oder der Drang nach Erkenntnis oder künstlerischer Darstellung hervorgehen. Man sieht, daß man die Frage, ob der Einfluß der Umwelt sehr hoch oder sehr niedrig einzuschätzen sei, nicht allgemein beantworten kann; er kann außerordentlich wirksam oder äußerst geringfügig sein, je nachdem, was für Anlagen in einem Menschen vorhanden sind. Man muß sich dabei darüber im klaren sein, daß „Einfluß der Umwelt“ nichts anderes bedeutet, als daß durch eine bestimmte Umgebung ein bestimmter Anlagenkomplex zu besonders hoher Entwicklung gebracht wird; in einer anderen Umwelt wären diese Anlagen vielleicht latent geblieben. Mit Recht kann man daher sagen, diese oder jene Persönlichkeitskomponente eines Menschen sei auf seine Umwelt zurückzuführen; sie wäre nicht entstanden, wenn der Mensch in einer anderen Umwelt aufgewachsen wäre.

Charakter und Erziehung

Man könnte meinen, daß die obigen Ausführungen für die Lehrer und Erzieher recht entmutigend seien. Wenn es von den unabänderlichen Anlagen abhängt, ob und in welcher Richtung ein Mensch durch die Umwelt beeinflusst werden kann, dann ist durch die Anlagen auch bestimmt, ob und inwieweit die Erziehung wirksam wird. Trotzdem besteht kein Anlaß, die Hoffnung auf Erziehungserfolge aufzugeben; jedermann weiß, daß er ohne die Erziehung, die er in Familie und Schule genossen hat, nicht derjenige wäre, der er jetzt ist. Nur darf man nicht glauben — wie manche Umweltsfanatiker lehren —, daß der Erzieher in jedem Menschen nach Belieben bestimmte Eigenschaften erzeugen könne; er kann nur das, was anlagemäßig gegeben ist, zur vollen Auswirkung bringen oder die Entwicklung unerwünschter Anlagen bis zu einem gewissen Grade unterdrücken. Hier — und wahrscheinlich nur hier allein — liegt die Bedeutung der Erziehung; ihre Wirkungsweise auf den Menschen besteht in der Anregung und Förderung der Entwicklung vorhandener Anlagen (oder in der Hemmung dieser Entwicklung). Man kann sich diese Verhältnisse leicht an einem Beispiel aus dem Bereiche der körperlichen Entwicklung und Umweltwirkung klarmachen: wenn zwei Männer genau gleiche Anlagen zur Entwicklung ihrer Muskulatur hätten und der eine von ihnen auf einem Bauernhof bei harter Landarbeit aufwächst, während der andere in der Stadt lebt, studiert und schließlich Beamter wird, so wird die Muskelentwicklung beim ersten fast den höchstmöglichen Grad erreichen, beim zweiten hingegen kaum einen mittleren Grad. Genau dasselbe gilt für die Eigenschaften des Denkens, Fühlens und Wollens; der Grad, bis zu welchem sich die Begabung zum logischen Schließen, Rechnen, Kombinieren und zu zielsicheren Entschlüssen und konsequenter Durchführung oder auch zu künstlerischem Empfinden oder ethischem Urteilen entwickelt, hängt davon ab, ob und in welchem Grade diese Anlagen von der jeweils gegebenen Umwelt angeregt und zur Auswirkung gebracht werden. Es gilt hier offenbar ein Gesetz, das in der körperlichen Entwicklung eine entscheidende Rolle spielt: Funktionen, die oft gebraucht werden, entwickeln sich bis zum höchstmöglichen erreichbaren Entfaltungsgrad; Funktionen, die selten oder nie gebraucht werden, verküm-

|| mern und bleiben unentwickelt (Aktivitäts-hypertrophie und Inaktivitätsatrophie). Der Einfluß der Umwelt als Erziehungsfaktor ist gar nicht zu überschätzen; obwohl er sich nur innerhalb der anlagemäßig unabänderlich festgesetzten Grenzen auswirken kann, ist sein Spielraum immer noch sehr groß, wenn auch keineswegs bei allen Menschen gleich groß. Es gehört zu den wesentlichen Merkmalen eines Menschen, ob er durch die Umgebung in hohem oder niederem Grade beeinflusst wird oder, noch besser gesagt, durch welche Umgebung er in hohem und durch welche er in niederem Grade beeinflusst wird. Daraus, ob und wie sein Charakter auf eine bestimmte Umwelt „anspricht“, kann man den Charakter selbst erkennen.

Dem erfahrenen Lehrer und Erzieher ist mit allen diesen Ausführungen nichts Neues gesagt. Er weiß, daß die intellektuelle Entwicklungsmöglichkeit der einzelnen Kinder ganz verschiedene Grade umfaßt und daß bestimmte individuelle Grenzen auch bei intensivsten Bemühungen nicht überschritten werden können; und er weiß ferner, in wie verschiedener Weise die einzelnen Kinder auf die Umwelt „Schule“ reagieren. Zu wenig Beachtung scheint jedoch von den Lehrern der Tatsache der Sonderbegabungen geschenkt zu werden. Es wäre zu wünschen, daß die Schulen in dieser Hinsicht nicht nur sorgfältigere Beobachtungen durchführen, sondern auch für die Pflege gefundener Sonderbegabungen mehr Sorge tragen würden. Außer dem Durchschnittsgrad der allgemeinen Bildung sollte die Auffindung und Pflege besonders entwicklungsfähiger Anlagen aller Art — von der Begabung für Kunst, Wissenschaft und Technik bis zu derjenigen für Handwerksarbeiten oder sportliche Leistungen — die Hauptaufgabe der Schule bilden.

Abschließend kann man sagen: der Einfluß von Umwelt und Erziehung besteht darin, daß vorhandene Anlagen zu hoher Entwicklung gebracht oder in ihrer Entwicklung gehemmt werden. Bei diesem Entwicklungsprozeß ist der Umweltseinfluß der entscheidende Faktor; er kann zwar nur innerhalb der Grenzen wirksam werden, die durch die Erbanlagen gesetzt sind, innerhalb dieser Grenzen aber ist er — von Menschen mit sehr starken einseitigen Anlagen abgesehen — von entscheidender Bedeutung. Es ist jeder Mühe wert, aus den vielen Möglichkeiten, die im Charakter des Menschen liegen, durch planmäßige Steuerung und Beeinflussung die ethisch und intellektuell wichtigen Anlagen zu möglichst hoher Entwicklung zu

bringen und dadurch den Menschen zu einer festen, kulturell und sozial wertvollen Persönlichkeit zu machen.

In der Einleitung zu diesem Kapitel wurde erwähnt, daß die Behauptung, die Persönlichkeit des Menschen sei ausschließlich durch seine Erbanlagen bestimmt, bei vielen Menschen starkes Widerstreben auslöst. Tatsächlich ist die Persönlichkeit — außer bei sehr starken einseitigen Erbanlagen — nur insofern durch die Vererbung bestimmt, als keine Eigenschaft, die anlagemäßig nicht vorhanden ist, erzeugt werden kann. Welche der Erbanlagen zur Auswirkung kommen und die Persönlichkeit bilden, hängt sehr weitgehend von der Umwelt ab. Diese Feststellung hat immer noch etwas Bedrückendes; wer von seinen Eltern starke asoziale Anlagen mitbekommen hat, ist dadurch gegenüber anderen ebenso benachteiligt wie derjenige, der in eine ungünstige Umgebung hineingeboren wurde. Im großen und ganzen ist es aber doch besser, daß die Erbgesetze auch für das Seelisch-Geistige gelten; wäre es nicht so, so könnte man durch gleiche Umgebung und Erziehung alle Menschen gleich machen; es gäbe keine individuelle Persönlichkeit mehr. Dies wäre zweifellos das Ende jeder Kultur.

Zum Abschluß des Kapitels „Charakter und Vererbung“ ist eine begriffliche Unterscheidung einzuführen, die viel zur Klarstellung der charakterologischen Probleme beiträgt und auch für die praktische Begutachtung von Bedeutung ist. Wenn der Einfluß der Umwelt darin besteht, daß sie einzelne Anlagen fördert, andere dagegen hemmt, so kann man bei jedem Menschen in jedem Stadium seines Lebens zwei Gruppen von Anlagen zu psychischen Eigenschaften unterscheiden: solche, die zu hoher Entwicklung gelangt sind, und solche, die fast oder ganz unentwickelt geblieben sind, aber bei entsprechenden äußeren Einflüssen immer noch zur Entwicklung kommen können. Seit vielen Jahren bezeichne ich die Gesamtheit der entwickelten psychischen Anlagen als die „P e r s ö n l i c h k e i t“ des Menschen, die Gesamtheit aller psychischen Anlagen — der entwickelten wie der unentwickelten — als seinen „C h a r a k t e r“. Die Persönlichkeit eines Menschen ist dasjenige, was bisher unter dem Einfluß seiner Umgebung aus seinem Charakter entstanden ist; sein Charakter umfaßt alles, was er überhaupt in psychischer Hinsicht werden kann. Persönlichkeit ist der Mensch in seiner jeweiligen Eigenart, Charakter die allgemeine seelisch-geistige Eigenart des

einzelnen Menschen. Scharfe Grenzen lassen sich dabei freilich nicht ziehen; die unentwickelten psychischen Kräfte wirken wahrscheinlich immer wieder als dumpfe Triebregungen, geheime Wünsche, unklare Gefühle in die Persönlichkeit hinein. Begrifflich ist aber mit der Unterscheidung zwischen Charakter und Persönlichkeit viel gewonnen; denn sie macht es möglich, die psychische Eigenart des Menschen, wie sie gegenwärtig ist, von derjenigen, wie sie einmal in der Jugend war oder in späterem Alter sein wird, klar zu trennen. Weder die theoretische noch die praktische Charakterologie kann zu richtigen Ergebnissen kommen, wenn sie die Tatsache der Entwicklung unbeachtet läßt; der Entwicklung kann man aber mit einem starren Charakterbegriff niemals gerecht werden, weil sie ja gerade in fortschreitender Änderung besteht. Man muß daher zwei Begriffe zur Verfügung haben — einen, der die Veränderung der psychischen Eigenart unter dem Einfluß von Entwicklung und Umwelt erfaßt, und einen zweiten, der alle überhaupt gegebenen Möglichkeiten der psychischen Eigenart eines bestimmten Menschen zum Inhalt hat. Die Persönlichkeit des Menschen ist veränderlich, der Charakter ist unveränderlich; die Anlagen können nicht vermehrt oder verringert, sondern nur mehr oder weniger zur Entwicklung gebracht werden.

Es sei ausdrücklich betont, daß die vorgeschlagene Unterscheidung „Charakter ist die allgemeine, Persönlichkeit die jeweilige psychische Eigenart des Einzelmenschen“ keineswegs den Anspruch erhebt, eine vollkommene Definition dieser beiden Begriffe zu geben. Eine solche ist gegenwärtig noch nicht möglich; „Persönlichkeit“ und „Charakter“ sind Ausdrücke, die heute zwar jeder Psychologe verwendet, von denen aber keiner genau sagen kann, was sie bedeuten. Der Amerikaner Gordon W. Allport hat sich die Mühe gemacht, aus der internationalen Literatur die wichtigsten Begriffsbestimmungen von „Person“ und „Persönlichkeit“ zusammenzustellen; es ergaben sich 49 Definitionen, zu denen Allport die 50. mit folgender Formulierung hinzufügte: „Persönlichkeit ist die dynamische Ordnung derjenigen psychophysischen Systeme im Individuum, die seine individuellen Anpassungen (Adjustments) an seine Umwelt bestimmen“; dabei bedeutet „Ordnung“ vermutlich ungefähr dasselbe wie der deutsche Begriff „Struktur“, während das Wort „dynamisch“ ausdrücken soll, daß die psychologischen Systeme, d. s. körperlich-seelische Eigenschaften oder Eigenschaftsgruppen, sich wechselseitig beeinflussen und Motive für die

Handlungen darstellen, aus denen die Anpassung hervorgeht. Daß in Allports Definition die „Anpassung“ an die Umwelt als die einzige Auswirkung der Persönlichkeit genannt wird, ist typisch amerikanisch gedacht; die meisten europäischen Psychologen dürften der Behauptung zustimmen, daß sich die Persönlichkeit des Menschen auch in rein „innerseelischen“ Bereichen auswirkt, die allerdings nur durch die — in Amerika verfemte — Selbstbeobachtung erfassbar sind: z. B. in der Art des Fühlens und Denkens, in der Stellungnahme zu sich selbst, zu eigenen Schwächen oder Konflikten, im Erlebnis des Verantwortungsbewußtseins oder Schuldgefühls, in religiösen oder weltanschaulichen Einstellungen usw.

Es wäre natürlich falsch, aus der Tatsache, daß es noch keine allgemein anerkannte Definition von „Persönlichkeit“ gibt, den Schluß zu ziehen, daß es daher auch keine Persönlichkeitsforschung geben könne; im Gegenteil — gerade weil in diesem Gebiete über die grundlegenden Tatsachen und Begriffe noch keine Klarheit besteht, ist intensive Forschungsarbeit besonders notwendig. Wahrscheinlich wird man dabei mit einem einzigen Persönlichkeitsbegriff nicht das Auslangen finden; je nach dem Gesichtspunkt, von dem aus man einen Menschen betrachtet, ergeben sich verschiedene Begriffe von „Charakter“ und „Persönlichkeit“ (wobei alle w e r t e n d e n Gesichtspunkte — z. B. in der Ausdrucksweise „er hat Charakter“, „er ist eine Persönlichkeit“ von vornherein ausgeschaltet werden müssen). Berücksichtigt man z. B. die Tatsache, daß man eigene Triebe ablehnen und bekämpfen kann, so ergeben sich neue Begriffe von „Charakter“ und „Persönlichkeit“. Ein Trinker oder Morphinist, der gegen seine Sucht ankämpft, wird geneigt sein, die Tendenz zum Widerstand gegen die Sucht als Komponente seiner Persönlichkeit zu betrachten, während er die Sucht selbst als etwas erlebt, was seiner Persönlichkeit als gefährlicher Drang gegenübertritt und von ihr überwunden werden sollte; andererseits ist aber nicht zu bestreiten, daß die Sucht ebenfalls zu ihm gehört. Man kann dies zum Ausdruck bringen, indem man etwa sagt: zu seinem Charakter gehört auch ein starker Drang zu Genußgiften, gegen den seine Persönlichkeit trotz ehrlichen Bemühens nicht immer aufkommt. So ergibt sich, daß man von einer Persönlichkeit im engeren Sinn sprechen kann, die nur die zum jeweiligen „ich“ gehörenden Komponenten umfaßt, während mit „Charakter“ a l l e in einem bestimmten Menschen wirksamen Kräfte gemeint sind. Mit diesem Beispiel ist auch

gezeigt, daß man nicht ohne weiteres von einer „Einheit der Persönlichkeit“ sprechen kann, wie es vielfach geschieht; es gehört zu den entscheidenden Unterschieden zwischen Mensch und Tier, daß der erstere zu seinen eigenen Triebregungen und Handlungen eine ablehnende Stellung einnehmen kann, die zu „inneren Kämpfen“ führt. Die Begriffe „Selbstbeherrschung“, „Selbstkritik“, „Selbstüberwindung“, „Selbstvorwurf“ bringen diese Zwiespältigkeit des Menschen sehr klar zum Ausdruck; setzt man den Begriff „Persönlichkeit“ dazu in Beziehung, so wird man darunter nicht den beherrschten, kritisierten oder überwundenen Anteil des eigenen Selbst verstehen, sondern denjenigen, der andere Anteile beherrscht, kritisiert oder überwindet. Zum „Charakter“ hingegen wird man auch diejenigen Komponenten zählen müssen, gegen die sich die ablehnende Stellung der Persönlichkeit richtet.

Für die praktische charakterologische Arbeit ergibt sich aus dem Gesagten, daß man mit den üblichen Hilfsmitteln (Tests, Ausdruck, Verhaltensbeobachtung) im allgemeinen nur die jeweilige Persönlichkeit des Menschen erfaßt. Die Lebenslauf-forschung kann Aufschlüsse über frühere Persönlichkeitsstadien geben. Mit all dem ist aber noch keine Charakterbeschreibung möglich. Man kennt einen Menschen nicht, wenn man von ihm nur dasjenige weiß, was zu voller Entwicklung gelangt ist; man kennt ihn — und ebenso sich selbst — erst dann, wenn man ahnt, was noch unentwickelt in ihm steckt und bei entsprechenden äußeren Anlässen zur Auswirkung kommen wird.

X Charakter und Geschlecht

Von allen charakterologischen Einzelproblemen ist die Beziehung des Charakters zum Geschlecht entschieden das ungeklärteste. Obwohl es an theoretischen und experimentellen Bemühungen, auf diesem Gebiete endlich zu gesicherten Feststellungen zu kommen, nicht gefehlt hat, ist man heute noch weit davon entfernt, die entscheidenden Unterschiede zwischen männlicher und weiblicher Eigenart angeben zu können. Nicht einmal über den Grund der Erfolglosigkeit aller diesbezüglichen Untersuchungen kann man etwas Sicheres sagen; man hat ihn bald in dem Umstand gesucht, daß die weiblichen Eigenschaften infolge der männlichen Vorherrschaft nicht genug zur Geltung kämen, bald in einer allzu großen Verschiedenheit zwischen männlicher und weiblicher Eigenart, die dem Manne das Verstehen der weiblichen Psyche unmöglich mache, bald in einer besonderen Plastizität und Suggestibilität der Frau, infolge welcher sie in ihren Eigenschaften zum größten Teile nur das Produkt der sie beeinflussenden Umgebung sei. Von allen diesen Gründen ist wahrscheinlich derjenige des mangelnden männlichen Verständnisses für die weibliche Eigenart der zutreffendste; der Hauptgrund aber für die Unzulänglichkeit aller Untersuchungen über charakterologische Geschlechtsunterschiede liegt sicher in dem Umstand, daß die charakterologische Forschung als solche erst in ihren Anfängen steht und noch keine Möglichkeit zu feineren und subtileren Differenzierungen bietet. Bevor es eine Typologie der Frauen geben kann, wird es eine Psychologie der Frauen geben müssen; solange man die allgemein weiblichen Eigenschaften nicht kennt, wird man zur Aufstellung besonderer weiblicher Charaktertypen nicht kommen können.

Wie schlecht es um die Kenntnis der seelischen Geschlechtsunterschiede steht, beweist ein Überblick über die vorliegenden experimentellen Untersuchungen, von denen man infolge ihrer Methodik das Sicherste, was sich auf diesem Gebiete sagen läßt, erwarten sollte. Die umfassendste Arbeit dieser Art ist zwar alt (1917), aber nicht überholt; sie stammt von O. Lipmann. Nach ihr sind die Knaben — die Untersuchungen wurden an Schulkindern angestellt — den Mädchen überlegen, z. B. in Begabung, Unterrichtsleistung und Interesse für Mathematik, Technik, Zeichnen, Geschichte, Politik, ferner im Erwerbssinn, im Streben nach Macht und

nach Ehre — die beiden letzten Behauptungen sind von H e y m a n s zugunsten der Mädchen bestritten —; schließlich sind die Knaben unartiger, fauler, unordentlicher, lügenhafter und unbescheidener, dafür aber witziger, mutiger und ernster. Die Mädchen sind den Knaben überlegen in Handfertigkeit, Phantasie, Rechenschnelligkeit, Begabung und Interesse für lebende Fremdsprachen, Neigung zu intellektueller und sozialer Tätigkeit sowie im Geschmacks-, Gehör- und Farbensinn; sie sind eitler, artiger, fleißiger, ordnungs- und wahrheitsliebender, furchtsamer, bescheidener, heiterer und impulsiver als die Knaben. Diese Resultate wurden durch Fragebogen an Lehrer, durch Feststellung der Lieblingslektüre, des Lieblingsspieler, der Beliebtheit der einzelnen Unterrichtsfächer, durch Fragen an die Kinder, welche Eigenschaften sie gerne besitzen bzw. nicht besitzen möchten oder welche Eigenschaften die „Idealperson“, das ist diejenige, der sie am liebsten gleichen möchten oder die ihnen am besten gefällt, besitzen müsse, aus der Zusammenfassung ausländischer Untersuchungen, z. B. einer großen Enquete von H e y m a n s, und eigener Arbeiten von L i p m a n n aus 8542 Geschlechtsvergleichen, erzielt. Viel ist mit solchen Ergebnissen nicht anzufangen. Die wichtigste Feststellung, die sich aus ihnen ergibt, ist diejenige, daß die auf experimentelle Art konstatierten psychischen Geschlechtsunterschiede außerordentlich geringfügig sind; „in weitaus den meisten Beziehungen liegen also keine oder nur minimale Geschlechtsunterschiede vor, und nur einige wenige Eigenschaften können als sekundäre Geschlechtsmerkmale betrachtet werden“. Jüngere Untersuchungen haben nichts wesentlich Neues gebracht; T h y e n hat auf Grund der Verarbeitung von 19.000 Schulzensuren von Knaben und Mädchen gezeigt, daß die Reihenfolge der Leistungshöhe bei Knaben die Fächer: Geschichte, Mathematik, Deutsch, Fremdsprachen ergibt, während diejenigen der Mädchen mit Deutsch beginnt und über Fremdsprachen und Mathematik zur Geschichte als niedrigstem Leistungsfach absinkt; der Schulwille scheint bei den Mädchen erheblich größer zu sein als bei den Knaben. A r g e l a n d e r kam in einer zusammenfassenden Untersuchung zu der Meinung, daß die Erfassung der Außenwelt beim Knaben mehr auf dem Wege der Merkmalabstraktion, beim Mädchen mehr im Sinne einer ganzheitlichen Ausfassung vor sich gehe.

Experimentell gesicherte Unterschiede zwischen Frauen und Männern kennt man in verschiedenen Bereichen der Wahrnehmung. Den Männern überlegen sind die Frauen nach einigen amerikanischen Untersuchungen im raschen Erfassen von Einzelheiten (was vermutlich auf schnelleren Wechsel der Aufmerksamkeit hinweist). Hingegen erwiesen sich die Männer besser in der räumlichen Orientierung, sofern es dabei darauf ankam, von irreführenden Eindrücken der Umgebung abzuweichen; in den sehr bekannt gewordenen Experimenten von Witkin und seinen Mitarbeitern, in denen z. B. der Prüfling in einem nach allen Richtungen neigbaren Sessel sitzt, der sich in einem ebenfalls neigbaren Raum befindet, wurde die Aufgabe, Sessel und Raum gerade zu stellen, von den Männern besser gelöst (zit. n. Anastasi 1958). In Schweden hat S a n d s t r ö m ein sehr einfaches Experiment über räumliche Lokalisation durchgeführt, bei dem die Mädchen beträchtlich schlechtere Resultate lieferten als die Knaben: auf einer 4 mm dicken Tischplatte war ein Punkt angezeichnet, der bei binokularer Fixation auf der Unterseite der Tischplatte mit einer Stecknadel getroffen werden mußte, wobei sich bei den Mädchen im Durchschnitt Abweichungen von 27,6 mm ergaben (gegenüber 17,1 bei den Knaben).

In ihrem Bericht über die amerikanischen Untersuchungen zur Frage der Geschlechtsunterschiede betont Anne A n a s t a s i besonders die Tatsache, daß die Frauen den Männern in sprachlicher Hinsicht überlegen sind. Die Mädchen lernen früher sprechen als die Knaben, ihr Wortschatz wächst schneller an (unter amerikanischen Kindern verstehen im Alter von 18 Monaten die Knaben durchschnittlich 14, die Mädchen 38 Worte, im Alter von 2 Jahren 49 bzw. 78). In Tests, mit denen sich die „Wortflüssigkeit“ feststellen läßt, brachten es die Mädchen zu besseren Leistungen als die Knaben; ebenso waren in manchen Gedächtnistests (z. B. Bildgedächtnis und Gedächtnis für logische Zusammenhänge) die weiblichen Testresultate signifikant besser als die männlichen. Anastasi führt dies darauf zurück, daß solche Gedächtnisinhalte sprachlich formulierbar seien, so daß sie von den Frauen wegen ihrer höheren verbalen Begabung leichter behalten werden.

Mit allen diesen Resultaten ist über das Wesentliche der männlichen und weiblichen Eigenart recht wenig gewonnen. Etwas aussichtsreicher scheint eine Betrachtung des Anteiles der Männer und Frauen an den Kulturleistungen. Es ist oft

genug betont worden, daß die großen Leistungen in der Philosophie, in der Musik, Malerei, Bildhauerei, Architektur und Technik ausschließlich von Männern stammen und daß die weiblichen Leistungen in der Literatur, Wissenschaft und Politik außerordentlich spärlich sind; soferne aber tatsächlich wertvolle Werke von Frauen vorliegen, handelt es sich, wie Weininger und Kretschmer zu zeigen versucht haben, durchwegs um Frauen mit starken männlichen Einschlägen, eine Behauptung, die nicht ganz allgemein gilt: man denke etwa an Maria Theresia, Liselotte von der Pfalz, Bettina Brentano u. a. m. Für eine sehr große Zahl kulturell produktiver Frauen hat Weininger allerdings den Nachweis erbracht, daß „die Männlichkeit jener Frauen auch physiognomisch in Antlitz und Gestalt zum Ausdruck kommt“, und Kretschmer ist durch die gleichen Überlegungen und Untersuchungen zu der Meinung gekommen, daß alle großen Frauen eigentlich große Männer waren.

Wenn irgendwo, so ist am ehesten hier eine Ansatzmöglichkeit zu einer Charakterologie der Geschlechter gegeben. Nur eines muß man dabei von allem Anfang an vermeiden: man darf das Problem nicht von ausschließlich männlichen Wertgesichtspunkten aus betrachten, wie man es bisher häufig getan hat. Abgesehen davon, daß Spranger wahrscheinlich recht hat, wenn er behauptet, die höchste Produktivität des Mannes sei „an die seelische Vermählung mit einem weiblichen Geiste gebunden“, denn „geistige Geburten geschehen immer nur auf zweigeschlechtlichem Wege“, wird man sagen dürfen, daß die typisch männliche und weibliche Eigenart voneinander so verschieden sei, daß sie einen Vergleich und damit eine vergleichende Bewertung überhaupt nicht erlaube. Sei dies wie immer; sicher ist jedenfalls, daß der weiblichen Psyche im allgemeinen die Befähigung zu gewissen schöpferischen Leistungen fehlt. Die Frauen sind philosophisch, künstlerisch, technisch, soferne es sich um produktive, nicht um nachbildende oder beurteilende Tätigkeit handelt, unbegabt. Diese Tatsache ist eigentlich die einzige, die im ganzen Gebiet der vergleichenden Psychologie der Geschlechter als unbestreitbar gelten kann und die zugleich bedeutsam genug ist, um als Ausgangspunkt für eine psychologische Überlegung dienen zu können; gelänge es, für sie eine Erklärung zu finden, so wäre damit vielleicht etwas zum besseren Verständnis der allgemeinweiblichen Wesensart gewonnen.

Einige Eigenschaften der weiblichen Eigenart werden auch in der Lehre von Klages in gelegentlichen Bemerkungen hervorgehoben. Vor allem sei die Meinung, die Frau habe weniger Verstand als der Mann, „gründlich verkehrt“: „Die typische Frau hat einen andern Verstand als der typische Mann, wovon eine wichtigste Ursache darin liegt, daß ihr Erfassen und Denken vorwiegend lebensabhängig ist, das des Mannes vorwiegend geistesabhängig“. Den Frauen kommt nach Klages ferner — entgegen einer verbreiteten Meinung — eine größere Objektivität in der Auffassung von Personen zu, und zwar gerade deshalb, weil das Vorwiegen der persönlichen Auffassungsrichtung, d. h. des Interesses für Personen und alles mit Personen Zusammenhängenden, eine weibliche, das Vorwiegen der sachlichen Auffassungsrichtung, d. i. des Interesses für bloße Sachverhalte, wie Staat, Wissenschaft, Kunst, Politik usw., eine männliche Eigenschaft ist.

Die größere Objektivität der Frauen in personeller Hinsicht, die sich darin äußert, daß sie „z. B. einen Mann leidenschaftlich lieben und gleichwohl ein scharfes Auge für seine Mängel haben“ kann, wird mit folgender Überlegung zu erklären versucht: bei der sachlichen Auffassungsrichtung, wie sie dem Manne zukommt, wird das ganze Denken vorwiegend durch generelle Gefühle, z. B. durch Gefühle für Wahrheit, für Recht, für staatliches Zusammenleben usw., bestimmt, in der persönlichen Auffassungsrichtung hingegen, wie sie die Frauen besitzen, sind personelle Gefühle — persönliche Neigung, Bewunderung, Liebe, Widerwille, Ekel — in erster Linie entscheidend. Entstehen nun in einem Manne starke persönliche Gefühle, so trachtet er, sie durch die in seiner sachlichen Gesamteinstellung angelegten Bewertungen zu motivieren: „liebt er z. B. ein Mädchen, so ist etwas in ihm darauf aus, das Mädchen schön oder interessant oder herzensgut, kurz irgendwie vortrefflich zu finden“. Bei der Frau hingegen stehen die sachlichen und allgemeinwertenden Gefühle von vornherein im Hintergrund, so daß das eben beschriebene Bedürfnis des Mannes, die besonderen persönlichen Gefühlserlebnisse mit seinen allgemeinen sachlichen Gefühlen in Einklang zu bringen, für sie nicht besteht: „sie kann also jemanden lieben, ohne zu finden, er sei besonders schön oder interessant oder herzensgut; sein Wert besteht für sie darin, daß sie ihn liebt“. „Liegt somit die mögliche Ungerechtigkeit des Mannes vorzugsweise darin, daß

er seine Werturteile zugunsten seiner persönlichen Gefühle fälscht, so liegt die mögliche Ungerechtigkeit der Frau vorzugsweise darin, daß sie den Allgemeinwerten die Bedeutung und Verbindlichkeit unwillkürlich aberkennt und ihr persönliches Gefühl zum Maßstab alles Wertens macht.“

Auf einige andere theoretische Versuche, zu einer Psychologie der Frau zu kommen, braucht nicht eingegangen zu werden, weil sie in ihren Ergebnissen so vielfach bestritten wurden, daß man sie nicht als gesichert gelten lassen kann. Die wichtigsten dieser Arbeiten stammen von *Heymans*, der alles aus der größeren Emotionalität der Frau erklärt, und von *Liepmann*, der diese größere Gefühlserregbarkeit zugibt, sie aber auf die größere „Vulnerabilität“ (Verwundbarkeit) der Frau, die sich schon in der Art ihres Körperbaues ausdrücke, zurückführt.

Was an experimentell oder historisch gesicherten Resultaten der vergleichenden Psychologie der Geschlechter übrigbleibt, sind ein paar Unterschiede in den Schulleistungen und einige Begabungsmängel der weiblichen Psyche. Alles übrige ist Theorie; eine Tatsache, die deutlich genug zeigt, wie weit man heute von einer vollkommenen Charakterologie und Psychologie der Geschlechter noch entfernt ist.

X Persönlichkeits-Theorien

Schichten-Theorien

In den Anfängen der Psychologie wurde oft die Unterscheidung „niedereres“ und „höheres“ Seelenleben verwendet; es sollte auf diese Weise die Region der Triebe, Bedürfnisse, Leidenschaften und Begierden dem geistigen Leben — Denken, Fühlen, Wollen — gegenübergestellt werden. Diese beiden „Schichten“ der menschlichen Persönlichkeit wurden in präzisierter und verfeinerter Form von vielen Autoren in den wissenschaftlichen Sprachgebrauch übernommen und zur Erklärung der seelischen Spannungen und Konflikte herangezogen. Eine entscheidende Rolle spielt diese „Schicht-Theorie“ der Persönlichkeit in der Lehre von Sigmund Freud, der den unbewußt wirkenden Triebregungen das bewußt erlebende „Ich“ gegenüberstellte, dem er schon in seinen ersten Schriften (1895) eine abwehrende Funktion gegenüber unlustvollen Erlebnissen zuschrieb; diese zensurierende Instanz innerhalb des „Ich“, in der die aus Erziehung und Umwelt übernommenen ethischen Forderungen enthalten sind, bezeichnete Freud später (1914) als „Ich-Ideal“. Für die Gesamtheit der triebhaften Bedürfnisse, in deren Mittelpunkt der Sexualtrieb steht, übernahm er dann von dem Wiener Psychoanalytiker G. Groddeck im Jahre 1923 den Begriff „das Es“ und ersetzte den Ausdruck „Ich-Ideal“ durch die Bezeichnung „Über-Ich“, dem nun eine selbständige richterliche Funktion zugewiesen wird; das „Über-Ich“ entwickelt sich aus den Geboten und Verboten, die in der Kindheit von der elterlichen Autorität aufgestellt wurden, aber auch aus den Normen und Forderungen des sozialen Zusammenlebens, so daß es im bewußten Erleben die Rolle spielt, die man in der Alltags-Psychologie als „Gewissen“ bezeichnet. Zwischen „Es“ und „Über-Ich“ steht das „Ich“ — oft von beiden bedrängt, weil es zwischen den Forderungen der Triebe und denjenigen des Gewissens immer wieder zu Konflikten kommt.

Das „Es“ und das „Ich“ kehren wieder in Erich Rothackers Schichten-Theorie (1938), in welcher die „Schichten“ als Teile der Persönlichkeit bestimmt werden, die eigenen Gesetzen unterliegen. Das „Es“ — auch das „Tier in uns“ genannt — umfaßt die vitalen Triebe und Gefühle (daher auch als „Vitalperson“ oder „Tiefenperson“ bezeichnet), während das „Ich“ als kontrollierendes Zentrum aufgefaßt wird;

dazwischen liegt nach Rothacker eine nur unklar definierte „Person-Schicht“, die ebenso wie das „Ich“ nur dem Menschen zukommt und die durch Erziehung und Lebenserfahrung entstandene Organisationsform der Persönlichkeit darstellt. Das Verdienst Rothackers liegt weniger in seiner Schichten-Lehre der Persönlichkeit, deren Grundidee durch das Bild „das Ich reitet auf dem Es“ illustriert wird, sondern darin, daß er dabei phylogenetische und ontogenetische Gesichtspunkte anlegte und die Persönlichkeitsentwicklung in enge Beziehung zur Gehirnentwicklung brachte, wie dies allerdings schon vorher (1926) Friedrich Kraus mit seiner Unterscheidung zwischen „Tiefenperson“ und „kortikaler Person“ vorgeschlagen hatte.

Im gleichen Jahre wie Rothackers Schichten-Lehre veröffentlichte Philipp Lersch seine Theorie über den „Aufbau der Person“, in welcher ebenfalls zwei Schichten unterschieden werden: der „endothyme Grund“, der Lebensgefühl, Selbstgefühl, Affekte und Strebungen umfaßt, und der „rationale Oberbau“, zu dem er den Willen und die intellektuellen Funktionen zählt. Aus dem Zusammenspiel dieser beiden Regionen versucht er in feinsinnigen Analysen den individuellen Charakter abzuleiten; zwischen den beiden Regionen besteht jedoch nach der Theorie von Lersch keine feindliche Spannung, sondern eher eine entwicklungsgeschichtlich begreifliche Ergänzung.

Eine Schichten-Theorie, aus der sich eine neue Auffassung „Persönlichkeit als Prozeß“ entwickelte, vertritt Robert Heiss, der von der Gegensätzlichkeit zwischen Getriebenheit und Fähigkeit ausgeht. „Am Anfang des Lebens hat die Drangwelt die Führung, allmählich entwickelt und scheidet sich davon die Welt der Fähigkeiten, und es trennen sich beide Daseinsrichtungen voneinander. Wir verspüren erst dann das Werden der Persönlichkeit im Kinde, wenn beide Welten ihre Gestalt gewinnen.“ Daraus entsteht der „Lebenszwiespalt“, aus dem sich in Spannung und Ausgleich die Persönlichkeit als „schwebendes Gleichgewicht“ entwickelt. Der Schichtengedanke kommt in der Annahme einer „vitalen Tiefenpersönlichkeit“ zum Ausdruck. Der Hauptwert dieser Lehre liegt in der Hypothese vom „Lebenszwiespalt“, der mit seinen persönlichkeitsbildenden Krisen und Konflikten einen sehr fruchtbaren Grundgedanken darstellt, aber sicher nicht nur aus dem Gegensatz von Trieben und Fähigkeiten abgeleitet werden kann.

S t r u k t u r - T h e o r i e n

Viel älter als die Bemühungen, die einzelnen Charaktereigenschaften experimentell oder mit Hilfe von Tests zu erfassen und daraus die Persönlichkeit sozusagen Stück für Stück aufzubauen, sind die rein theoretischen Ansätze, die versuchen, die ganze Mannigfaltigkeit der menschlichen Individualität aus wenigen Grundeigenschaften abzuleiten. In den ersten Anfängen der wissenschaftlichen Psychologie machte man sich diese Aufgabe sehr leicht; man stellte einige wenige Charaktermerkmale zusammen und kombinierte sie unter verschiedenen Gesichtspunkten zu einfachen „Persönlichkeits-Strukturen“.

William Stern führte schon im Jahre 1911 in seinem Buche „Differentielle Psychologie“ nicht weniger als 15 „Strukturschemata“ des Charakters an. Ihr praktischer Wert ist sehr gering; aber auch theoretisch sind sie ziemlich bedeutungslos geblieben, weil sie meist ohne empirische Grundlagen und ohne Rücksicht auf das wirkliche Leben am Schreibtisch erdacht wurden und daher abstrakte Spekulationen geblieben sind. Mit einigen wenigen Komponenten läßt sich weder eine Einzelpersonlichkeit erfassen noch die Mannigfaltigkeit der menschlichen Charaktere auch nur annähernd bewältigen. Nicht wegen ihres wissenschaftlichen Wertes, sondern mehr als Warnung vor solchen rein theoretischen Konstruktionen sind im Folgenden die „Kreuzungs-Schemata“ dargestellt, mit deren Hilfe Wilhelm Wundt und Hermann Ebbinghaus die vier Temperamente, die Hippokrates im Jahre 400 vor Christus aufgestellt hat, zu erklären suchten. Wundt kreuzte die Gegensatzpaare: starke und schwache, schnelle und langsame Affektanlage und kam dadurch zu dem Schema:

	stark	schwach
schnell	choleric	sanguinisch
langsam	melancholisch	phlegmatisch

Ebbinghaus verband optimistische und pessimistische Lebenshaltung mit der Auswirkungsart der Gefühle:

	mehr optimistisch	mehr pessimistisch
mehr affektartig (stürmisch und lebhaft)	sanguinisch	choleric
mehr stimmungsartig (verhalten und nachhaltig)	phlegmatisch	melancholisch

Gegenüber diesen primitiven Ansätzen zu einer Theorie der Persönlichkeitsstruktur bedeuten einige neue Versuche, zu einem System der Charaktereigenschaften zu gelangen, einen sehr beträchtlichen Fortschritt. Obwohl sie nicht auf Experiment und Statistik aufbauen, sondern von allgemeinen, in der Selbstbeobachtung jedes Menschen feststellbaren Tatsachen ausgehen und unmittelbar verstehbare Zusammenhänge suchen (sie gehören daher in den Bereich der geisteswissenschaftlichen Psychologie), enthalten sie neue Gesichtspunkte, die der lebendigen Wirklichkeit entnommen sind und daher auch auf die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Charakterforschung übertragen werden können. Diese geisteswissenschaftlichen Systeme können hier leider nur skizzenhaft geschildert werden, weil sich ihre — meist der Alltagserfahrung, der Selbstbeobachtung oder den Charakterschilderungen der Dichter entnommenen — Begründungen nicht kurz darstellen lassen. Worauf es der geisteswissenschaftlichen Charakterforschung ankommt, läßt sich mit der Begriffsbestimmung illustrieren, die Albert Wellek von der Charakterkunde gibt: „Charakterkunde ist eine Wesens- oder Seinswissenschaft, die nicht von psychischen Phänomenen oder Erscheinungen, d. h. Bewußtseins- oder Erlebnisinhalten und -vorgängen (aber auch nicht von vor- und unbewußten Inhalten und Vorgängen — wie in der Regel die sogenannten Tiefenpsychologien) handelt, sondern eben vom seelischen Sein und So sein (des Menschen und auch der Tiere)“. Die Grundgedanken, die Wellek von diesem Standpunkt aus entwickelt, sind — in skizzenhafter Darstellung — folgende: es sei eine triviale Tatsache, daß der Mensch „gegensatzhaltig, ja widerspruchsvoll ist und unter („polaren“) Spannungen steht“; ein wesentlicher Grund für charakterologische Fehltritte und Irrungen liege darin, daß „fälschlich die schlechthinnige Einheitlichkeit ‚des‘ Charakters als eine Selbstverständlichkeit unterstellt wird“. Hierin kann man Wellek nur restlos zustimmen; ebenso in seiner Behauptung, daß polare Gegensätze „nicht einfach bloß Gegensätze, sondern zugleich zusammengehörig, für- und durcheinander gefordert, aufeinander verwiesen sind“. Sie sind „korrelativ“ und „koexistent“, man kann sie nur paarweise denken; „sie werden erst einer am andern lebendig“; „zu ihrem Wesen gehört, daß sie — ohne reine Negationen voneinander zu sein — von der Spannung gegeneinander leben, an diesem einander Entgegengesetztsein gerade ihre eigentümlichste Prägung erfahren“. Was

der Choleriker ist, wird daran deutlich, was der Phlegmatiker ist, und umgekehrt; ohne daß doch der Phlegmatiker bloß der Nicht-Choleriker oder der Choleriker bloß der Nicht-Phlegmatiker wäre — ja eben deshalb. Es besteht hier also ein polarer koexistentialer Zusammenhang zwischen bestimmten Formkreisen menschlichen Seins, kurz gesagt: „Polarität“. Auf diesen Grundgedanken aufbauend, stellt Wellek drei Gruppen (Intensität — Extensität, Extraversion — Introversion, Eshaftigkeit — Ichhaftigkeit) von je sieben Gegensatzpaaren auf, insgesamt also 21 polare Eigenschaftspaare, die im einzelnen besprochen werden. Das Entscheidende an seiner Auffassung ist das „Polaritäts-Denken“: man dürfe nicht fragen, ob eine Charaktereigenschaft vorhanden sei oder nicht, sondern es könne nur die Eigenschaft oder ihre Gegeneigenschaft vorhanden sein. Manche Polaritäten, die Wellek aufstellt, machen ein wenig den Eindruck schematisierter Abstraktionen; empirische Hinweise im Sinne der naturwissenschaftlichen Forschung fehlen. Einen solchen Hinweis könnte man in der Tatsache sehen, daß die Persönlichkeitsdimensionen der statistischen Persönlichkeitsforscher ebenfalls vielfach polaren Charakter aufweisen.

„Persönlichkeit als Struktur“ ist auch für Hans Thoma e der leitende Gesichtspunkt, den er mit einem entwicklungspsychologischen Aspekt „Persönlichkeit als Prozeß“ (vorher schon von R. Heiss u. a. vertreten) verbindet. Seine Meinungen lassen sich in gedrängter Form nicht darstellen; es sei nur erwähnt, daß er drei „Kerngebiete“ der Persönlichkeit unterscheidet, die er als „propulsive“, „impulsive“ und „prospektive“ Sphäre bezeichnet. Die propulsive Sphäre umfaßt die formbar bleibenden Bereiche, die nicht in feste Verhaltensformen eingehen; die impulsive Sphäre enthält die verfestigten, habituell gewordenen Verhaltensweisen und Bedürfnisbefriedigungen; und die prospektive Sphäre ist der Bereich der planenden, auf die Zukunft ausgerichteten Erlebnisse. Bei verschiedenen Menschen dominieren verschiedene Sphären. Aus der individuell verschiedenen Entwicklung dieser Sphären entstehen die einzelnen Charaktere, die sich verschiedener „Daseinstechniken“ bedienen; außerdem aber auch die „Charakter-Eigenschaften“, die Thoma e in einem „Ordnungsmodell“ ungefähr nach Antrieb, Anpassung, Stabilität, Gemütsbeteiligung und Beeinflußbarkeit aufgliedert. Das

Ziel einer Persönlichkeitsbeschreibung mit Hilfe von Eigenschaften ist nach *Thomae* nicht eine „Summierung . . . von formalen Eigenschaften“, sondern „eine Schilderung der Art, wie ein Mensch in der Welt steht, wie er auf sie zugeht und ihre Einwirkungen beantwortet, was er von ihr erwartet und wie er Enttäuschung, Förderung, Erfolg, Erfahrung um Krankheit und Tod abfängt“.

Ebenso wichtig und interessant wie der Inhalt der Meinungen *Welleks* und *Thomae*s ist ihre Tendenz: sie alle wollen eine Ordnung der Charaktereigenschaften finden, indem sie feststellen, welche Eigenschaften „zusammengehören“. Genau dieselbe Aufgabe stellten sich *Jung*, *Kretschmer*, *Jaensch* und *Pfahler*, die aus solchen zusammengehörigen Eigenschaften ihre Typen konstruierten. Aber auch die psychologischen Statistiker in England und Amerika haben das gleiche Ziel; sie wollen aus Testergebnissen „zusammengehörige“ Merkmale herausrechnen. Überall in der Welt arbeitet die Persönlichkeitsforschung am gleichen Grundproblem: an der Feststellung von Einzelmerkmalen, die „innere Zusammenhänge“ aufweisen und daher ein „Syndrom“ bilden. Es ist dasselbe Bestreben, das in der Medizin zur Auffindung von „Symptomen-Komplexen“ für die einzelnen Krankheiten führte — von zusammengehörigen, charakteristischen Merkmalen, die sich wechselseitig bedingen oder alle von einem Grundmerkmal hervorgebracht werden. Bekanntlich ist dieses Bemühen in der Psychologie schon alt; wenn man die modernen Publikationen von *Wellek* oder *Thomae* nur oberflächlich durchsieht, wird man an die Schemata erinnert, die *Wundt*, *Ebbinghaus* u. a. um die Jahrhundertwende veröffentlichten: hier wie dort finden sich „Tabellen“ und „Übersichten“ von Charaktereigenschaften, häufig mit gleichen Bezeichnungen wie heute, nur anders geordnet. Wo liegt der Fortschritt seit der Jahrhundertwende — liegt überhaupt ein Fortschritt vor? Er liegt in den neuen Gesichtspunkten, unter denen die Charaktermerkmale zu neuen Gruppen vereinigt werden, vor allem aber in neuen Methoden, von denen man hofft, daß sich mit ihrer Hilfe die Struktur der Persönlichkeit in einzelne „Dimensionen“ oder „Persönlichkeits-Sektoren“ aufgliedern läßt. Diese Methoden führten zu den statistisch fundierten „Aufbau-Modellen“ der Persönlichkeit, deren Grundprinzip kurz dargestellt werden soll.

Statistische Persönlichkeitstheorie

Die Begründer der charakterologischen Typensysteme suchten Merkmalsgruppen, die für die Typen charakteristisch sind und von denen angenommen werden konnte, daß die in ihnen vorhandenen Einzelzüge nicht zufällig zusammen auftreten, sondern daß zwischen ihnen „innere Zusammenhänge“ beständen. Es könnte z. B. sein, daß Eigenschaften wie Ablenkbarkeit und Umstellbarkeit davon abhängen, ob ein Mensch in seinem Vorstellungsverlauf zu Perseveration neigt; starke Perseveration würde dazu führen, daß ein Erlebnisinhalt, sobald er einmal aufgetreten ist, fest im Bewußtsein verharret, woraus es verständlich würde, daß sich neue Inhalte schwer dagegen durchsetzen, so daß die Umstellbarkeit gering sein würde. Wenn ein Erlebnisinhalt die Tendenz zum Verharren aufweist, so können auch äußere Reize nicht so leicht neue Erlebnisse erzeugen — daher wird auch die Ablenkbarkeit gering sein. Auf diese Weise wird es „verständlich“, daß ein Perseverativer schwer ablenkbar und umstellbar ist — die Perseveration darf als „Grundmerkmal“ aufgefaßt werden, aus dem sich die geringe Ablenkbarkeit und Umstellbarkeit als Wirkung von selbst ergibt.

Man soll den Wert solcher psychologischer Ableitungen nicht unterschätzen; sie sind oft der Ursprung neuer Gesichtspunkte. Exakt sind sie natürlich nicht; und ihre Richtigkeit läßt sich nicht beweisen, weil sie nichts anderes sind als Folgerungen aus der spezifischen Art eines Erlebnisverlaufes: aus der „Natur“ oder dem „Wesen“ der Perseveration folgt von selbst, daß sie das Auftreten neuer, anderer Erlebnisse erschwert und dadurch die Merkmale „schwer umstellbar“ und „schwer ablenkbar“ hervorbringt. Man muß natürlich experimentell untersuchen, ob Menschen mit starker Perseveration tatsächlich schwer abzulenken sind und sich schwer umstellen können; in den bisher durchgeführten Versuchen hat sich dies bestätigt, so daß man von einem „Merkmals-Syndrom“, bestehend aus starker Perseveration, schwacher Ablenkbarkeit und schwacher Umstellbarkeit sprechen und dieses ganze Syndrom als charakteristisch für den schizothymen Typus bezeichnen kann. Die oben skizzierte Ableitung wäre dann die Theorie, die die inneren Zusammenhänge zwischen diesen drei schizothymen Merkmalen aufklärt und dabei die Perseveration als das Grundmerkmal auffaßt.

Der exakte Naturforscher ist aber mit solchen Ergebnissen nicht zufrieden. Es stört ihn, daß dabei immer nur von „schwacher“ Ablenkbarkeit und „schwacher“ Umstellbarkeit gesprochen wird; dazu kommt, daß „perseverativer“ Vorstellungsverlauf eigentlich nichts anderes ist als ein „schwach“ assoziativer Verlauf. Was soll „schwach“ und „stark“ bedeuten, solange man kein Maß hat, das sozusagen den Nullpunkt zwischen beiden angibt, von dem an die Ablenkbarkeit stark oder schwach ist. Man hat es mit sehr vagen quantitativen Angaben zu tun; es fehlen Grenzpunkte, es fehlen ziffernmäßige Größen, mit denen man graduelle Abstufungen durchführen könnte. Es gibt dabei immer nur den „Gegenpol“ als Vergleich: der Schizothyme ist „stärker“ perseverativ als der Zylothyme und dieser „leichter“ umstellbar als der Schizothyme; ohne diese Polarität verlieren diese Gradangaben ihren Sinn, denn niemand weiß, was eine „mittlere“ oder gar „normale“ Perseveration ist. Man muß daher Methoden verwenden, die quantitative Resultate liefern und überdies die Möglichkeit bieten, die Häufigkeit des gemeinsamen Auftretens zweier Merkmale genau zu bestimmen. Das erste Ziel erreicht man durch Experimente mit ziffernmäßig darstellbaren Resultaten, das zweite durch die früher erwähnte „Korrelationsrechnung“ (s. S. 109).

Auf typologische Probleme wurde die Korrelations-Rechnung zuerst von dem österreichischen Psychologen Othmar Sterzinger angewendet; er berechnete 1931 die Korrelation zwischen Kretschmer-Typus und Aufmerksamkeitsleistung in den Versuchen Vollmers (s. S. 55), wobei sich ein Koeffizient von 0,59 ergab. In einer von Sterzinger angeregten Untersuchung über Korrelationen zwischen den typendiagnostischen Methoden von Jaensch fand Eta H u m m e r sehr niedere Werte, die durch spätere Arbeiten von F. M a h l o w und von F. W e i s s e n f e l d bestätigt wurden; Weissenfelds höchster Wert war 0,37. Es ist leicht einzusehen, daß bei hohen Korrelationen ein neuer, präziserer „Typus“-Begriff entwickelt werden könnte: wenn es gelänge, eine große Zahl von Einzelmerkmalen festzustellen, die in sehr starker Häufung gemeinsam auftreten, so hätte man einen Merkmalskomplex, in welchem „zusammengehörige“ Merkmale vereinigt sind — also einen „Typus“ im statistischen Sinne. Wünschenswert wäre es, wenn es gelänge, einen Komplex von vielen Merkmalen zu finden, von denen jedes einzelne nur mit den übrigen im gleichen

Komplex vorhandenen Merkmalen, nicht aber auch mit anderen, nicht zum Komplex gehörigen Eigenschaften korreliert. Das wäre ein idealer „Typus“ im Sinne der Merkmalsstatistik.

Die unerlässliche Voraussetzung für solche, außerordentlich mühsame Untersuchungen besteht in verlässlichen Tests, von denen man mit großer Wahrscheinlichkeit weiß, daß sie ein bestimmtes Merkmal „messen“. Wollte man z. B. feststellen, wie Ablenkbarkeit, Umstellbarkeit und Perseveration miteinander korrelieren, so müßte man an vielen Personen Experimente über diese Merkmale durchführen (d. h. sie auf das Vorhandensein dieser Merkmale „testen“) und dann berechnen, wie groß die Korrelationen zwischen geringer Ablenkbarkeit und geringer Umstellbarkeit, geringer Ablenkbarkeit und starker Perseveration usw. sind; auf diese Weise läßt sich feststellen, ob eine deutlich überzufällige Häufigkeit des gemeinsamen Vorhandenseins von Stärkegraden dieser Merkmale besteht. Dazu muß man aber zuerst untersuchen, ob die verwendeten Tests überhaupt diese Eigenschaften genügend gut prüfen (was man nur dadurch herausfindet, daß man verschiedene Experimente, von denen theoretisch anzunehmen ist, daß in ihnen das gleiche Merkmal, z. B. die Ablenkbarkeit, eine Rolle spielt, durchführt und zwischen ihren Ergebnissen wieder die Korrelation berechnet). Ohne verlässliche Tests ist jede Berechnung von Merkmalskorrelationen sinnlos.

Mit all dem sind nur die wichtigsten Methoden und Probleme der statistisch-experimentellen Persönlichkeitsforschung angedeutet. Die Arbeit auf diesem Gebiete befindet sich in voller Entwicklung; es ist viel von ihr zu erwarten — allerdings nur innerhalb der Grenzen des testmäßig Faßbaren. Merkmale, für die es überhaupt keine oder keine zahlenmäßig auswertbaren Tests gibt, bleiben in statistisch fundierten Persönlichkeitstheorien unberücksichtigt.

Wie bereits bei den Intelligenz-Tests ausgeführt wurde, kann man mit Hilfe der „Faktoren-Analyse“ mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit feststellen, ob den Ergebnissen der verschiedenen Testverfahren ein gemeinsamer „primärer Faktor“ zugrunde liegt. Das „Extrahieren“ solcher Grundfaktoren ist das Hauptziel der statistischen Intelligenz- und Persönlichkeitsforschung. Auf die komplizierten Rechenverfahren kann hier nicht eingegangen werden; in deutscher Sprache wurden sie

kürzlich von Kurt Pawlik ausführlich dargestellt (Pawlik 1965).

Die test-statistische Persönlichkeitsforschung ist in England und Amerika zu hoher Entwicklung gelangt. Der Londoner Psychologe Hans Jürgen Eysenck und die Amerikaner Raymond B. Cattell und J. R. Guilford sind Hauptvertreter dieser Richtung. Eysenck hat ein Persönlichkeitsmodell konstruiert, das auf rein experimentell-statistischen Grundlagen aufgebaut ist. Im Laufe dieser Arbeiten kam es zu einer Auseinandersetzung mit der Typologie Kretschmers. Eysenck testete mit einer Serie von 20 Tests 100 Gesunde, 50 Schizophrene und 50 Manisch-Depressive (die Geisteskranken nicht in akuten Krankheitsphasen). Die Auswertung ergab zwei Faktoren, die sich sowohl bei den Gesunden wie bei den Geisteskranken fanden. Eysenck schließt daraus, daß der von Kretschmer behauptete fließende Übergang von geistig-seelischer Gesundheit zu den Geisteskrankheiten tatsächlich bestehe; allerdings kommt er dabei zu der Auffassung, daß die beiden Hauptformen der geistigen Erkrankungen Gradunterschiede desselben Kontinuums seien — die Manisch-Depressiven hätten den höchsten „Psychose-Faktor“, die Schizophrenen nehmen eine Mittelstellung ein und die Gesunden bilden das „normale“ Ende dieser kontinuierlichen Reihe. Ob Eysenck wirklich annimmt, daß die bisher von der Psychiatrie allgemein angenommenen qualitativen Symptomunterschiede zwischen Schizophrenen und Manisch-Depressiven nur Gradunterschiede seien oder ob seine Tests die qualitativen Symptome nicht erfaßten, ist mir nicht klar geworden. Jedenfalls kommt er im Bereiche der Gesunden zu keinem statistisch gesicherten Unterschied zwischen „schizothym“ und „zyklothym“ (allerdings auf Grund ziemlich niederer Korrelationen), so daß er die Existenz dieser Polarität bezweifelt, aber zugibt, daß eine andere Testauswahl vielleicht andere Resultate ergeben hätte.

Eysencks eigenes System kann hier nur kurz geschildert werden; es ist unmöglich, die komplizierten Berechnungen, die ihm zugrunde liegen, gedrängt darzustellen. Ein „Typus“ ist für Eysenck eine Gruppe korrelierender Charakterzüge; ein Charakterzug ist eine Gruppe korrelierender Verhaltensweisen oder Verhaltenstendenzen. Der Unterschied zwischen „Typus“ und „Charakterzug“ liegt nur im größeren Umfang des Typusbegriffes, der mehrere Züge umfaßt. Ein Beispiel für die „hierarchische Struktur“ eines Typusschemas nach Eysenck ist

das von Bregelmann aufgestellte Diagramm in Abbildung 39, das die Struktur der Schizothymie wiedergibt. Das „spezifische Verhalten“ in der untersten Schicht, durch kleine schwarze Scheiben dargestellt, soll Einzelhandlungen oder -reaktionen im täglichen Leben oder bei gelegentlichen Experimenten, also Gelegenheitsbeobachtungen andeuten, die nicht für die Persönlichkeit charakteristisch sein müssen und die nur einmal oder auch regelmäßig auftreten können. Unter ihnen

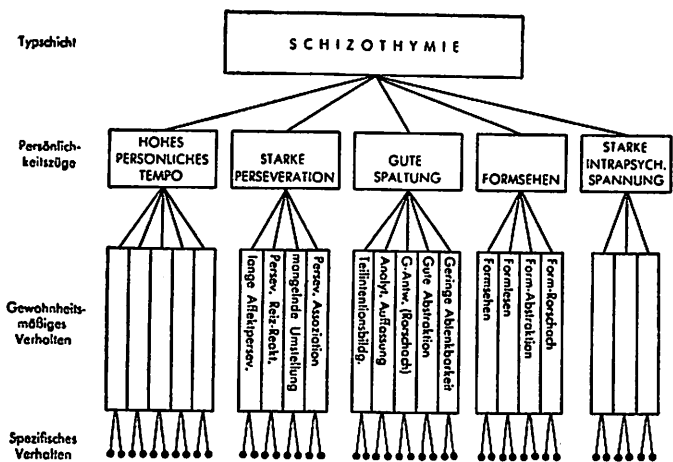


Abb. 39. Beispiel der Struktur eines Typus nach Eysenck. Erklärung im Text.

werden diejenigen ausgesucht, die sich in gleichen Situationen wiederholen: nur diese, also nur spezifische Reaktionen, die wiederholt in gleicher Weise auftreten (z. B. bei Wiederholung derselben Tests zu gleichen Reaktionen führen wie geringe Ablenkbarkeit, Formsehen usw.), werden in die zweite Schicht „gewohnheitsmäßiges Verhalten“ oder „habituelle Reaktionen“ aufgenommen; auf diese Weise sind die wechselnden, unbeständigen und daher für eine Persönlichkeit nicht charakteristischen Verhaltensweisen in der zweiten Schicht ausgeschlossen. Man wird oft lange suchen oder testen müssen, bis man die wechselnden und die stabilen Verhaltensweisen voneinander geschieden und die letzteren mit so großer Wahrscheinlichkeit herausgefunden hat, daß man sie in die habituellen Reaktionen

einreihen darf. Nehmen wir an, daß es sich bei den habituellen Reaktionen um Testergebnisse handelt, die bei Wiederholung des Tests bei den gleichen Personen sehr ähnliche Resultate ergeben haben; dann kann man diese Testresultate miteinander korrelieren, d. h. feststellen, welche von ihnen mit großer Häufigkeit zugleich vorhanden sind. Von diesen hochkorrelierenden habituellen Reaktionen kann theoretisch angenommen werden, daß sie aus einem gemeinsamen „Charakterzug“ hervorgehen; zeigen z. B. Tests, mit denen Ablenkbarkeit, Abstraktion und Auffassungsart geprüft werden, eine hohe Korrelation bei den Resultaten: geringe Ablenkbarkeit, hohe Abstraktion, analytische Auffassung, so kann man annehmen, daß ihnen ein Charakterzug zugrunde liegt, den man als „gute Spaltung“ bezeichnen kann. Diese theoretisch angenommenen Charakterzüge sind die obenerwähnten „Grundmerkmale“ oder „Gruppenfaktoren“ der Persönlichkeit; E y s e n c k verlegt sie in seinem Schema in die dritte Schicht, in welcher beim Schizothymen außerdem die Züge Formsehen, starke Perseveration usw. angenommen werden. Der nächste Schritt besteht in der Untersuchung der Zusammenhänge zwischen Charakterzügen; mit Hilfe von Tests, die diese Züge mit hoher Wahrscheinlichkeit diagnostizieren, wird festgestellt, ob sie unter sich hohe Korrelationen aufweisen, also in überzufälliger Häufigkeit zusammen auftreten. Trifft dies zu, so kann man in diesen Zügen die Auswirkung einer allgemeinen „Persönlichkeits-Dimension“ sehen, für die man einen Namen einführen kann, z. B. im Diagramm „Schizothymie“. Genau so kann man „Extraversion“ konstruieren, indem man von den spezifischen Reaktionen ausgehend korrelations-statistisch aufbaut. E y s e n c k hält auf Grund seiner Untersuchungen die Dimensionen „Extraversion“, „Introversion“, „neurotische Tendenz“ und „psychotische Tendenz“ für „die prominentesten und stabilsten Dimensionen innerhalb des Gesamtgebietes der menschlichen Persönlichkeit“.

Zur Feststellung der ersten drei Dimensionen hat Eysenck einen Fragebogen ausgearbeitet, der nach dem Maudsley Hospital in London benannt ist (Maudsley Personality Inventory, abgekürzt MPI); er enthält je 24 Fragen für Extraversion und für Neurotizismus. Aus diesem Fragebogen ist dann von Eysenck eine „Kurz-Skala“ entwickelt worden, die nur 12 Fragen enthält (sie wurden dem MPI entnommen; je 6 für jede der beiden Dimensionen). Um einen Begriff von

dieser Art der „Schnelldiagnostik“ zu vermitteln, sei die Skala wiedergegeben.

Kurzskala des MPI von Eysenck:

- | | | |
|---|------|------|
| 1. Sind Sie am glücklichsten, wenn Sie in eine Aufgabe verwickelt werden, die schnelles Handeln verlangt? | Ja ? | Nein |
| 2. Sind Sie manchmal ohne Grund abwechselnd fröhlich und traurig? | Ja ? | Nein |
| 3. Wandern Ihre Gedanken oft umher, wenn Sie versuchen, sich zu konzentrieren? . . | Ja ? | Nein |
| 4. Machen Sie gewöhnlich den Anfang, wenn Sie neue Bekannte gewinnen? | Ja ? | Nein |
| 5. Pflegen Sie schnell und sicher zu handeln? | Ja ? | Nein |
| 6. Sind Sie leicht in Gedanken verloren, wenn Sie an einer Unterhaltung teilnehmen sollten? | Ja ? | Nein |
| 7. Fühlen Sie, daß Sie manchmal von Energie überschäumen und das andere Mal träge und langsam sind? | Ja ? | Nein |
| 8. Halten Sie sich für einen lebhaften Menschen? | Ja ? | Nein |
| 9. Wären Sie sehr unglücklich, wenn Sie auf häufigen geselligen Verkehr verzichten müßten? | Ja ? | Nein |
| 10. Sind Sie leicht verstimmt? | Ja ? | Nein |
| 11. Wechselt Ihre Stimmung oft mit oder ohne ersichtlichem Grund? | Ja ? | Nein |
| 12. Ziehen Sie das Handeln dem Pläneschmieden vor? | Ja ? | Nein |

Die Fragen 1, 4, 5, 8, 9 und 12 dienen der Feststellung von Extra-Introversion, die restlichen von Neurotizismus. Jede Ja-Antwort wird mit 2 Punkten, jede „Unbestimmt“-Antwort mit einem Punkt in der Auswertung berechnet, die Nein-Antworten mit Null, also überhaupt nicht. Je höher die Punktezahl für die Extraversions- bzw. Neurotizismus-Fragen ist, desto stärker ist die Anlage in dieser Richtung. Die MPI-Kurzskala ist statistisch mit allen üblichen Vorsichtsmaßnahmen gesichert. Trotzdem wird man daran zweifeln dürfen, ob man mit solchen Schnellmethoden, bei denen man ganz

auf die Richtigkeit der Frage-Beantwortung angewiesen ist, zu verlässlichen Diagnosen kommen kann.

Guilford hat seine Faktoren ebenfalls aus Fragebogen-Erhebungen zusammen mit W. S. Zimmermann gewonnen. Tabelle 1 gibt eine Übersicht in der deutschen Übersetzung von Thomae, aus der man sieht, daß Guilford — im Gegensatz zu anderen Faktoren-Forschern — bemüht ist, zu einem System zu gelangen, in welchem die Einzelmerkmale auf polare Grundeigenschaften bezogen werden.

Eysenck hat bisher eine Dimension „schizothym-zyklothym“ nicht gefunden. Bei dem Amerikaner Raymond B. Cattell hingegen, der 12 „Wurzel-Merkmale“ mit Hilfe der Faktorenanalyse feststellte, steht an erster Stelle der Faktor A, der „der klinisch erwiesenen, von Kretschmer als ‚cyklothyme-schizothyme Dimension‘ benannten Einheit“ entspricht. Es folgen 11 weitere Persönlichkeitsfaktoren, unter denen als Faktor H „großzügige, unternehmungslustige Cyklothymie — gesperrter, zurückgezogener Schizothymen“ und als Faktor L „vertrauensvolle Cyklothymie — paranoide Schizothymie“, also Spezialformen der Kretschmerschen Typen vorkommen. Schon daraus sieht man, daß die englischen und amerikanischen Faktoren noch nicht übereinstimmen. Andere Faktoren Cattells sind: leichtblütig — schwerblütig, manierlich — ungeschliffen, konventionell — unbekümmert, Herrschsucht — Nachgiebigkeit. Cattell hat in letzter Zeit diese und einige zusätzliche Faktoren von bisher unbekannter Bedeutung dadurch zu verifizieren gesucht, daß er sie nicht aus einem, sondern aus drei Bereichen — Verhaltensbeobachtung, Fragebogen und objektiven Tests — ableitete, wobei sich die bisher gefundenen Faktoren bestätigen ließen.

Eine abschließende Beurteilung der statistischen Persönlichkeitsforschung ist gegenwärtig noch nicht möglich; man muß die weitere Entwicklung abwarten. Es steht außer Zweifel, daß Konstruktionen von „Persönlichkeits-Dimensionen“ nach dem Vorschlag von Eysenck eine Methode von hoher Sicherheit darstellen würden, wenn sie praktisch verwirklicht werden könnte. Vorläufig fehlen noch verlässliche Tests zur Erfassung aller Persönlichkeitsdimensionen. Auch über die rechnerischen Verfahren besteht noch keine Übereinstimmung zwischen den statistischen Psychologen; die Frage, wie hoch eine Interkorrelation zwischen verschiedenen Tests sein muß, damit man sie als sicheren Hinweis auf „innere Zu-

Tabelle 1

Temperamentsfaktoren nach Guilford (nach H. Thomae)

Art der Dimension	Berührte Verhaltensbereiche		
	generell	emotionell	sozial
positiv — negativ	Vertrauen — Gef. d. Minderwertigkeit	Heiterkeit — Depression	Überlegenheit — Ängstlichkeit
anregbar — stumpf	Aufgewecktheit — Unaufmerksamkeit	Immaturität — Reife	Geselligkeit — Abschließung
aktiv — passiv	Impulsität — Überlegtheit	Nervosität — Kontrolle (Zurückhaltung)	soziale Initiativität — soziale Passivität
kontrolliert — unkontrolliert	kontrolliert — unbekümmert	Stabilität — cykloide Disposition	Freundlichkeit — Feindschaft
objektiv	Objektivität — Überempfindlichkeit	Realitätssinn — egozentrische Haltung	Toleranz — Kritik

sammenhänge“ betrachten und zur Grundlage einer Faktorenanalyse machen kann, läßt sich ziffernmäßig nicht genau beantworten (die Interkorrelationen, aus denen E y s e n c k seine Dimensionen „herauszog“, sind, soweit sie mir bekannt wurden, ziemlich nieder).

Ein neuer Persönlichkeitsfaktor, der nach Alltagserfahrungen von besonders großer Bedeutung für das menschliche Verhalten zu sein scheint, wurde auf Grund experimenteller Untersuchungen und vergleichender Fragebogenerhebungen in England und Deutschland von Johannes B r e n g e l m a n n vorgeschlagen; er nennt ihn „Rigidität“. Die Medizin bezeichnet als „Rigor“ einen pathologischen Zustand dauernder Muskelstarre (auch die Totenstarre — rigor mortis — gehört hieher). „Rigidität“ ist ein schwer definierbares Persönlichkeitsmerkmal; es hängt nach Brengelmann mit Perseveration, geringer Umstellbarkeit, sorgfältiger Verhaltensplanung, hohen Qualitätsansprüchen, Prinzipientreue und Ausdauer zusammen. Hohe Arbeitsintensität und dadurch große Leistungen sind die praktischen Auswirkungen des Rigiditäts-Syndroms, das aber bei extremer Stärke zum Erstarren in eingefahrenen Denk- und Verhaltensbahnen führen kann — aus der Rigidität wird dann ein „rigor mentis“, wie er aus schizophrenen Endzuständen den Klinikern wohl bekannt ist. Überraschend war, daß Brengelmann bei einem Vergleich von 141 Engländern und 200 Deutschen mit Hilfe eines Rigiditäts-Tests sehr große Unterschiede fand — die Deutschen erwiesen sich als viel rigider als die Engländer (Brengelmann 1960).

Von dem Idealziel der statistischen Persönlichkeitsforschung ist man jedenfalls noch weit entfernt. Dieses Ideal bestünde darin, daß man alle entscheidenden Persönlichkeitsfaktoren aus Test- und Versuchsergebnissen herausrechnen und sie dann — wieder mit Hilfe von Tests — in ihrer Stärke „messen“ könnte. Es ist klar, daß die unerläßliche Voraussetzung zur Erreichung dieses Zieles in der Entwicklung von verlässlichen Methoden besteht, mit denen sich die einzelnen Faktoren an einzelnen Menschen feststellen lassen. Solche Methoden sind bisher jedoch nur für wenige Persönlichkeitsmerkmale gefunden worden; nicht einmal für die viel leichter faßbaren Komponenten der Intelligenz konnten bisher aus den vorhandenen Tests alle Faktoren „herausgezogen“ werden, die am intelligenten Verhalten des Menschen beteiligt sind. Man übersieht angesichts der vielen und teilweise sehr erfolgreichen

Testmethoden oft, daß es wichtige Persönlichkeitsmerkmale gibt, über die man mit Hilfe von Tests nichts oder nur sehr wenig erfährt. Dazu gehört z. B. die sog. „Instinktsicherheit“ — eine Eigenschaft, die ohne rationale, klarbewußte Überlegungen sofort zum situationsentsprechenden Verhalten führt und überdies in enger Beziehung zu den sozial überaus wertvollen Merkmalen steht, die man als „Takt“ oder „Feingefühl“ bezeichnet. Ein weiterer, gerade in kritischen Situationen ganz entscheidender Faktor ist die sog. „Vitalität“. An Beispielen kann man zeigen, was hier gemeint ist: zur Persönlichkeit gehört auch, wieviel ein Mensch aushält, bis er zusammenbricht; „wieviel“ bedeutet dabei nicht nur, wie schwere Schicksalsschläge er erträgt, sondern auch, wie lange er unter drückenden Bedingungen leben kann, bis er zerbricht — „zerbrechen“ bedeutet aber nicht nur Selbstmord, Verbrechen oder Geisteskrankheit, sondern auch das Aufgeben der bisherigen Lebensziele, das Abgehen von den bisherigen Ansprüchen an sich selbst oder von religiösen, ethischen oder ästhetischen Anschauungen. Den Charakter eines Menschen kennen, heißt wissen, was er in Krisen erlebt und wie er ihnen begegnet. Wie nimmt er es auf, wenn er erfährt, daß er unheilbar krank ist, daß er bald sterben wird; was erlebt er, wenn er eine schwere Schuld auf sich geladen hat, wenn ein Mensch, dem seine ganzen Gefühle gehören, nicht mehr existiert oder wenn die Grundlagen der wirtschaftlichen Existenz plötzlich zusammenbrechen. In solchen Fällen hängt das Verhalten des Menschen in hohem Grade von seiner vitalen Kraft ab, aber auch von seinem Selbstvertrauen, seiner allgemeinen Lebenseinstellung und natürlich auch von seinem geistigen Format — Eigenschaften, die von der gegenwärtigen Psychologie nicht aus „Grundeigenschaften“ abgeleitet und erklärt werden können. Trotzdem muß man sie erwähnen; nichts ist für den Fortschritt einer Wissenschaft gefährlicher als das Ignorieren von Tatsachen, die man nicht erklären kann. Sicher ist, daß die Vitalität organische Grundlagen hat (was sich schon daraus ergibt, daß sie in der Jugend größer ist als im Alter).

Auf jeden Fall sieht man aus diesen kurzen Hinweisen, daß man das Problem des Charakteraufbaus ohne Berücksichtigung von „Vitalität“, „Ausdauer“, „Stabilität“ usw. nicht lösen kann. Es spricht manches dafür, daß diese Eigenschaften

die Energiequellen bilden, aus denen die Persönlichkeit die Kraft zum Bestehen kritischer Situationen bezieht. Man sieht aus diesen Andeutungen ferner, daß mit der Aufzählung von Trieben, Interessen, Gefühlen und Willenserlebnissen als dynamischer Persönlichkeitsfaktoren das Problem des Charakteraufbaues keineswegs gelöst ist; die Stärke der Triebe und die Kraft, mit der sich eine Persönlichkeit im wirklichen Leben durchsetzt, hat biologische Grundlagen, von denen man annehmen muß, daß sie mit organischen Eigenschaften zusammenhängen (mit dem Aufbau des Nervensystems, der inneren Sekretion, der Beschaffenheit der Gewebe, der Leistungsfähigkeit des Herzens usw.). So führt auch die rein theoretische Untersuchung der dynamisch-vitalen Seite des menschlichen Charakters wieder zur Tatsache der individuellen Konstitution, von der die Typenlehren ausgegangen sind.

Die individualpsychologische Theorie A. Adlers

Ansätze zu Theorien über den Aufbau der menschlichen Persönlichkeit ergaben sich auch aus der Psychopathologie. Meist wird dabei von der Annahme ausgegangen, daß alle Charaktereigenschaften von einigen wenigen Grundtrieben bestimmt würden, unter denen der Sexualtrieb die größte Bedeutung habe. Ein gutes Beispiel für ein Aufbausystem, das zwar viele richtige Gedanken enthält, aber wegen des Bestrebens, alle Verschiedenheiten unter den Menschen auf eine einzige psychische Tatsache zurückzuführen, doch einseitig bleibt, ist die „Individualpsychologie“, die der Wiener Arzt Alfred Adler (1870—1937) in Zusammenhang mit der Neurosenlehre begründete.

Von Beobachtungen an Körperbehinderten ausgehend — in der „Studie über Minderwertigkeit von Organen“ im Jahre 1907 zuerst veröffentlicht — gelangte Adler, der ursprünglich dem Kreis der Wiener Psychoanalyse angehörte, zu einer psychologischen Lehre, die im großen und ganzen auf der Auseinandersetzung des einzelnen Menschen mit seinen eigenen Mängeln und Unzulänglichkeiten aufbaut. Wenn ein Mensch zur Feststellung gelangt, daß er in irgendeiner Hinsicht (z. B. durch organische Mängel, wie Schwerhörigkeit, geringere Körperkraft, sichtbare Mißbildungen der Gestalt usw.) den anderen Menschen unterlegen ist, so ent-

steht in ihm ein „Minderwertigkeitskomplex“ — das Gefühl, von vorneherein im Nachteil zu sein. In jedem Menschen besteht aber auch ein Trieb nach Geltung; Geltungsstreben und Minderwertigkeitsgefühl sind gegensätzliche psychische Kräfte. Um gegen das Minderwertigkeitsgefühl aufzukommen, sucht der Mensch aus seinem Geltungsstreben nach Möglichkeiten, es zu besonders hohen Leistungen zu bringen (entweder gerade auf dem Gebiete, auf welchem die organische Minderwertigkeit besteht — z. B. trotz Schwerhörigkeit ein ausgezeichnete Musiker zu werden — oder auf anderen Gebieten — z. B. trotz körperlicher Mißbildung große geistige Leistungen hervorzubringen). Auf diese Weise wird der Mangel, der das Minderwertigkeitsgefühl hervorbrachte, nicht nur ausgeglichen, „kompensiert“, sondern häufig überkompensiert; was der Mitwelt als eine besonders hohe Begabung erscheint, ist in Wirklichkeit nach Adler oft nur die durch Überkompensation gesteigerte Leistungsfähigkeit und nicht eine ererbte Sonderbegabung. Man spürt bei Adler die Tendenz, den Menschen als das Produkt des Kampfes zwischen Geltungsdrang und Umwelt aufzufassen; daher wird auf die Einflüsse der Umwelt in der Erziehung der größte Wert gelegt und den Eltern und Lehrern höchste Sorgfalt in der Behandlung des Kindes hinsichtlich der Vermeidung von Minderwertigkeitsgefühlen empfohlen. Minderwertigkeitsgefühle sind ja Reaktionen der Persönlichkeit auf die menschliche Umwelt; und der Geltungsdrang (in seiner asozialen Form „Machttrieb“ genannt) ist direkt auf die Erreichung einer beherrschenden Stellung in der sozialen Umwelt gerichtet. So läßt sich die ursprüngliche Adlersche Lehre auf ein einfaches Reaktionsschema reduzieren: die Feststellung der Überlegenheit anderer erzeugt Minderwertigkeitsgefühle, gegen die der Geltungstrieb ankämpft, indem er besonders hohe Leistungen fordert; es werden alle Kräfte eingesetzt, um solche Leistungen zu erzielen, und dadurch wird sowohl das Minderwertigkeitsgefühl beseitigt wie der Geltungsdrang befriedigt.

Wegen dieses einfachen und sehr einseitigen Gedankens, der von einem einzigen Grundtrieb — dem Geltungsdrang oder Machttrieb — ausgeht und mit einem einzigen Schema — Reaktion des Machttriebs auf die Mitwelt — die Charakterentwicklung erklären will, wobei der Umwelteinfluß als der einzige entscheidende Faktor gilt, wäre die Individual-

psychologie als Theorie der Charakterentwicklung nur von geringer Bedeutung. Ihren Wert bekam sie dadurch, daß sie viel mehr als jede andere Lehre die Einflüsse der Umwelt berücksichtigte, wobei dem sozialen Milieu eine besonders große Bedeutung zugeschrieben wird. Adler nennt vier Bereiche, mit denen sich der Mensch auseinandersetzen muß: Geschlecht, Beruf, die Stellung zu den Mitmenschen überhaupt und das Irrationale (Religion, Kunst, Natur). Zu jedem dieser Bereiche kommt der Mensch in Beziehung; dabei kann er sich bewähren oder er kann versagen. Tritt das letztere ein, so kommt es entweder zu Überkompensationen oder zu einer neurotischen Erkrankung, die im Prinzip nach Adler darin besteht, daß sich der Mensch ein Arrangement von Vorwänden (z. B. des Krankseins) aufbaut, das ihm sein Versagen erklärt; solche Menschen „machen etwas zur Ursache und lassen ihr die Folgen folgen“. Die Entstehung solcher fiktiver Arrangements ist oft verbunden mit Aktionen des Machtstrebens: der Kranke oder auch das Kind tyrannisiert die Umgebung durch seine Krankheit oder dadurch, daß die Angehörigen in ständiger Angst gehalten werden. Es wird ein Sicherungsapparat gegen die Umwelt ausgebildet — das Kind sichert sich durch Weinen, Nichtessen, Erbrechen usw. —, der eine Überkompensation des Machtstrebens darstellt; Adler spricht in solchen Fällen von „unechter Überkompensation“.

Aus diesen Gedankengängen ist die Individualpsychologie zu einem zwar keineswegs systematisch durchgebildeten, aber in einem Punkte zweifellos sehr wichtigen Grundsatz gelangt: einen Menschen verstehen, heißt, ihn in seinen Zielsetzungen erfassen. Der „Lebensplan“ des Menschen, der diese Ziele enthält, entsteht nach der Lehre Adlers schon in der frühen Kindheit, bei den ersten Auseinandersetzungen mit der familiären Umwelt. Benachteiligungen durch die Geschwister oder andere Kinder, die Teilung der Gefühle zwischen Vater und Mutter spielen dabei eine große Rolle. Die individuellen Zielsetzungen werden aus den Reaktionen des Machtstrebens auf die soziale Umwelt erklärt, sie sind das Ergebnis der Kompensierung. Diese Kompensierung soll nun von der Erziehung so gesteuert werden, daß sie in der Richtung des sozialen Gefühles erfolgt; es soll erreicht werden, daß der Mensch seine Schwächen und Mängel klarbewußt erkennt, daraus aber nicht zur Überzeugung seiner Minder-

wertigkeit gelangt, sondern in „direktem Angriff“ sich um „echte Überkompensation“ bemüht, die in der richtigen Einfügung in das soziale Leben besteht. Zu dieser offenen Einstellung gegenüber den eigenen Unzulänglichkeiten muß der Mensch durch Eltern, Erzieher und den Arzt ermutigt werden; „Ermutigung“ dazu, sich selbst so zu nehmen, wie man von Natur aus ist, ist die Hauptmethode der individualpsychologischen Therapie.

Daß Kompensationen bei Organausfällen tatsächlich vorkommen, wurde oft nachgewiesen. So hat z. B. Karl Heinz Seifert an 38 taubstummen und 22 blinden Schulkindern festgestellt, daß ihre Leistungen bei der Beurteilung von verschiedenen Rauigkeitsgraden von Papieren oder von Materialien, wie Wildleder, Samt, Pelz, Wollstoff usw., beträchtlich besser waren als die Leistungen vollsinniger Kinder; Seifert betont aber, daß bei den Kindern mit Sinnesdefekten keineswegs ein Minderwertigkeitsgefühl entstehen muß und daher auch kein kompensatorisches Überlegenheitsstreben nachweisbar sei — die Kompensation, die in der höheren Leistung anderer Sinnesorgane tatsächlich zustandekommt, müsse als biopsychische Regulationserscheinung aufgefaßt werden.

Charakter und Schicksal

Alles, was über die Beeinflussung des Charakters durch die Erziehung gesagt wurde, gilt in gleicher Weise für alle übrigen Umwelteinflüsse. Ob sie wirken, wie sie wirken, und wie sehr sie wirken, hängt vom Charakter des Menschen ab; und wenn sie wirken, so ist damit am Bestand der Charakteranlagen nichts geändert, sondern es sind nur einzelne Charakterzüge zugunsten anderer zurückgetreten. Durch die Umwelteinflüsse sind keine neuen Charakterzüge hinzugekommen und keine früheren weggefallen, es hat sich lediglich dadurch, daß einzelne Komponenten durch häufigere Auswirkung stärker entwickelt wurden, eine neue Persönlichkeit gebildet. Mit diesen Resultaten ist ein neues Problem gestellt: wenn es vom Charakter abhängt, ob und wie sehr etwas auf einen Menschen wirkt, so ist damit offenbar im Charakter der Bereich der wirkfähigen Umwelteinflüsse schon festgelegt; man brauchte nur zu wissen, welche dieser wirksamen Umwelteinflüsse im Leben eines Menschen tatsächlich auftreten werden, und man könnte, vorausgesetzt, daß die Charakteranlagen des betreffenden Menschen genau bekannt wären, sein Leben voraussagen. Sobald man weiß, welche Reaktion gewisse Ereignisse bei einem Menschen auslösen, muß man nur noch wissen, welche von diesen Ereignissen wirklich eintreten werden, und man weiß, wie es diesem Menschen ergehen wird.

Damit ist vor allem die Bedeutung theoretischer Charakterforschung noch einmal erwiesen. Wie der Chemiker voraussagen kann, was geschehen wird, wenn zwei Substanzen zusammenkommen, so könnte die Charakterkunde, wenn sie einen konkreten, genau untersuchten Fall vor sich hat, voraussagen, was geschehen wird, wenn dieser Mensch in eine bestimmte Situation gerät. In beschränktem Maße ist dies schon heute möglich: wenn man einen Menschen als reinen manisch-zyklothymen Typus bestimmt hat, so kann man im voraus angeben, wie er auf eine Wahl zwischen geselligem und ungeselligem Verhalten, zwischen einer optimistischen und pessimistischen Weltanschauung, zwischen Form und Farbe usw. reagieren wird. Ebenso kann man für das Verhalten der Schizothymen in bestimmten Situationen sowie für die angehöret reinen Vertreter der Sprangerschen Typen Voraussagen machen. So sind auf der Charakterseite einige von den

Bedingungen zur theoretischen Konstruktion eines Lebenslaufes bereits heute erfüllt; ganz unmöglich aber scheint es, auch die äußeren Ereignisse, die einem Menschen begegnen werden, im voraus anzugeben. Wir wissen nur, daß dieser Mensch seinem Charakter entsprechend so und so reagieren wird, wenn er in diese bestimmte Situation gerät; ob er aber einmal in seinem Leben in diese Situation geraten wird, kann man nicht vorhersehen.

Alles dies ist richtig, sofern man absolut sichere Schicksalsvoraussagen verlangt. Begnügt man sich aber mit Wahrscheinlichkeiten, so ist die Problemlage nicht mehr so ganz hoffnungslos; denn wir wissen zum mindesten einige der Situationen, in die ein Mensch einer bestimmten Kulturzugehörigkeit und Gesellschaftsklasse wahrscheinlich einmal kommen wird. Dies sind überdies gerade solche Situationen, die für seine weitere Lebensgestaltung von besonderer Wichtigkeit sind. So wird sich jeder Mensch einmal über seinen Beruf klar werden müssen, er wird mit anderen Menschen zusammenkommen und sich ihnen gegenüber irgendwie verhalten müssen, er wird mit Personen des anderen Geschlechtes in Beziehung treten und zu den Trieben und Gefühlen, die sie auslösen, irgendwie Stellung nehmen müssen; er wird sich zu den Bindungen, die von seiner Familie ausgehen, irgendwie einstellen müssen usw. So ergibt sich eine ganze Reihe von Situationen, mit deren Eintreffen jeder Mensch zu rechnen hat; aber auch die Charakterforschung kann damit rechnen und auf diese Weise zur Schicksalsforschung werden.

Für eine solche Schicksalsforschung bestehen gegenwärtig noch kaum Ansätze. Sie wird, wenn sie zu einer Wissenschaft werden will, mit charakterologischen Überlegungen allein nicht auskommen, sondern ihr Material aus dem Vergleich bekannter Lebensläufe gewinnen müssen. Einen sehr vielversprechenden Anfang hat in dieser Hinsicht Charlotte Bühler mit einer Arbeit gemacht, die auf Grund des genauen Studiums von 250 Lebensläufen neben einer Normalstruktur des Lebens gewisse Schicksalstypen feststellen konnte. Derartige Untersuchungen sind außerordentlich wertvoll, denn sie stellen das unentbehrliche Material einer psychologischen Erforschung des Menschenschicksals dar; vollkommen werden sie allerdings erst dann sein, wenn man auch zeigen kann, warum das Leben dieses bestimmten Menschen in dieser bestimmten Form verlief. Dazu bedarf man aber der

Charakterologie. Doch ist dies eine Aufgabe späterer Zeiten; vorläufig kann man nichts anderes tun als das, was Ch. Bühler getan hat: möglichst viele Lebensläufe sammeln und miteinander vergleichen.

Die Kompliziertheit des Zusammenhanges zwischen Charakter und Schicksal wird besonders deutlich, wenn man bedenkt, daß es sehr auf die Art des Charakters ankommt, wie groß die Abhängigkeit des Schicksals vom Charakter im konkreten Falle ist. Es gibt Menschen, die sich ihr Schicksal selbst machen: ein Cäsar oder Napoleon würde wahrscheinlich auch in unserer Zeit zu großer politischer Macht gelangen, Goethe würde auch heute ein Dichter, Schopenhauer ein Philosoph werden. Derartige starke Anlagen machen den Menschen nahezu unabhängig von äußeren Ereignissen; sie erreichen ihr Ziel, wenn auch die Umweltsverhältnisse noch so widrig sind. In solchen Fällen ist es leicht, von der Beziehung zwischen Charakter und Schicksal zu sprechen; in ihnen wird das Schicksal vom Charakter bestimmt. Gewiß können auch solche Menschen nicht verhindern, daß diese und jene Ereignisse auftreten und sie in der Erreichung ihres Zieles hindern; das Wesentliche ist aber, daß sie selbst imstande sind, noch größere Ereignisse herbeizuführen und damit alles Kleinere bedeutungslos zu machen.

Aber nicht nur für den Lebenslauf großer Männer ist der Charakter von Bedeutung; ist er dort der entscheidende Faktor, so ist im Dasein der übrigen Menschen die psychische Eigenart mindestens ein den Lebenslauf mitbestimmender Faktor. In erster Linie sind hier die dynamischen Komponenten des Seelenlebens maßgebend: die Art der Strebungen und Interessen bestimmt das Lebensziel, und ihre Stärke entscheidet darüber, wieviel Kraft und Ausdauer auf die Erreichung dieses Zieles verwendet wird. Bei der Verfolgung dieses Zieles gerät er fast immer mit den Interessengebieten anderer Menschen in Berührung und löst dadurch bei ihnen verschiedene, bald feindliche, bald freundliche Reaktionen aus; alle Handlungen des einzelnen sind für die übrigen Menschen „äußere Ereignisse“, auf welche sie nun ihrerseits ihren Charakter entsprechend reagieren, so daß das charakterbedingte Verhalten des einzelnen ein ebenso charakterbedingtes Verhalten anderer zur Folge hat, das wiederum für den einzelnen sehr häufig entscheidende Folgen mit sich bringt. Weil nun der Lebenslauf des Menschen vor allem

durch das Verhalten der Mitmenschen bestimmt wird, dieses Verhalten der Mitmenschen aber sehr weitgehend vom Charakter des einzelnen abhängt, so ist der Verlauf eines bestimmten Einzeldaseins auch in dieser Hinsicht charakterbedingt. Man kann sich alles dies leicht an Beispielen klar machen: man braucht nur daran zu denken, wie entscheidend unser Leben durch die Wahl des Berufes, durch unsere gesellschaftliche Umgebung, durch die Wirkung, die wir auf andere Menschen und andere Menschen auf uns ausüben, beeinflusst wird. Alle diese Reaktionen und menschlichen Beziehungen sind dadurch zustande gekommen, daß wir uns in dieser und jener Weise verhalten haben; und wir haben uns deshalb so verhalten, weil unser Charakter dieses Verhalten verlangte.

Die persönliche Welt des Einzelnen

Es gibt wenig psychologische Erkenntnisse, die man mit gutem Gewissen verallgemeinern darf. Besonders in der Charakterforschung, in der die Größe der psychischen Verschiedenheiten unter den Menschen deutlicher wird als in jeder anderen psychologischen Disziplin, wird man in dieser Hinsicht die Vorsicht und Zurückhaltung kaum übertreiben können. Und doch berechtigen gerade die Ergebnisse der charakterologischen Untersuchungen zu einer Behauptung, von der man mit Sicherheit sagen kann, daß sie für alle Menschen zu allen Zeiten ihres Lebens in gleicher Weise Geltung hat: zur Behauptung nämlich, daß jeder Mensch jederzeit in einer eigenen Welt lebt.

Gelänge es einmal einem Menschen, sich in vollkommener Weise in einen anderen Menschen, und wäre es sein Bruder oder sein intimster Freund, hineinzudenken, so würde er glauben, in eine ganz andere Welt geraten zu sein. Es ist sehr schwer, dies deutlich zu machen, weil die menschliche Vorstellungsfähigkeit nicht ausreicht, um solche Gedankenexperimente auch nur annähernd richtig und der Wirklichkeit entsprechend zu vollziehen; es ist ja in dieser Welt des einzelnen nicht nur sein Charakter, sondern auch alles, was er bisher erlebt hat, irgendwie mitenthalten. Es ist keineswegs übertrieben, wenn man behauptet, daß kein Mensch auch nur die

gewöhnlichsten Gebrauchsgegenstände seiner nächsten Umgebung in derselben Weise wahrnimmt wie ein anderer; man braucht dabei nicht einmal an die Verschiedenheit der Sinnesorgane, der Farbentüchtigkeit, der Seh- und Hörschärfe usw. zu denken, man muß sich nur bewußt machen, daß jedes Ding für jeden Menschen einen anderen Erlebniswert besitzt, je nach seinen Interessen eine große oder kleine oder überhaupt keine Bedeutung hat, daß ferner der jeweilige seelische Allgemeinzustand, die Stimmung und Laune für die Art, in der man etwas sieht und hört, von größter Wichtigkeit ist. Derselbe Gegenstand ist anders, wenn wir ihn zum ersten Male, zum zweiten Male oder zum hundertsten Male sehen. Derselbe Raum ist ein anderer, wenn wir in ihm etwas Schönes erlebt haben oder wenn uns in ihm etwas Unangenehmes geschehen ist; vieles von unserer Umgebung wird am Morgen anders gesehen als am Abend, am Sonntag anders als an Werktagen, im Sommer anders als im Winter. Man wird einen Menschen so lange nicht annähernd verstehen können, solange man nicht einigermaßen weiß, wie die Welt aussieht, in der er lebt. Der große Biologe v. Uexküll konnte in Experimenten zeigen, in welcher Art gewisse Tiere ihre Umwelt sehen, was sie von ihr deutlich wahrnehmen, wie die Zeit für sie verläuft und worauf es in ihrer Welt ankommt. Ähnliche Forschungen beim Menschen anzustellen, scheint zunächst unmöglich; und doch geben manche der dargestellten Experimente auch darüber schon einigen, wenn auch auf wenige Gebiete beschränkten Aufschluß. Die genaue, aber quantitativ beschränkte Auffassung der Schizothymen im Verhältnis zur ungenauen, aber quantitativ weiteren Auffassung der Zykllothymen, das starke Vorwiegen der Formbeachtung bei den Schizothymen und der Farbbeachtung bei den Zykllothymen usw. sind charakterologisch bedingte Verschiedenheiten des Umwelterlebens. Freilich ist damit nur etwas Allgemeines festgestellt. Im konkreten Fall kommt zu diesen Differenzen, die ja auch von der Aufmerksamkeitseinstellung, den Interessen, der Stimmung usw. abhängig sind, noch alles dasjenige, was aus der bisherigen Erfahrung des Menschen in seine Wahrnehmungsfunktionen eingegangen ist und nun unbemerkt in ihnen wirkt: die Gefühlsfärbung, die ein Gegenstand aus dem Erlebniskomplex, in dem er einmal eine Rolle spielte, mitbekommen hat, die Interessenbedeutung, die er durch den bisherigen Gebrauch oder dadurch, daß er als

zweckdienliches Mittel oder als Hindernis aufgetreten ist, erhalten hat, schließlich auch der Wert, den er für andere Menschen darstellt, wobei dann wieder die Gefühlseinstellung zu diesen anderen Menschen von Bedeutung sein wird.

Besonders wichtig für den Aufbau der persönlichen Welt des Einzelnen sind natürlich seine Triebe und Interessen. Man braucht nur an die Typologie von Spranger zu denken und man wird zugeben, daß jeder dieser Typen nicht nur das ganze Sein und Leben anders auffaßt als die übrigen, sondern auch die einzelnen Gegenstände seiner Umgebung anders wahrnimmt: in einer beliebigen Umgebung wird der Ästhetiker die Dinge im Raum ganz anders erleben als etwa der Ökonomiker, der den Gegenständen ihren Handelswert ansieht, oder der Religiöse, dem sie vielleicht überhaupt ganz gleichgültig sind. Aber noch mehr: die verschiedenen Typen werden gar nicht die gleichen Gegenstände sehen, der eine wird solche beachten, die der andere gar nicht bemerkt, weil die verschiedenen Interessen für jeden Verschiedenes herausheben, so daß es in seiner Welt einen wichtigen Bestandteil bildet, während es in der Welt des anderen überhaupt nicht vorkommt.

So ergibt sich eine große Relativität der Welten, in denen die einzelnen Menschen leben. Nicht die objektiven Verhältnisse, sondern die subjektiven psychischen Beschaffenheiten spielen dabei die Hauptrolle. Was in der Welt eines Menschen existiert und welche Bedeutung es darin hat, wird durch seinen Charakter bestimmt. Daraus ergeben sich Folgerungen für die Erziehung: will man in den Erlebniswelten der einzelnen Menschen jenen Erscheinungen Existenz und Bedeutung verleihen, die für den kulturellen Fortschritt entscheidend sind — Religion, Erkenntnis, Gerechtigkeit, soziale Einstellung —, so muß man alles tun, um die Erbanlagen der darauf gerichteten Interessen möglichst zur Entwicklung zu bringen; nur auf diesem Wege entstehen in der Welt des einzelnen „erlebte Werte“. Von diesem Standpunkt aus kann man behaupten: die weitere Entwicklung der Menschheit hängt davon ab, ob in genügend vielen Einzelmenschen genügend starke Interessenanlagen vorhanden sind und ob sie durch die Umwelt in genügendem Ausmaß zur Entwicklung gebracht werden. Die Anlagen sind der Macht des Menschen entzogen; die Gestaltung der Umwelt liegt in der Hand der Staaten und Völker.

Literaturverzeichnis

- Ach, N., Finale Qualität (Gefügigkeitsqualität) und Objektion, Erg.-Bd. II z. Arch. f. d. ges. Psychol., Leipzig 1932 (S. 265, 333, 359).
- Allers, R. u. F. Schemin zky, Pflügers Archiv f. Physiologie 212 (1926).
- Allport, G. W., Persönlichkeit, übers. v. H. v. Bracken, Stuttgart 1949 (S. 26, 590).
- Amthauer, R., Intelligenz-Struktur-Test, 2. Aufl., Göttingen 1955.
- Anastasi, A., Differential Psychology, 3. ed., New York 1958.
- Antos, F., Stildiagnost. Literaturunters. m. d. Aktionsquotienten, Wiener Arch. Psychol., Psychiatrie, Neurol. 3, S. 65 (1953).
- Argelander, A., Geschlechtsunterschiede in Leistung und Persönlichkeit des Schulkindes, Ztschr. f. päd. Psychol., 1931, Heft 1.
- Arnheim, R., Psychol. Forschung, 11, 1928, 2—132. „Experimentell-psychologische Untersuchungen zum Ausdrucksproblem.“
- Arnold, O. H. u. Th. Kohlmann, Wr. Ztschr. f. Nervenheilkunde 5, 1 (1952).
- Arnold, Wilhelm, Person, Charakter, Persönlichkeit, 2. Aufl., Göttingen 1962.
- Arrington, R., Interrelations in the behavior of young children, New-York 1932.
- Baier-Jünger, G., Die Kretschmerschen Typen in ihrer Beziehung zum Arbeitsversuch von Kraepelin-Pauli, Unveröffentl. Diss., Wien 1949.
- Bauer, H., Über charakterologische Selbstbeurteilung. Wr. Ztschr. f. Philosophie, Psychologie, Pädagogik 3, 60 (1950).
- Baughman, E. E., J. Proj. Techn. 15, S. 243 (1951).
- Behr-Pinnow, C. v., Begabungsvererbung in der Familie Bernoulli, Naturw. 22, S. 717 (1935), und Archiv f. Rassen- und Gesellschaftsbiol. 27, S. 396 (1933).
- Bellak, L. u. S., Children's Apperception Test, New York 1949.
- Berger, H., Psyche, Jena 1940.
- Bobertag, O., Ist die Graphologie zuverlässig? Heidelberg 1929.
- Bokslag, I. G. H., Ausdruckskunde 2, S. 34 (1955).
- Bonaventura, M., Arch. ges. Psychol. 94, 1935, 501—570. „Ausdruck der Persönlichkeit in der Sprechstimme und im Photogramm.“
- Bönisch, R., Über den Zusammenhang seelischer Teilstrukturen, Neue Psychologische Studien 15, I (1939).
- Bouterwek, H., zit. n. Legrün, a. a. O.
- Bracken, H. v., Ztschr. f. menschl. Vererbungs- u. Konstitutionslehre 23 (1939).
- Bregelmann, J. C., Ztschr. exper. u. angew. Psychol. 2, S. 455 (1954). Psychol. Rundschau 3, S. 31 (1952); 4, S. 33 (1953).
- Bregelmann, Johannes C. und Leo, Deutsche Validierung von Fragebogen der Extraversion, neurotischer Tendenz und Rigidität, Ztschr. exper. u. angew. Psych. VII, 291 (1960).
- Brunswik, E., und L. Reiter, Ztschr. f. Psychologie 124 (1938).

- Bühler, Ch., *Der menschliche Lebenslauf als psychologisches Problem*, 2. Aufl., Göttingen 1959.
- Burchard, E. M., *Physique and psychosis*, *Comp. Psychol. Monogr.* 13 (1936).
- Busemann, A., *Stil und Charakter*, Meisenheim 1948.
- Buttersack, F., *Seelenstrahlen und Resonanz*, Leipzig 1937.
- Candolle, A. de, *Histoire des sciences et des savants depuis deux siècles*, Genf 1873 (deutsche Ausgabe von W. Ostwald, Leipzig 1911).
- Carpenter, W., *Mental Psychology*, London 1879.
- Carter, H. C., *J. of Genetic Psychology* 43 (1933), S. 312.
- Castelnuovo-Tedesco, P., *A study of the relationship between handwriting and personality variables*, *Genet. Psychol. Monogr.* 37, 167 (1948).
- Cattell, R. B. u. D. R. Saunders, *Ztschr. exper. u. angew. Psychol.* 2, S. 325 (1954).
- Cohen, Rudolf, *Die Psychodynamik der Testsituation*, *Diagnostica VIII*, 3 (1962).
- Conrad, Klaus, *Der Konstitutionstypus als genetisches Problem*, Berlin 1941.
- Copple, G. E., *Effective intelligence as measured by an unstructured sentence-completion technique*, *J. consult. Psychol.* 20, 357 (1956).
- Cronbach, zit. n. Thoma e, *Problem der Konstanz und Variabilität der Eigenschaften*, *Handbuch der Psychologie IV*, S. 303, Göttingen 1960.
- Czagan, Fr., *Die Verwendung lautlicher Ausdrucksmittel zur Wiedergabe von Körpereigenschaften*, *Ztschr. exper. u. angew. Psychologie*, 6, 766 (1959).
- Czurda, M., *Beziehungen zw. Lautcharakter u. Sinneseindrücken*; *Wiener Arch. Psychol., Psychiatrie, Neurol.* 3, S. 73 (1953).
- David, H. P., *Amer. Psychologist* 6, S. 338 (1951).
- Dearborn, G., *Blots of Ink in Experimental Psychology*, *Psychol. Review* 4, 300 (1897).
- Drach, E., *Sprecherziehung* (1926); *Die redenden Künste* (1926).
- Eickstedt, v., *Grundlagen der Rassenpsychologie*, Stuttgart 1936, S. 151 f.
- Enke, W., *Ztschr. f. angew. Psychol.* 36 (1930). *Die Affektivität der Konstitutionstypen im psychogalvanischen Versuch*, *Charakter* 1932, Heft 3; *Experimentalpsychologische Studien zur Konstitutionsforschung*, *Ztschr. f. d. ges. Neurologie und Psychiatrie*, Bd. 114. *Die Psychomotorik der Konstitutionstypen*, *Ztschr. f. angew. Psych.*, Bd. 36 (1930), S. 237. Auch als Sonderdruck.
- Ewert, Otto M., *Dematologie des Ausdrucks*, *Handbuch Psychol. V*, Göttingen 1965.
- Eysenck, H. J., *The scientific study of Personality*, London 1952, S. 179 ff. *Dimensions of Personality*, London 1947; *The Scientific Study of Personality*, London 1952; *The Structure of Human Personality*, London 1953.
- Eysenck, H. J. and D. B. Prell, *The inheritance of neuroticism*, *J. ment. Sci.* 1951.
- Fischer, Gerhard, *Zur faktoriellen Struktur der Handschrift*, *Z. exp. u. ang. Psychol.* 9, 254 (1964)

- Fisher, J., The twisted pair and the prediction of behavior, *J. consult. Psychol.* 23, 400 (1959).
- Fleiss, Ida, Experimentelle Untersuchungen über inhaerente Laut-Sinn-Beziehungen in der japanischen Sprache, Unveröff. Phil. Diss., Wien 1965.
- Fosberg, I. A., *J. Cons. Psychol.* 15, S. 43 (1951).
- Frank, L. K., *Projective Methods for the Study of Personality.* *J. Psychol.* 8, 289 (1939).
- Franks, C. M., Conditioning and personality: a study of normal and neurotic subjects, *J. abn. and soc. Psychol.* 52, 1956, 143.
- French, J. W., The factorial composition of aptitude and achievement tests, *Psychometric Monographs* 5 (1951).
- Freud, Sigmund, Die Abwehr. Neuropsychosen, *Neurol. Zentralblatt* 1894, 10; Zur Einführung des Narzißmus, *Jahrbuch d. Psychoanalyse* 1914; Das Ich und das Es, Wien 1923.
- Frijda, N. H., Mimik und Pantomimik, *Handb. Psychol.* V, Göttingen 1965.
- Frischsen - Köhler, Das persönliche Tempo, Leipzig 1933; *Ztschr. f. angew. Psychologie* 37 (1930).
- Fritz, Th., zit. n. W. Kammel, Beitrag zur Geschichte der Testforschung im 18. u. 19. Jahrhundert, *17. Jahrb. f. christl. Erziehungswissenschaft*, München 1926, S. 251 ff.
- Furrer, W., Der Lüscher-Test, in E. Stern, *Die Tests in der klinischen Psychologie*, Zürich 1955, S. 432.
- Galton, Fr., *Hereditary Genius* (1896).
- Geiger, M., IV. Kongreß f. Psychologie (1911).
- Goddard, H. H., *The Kallikak-Family*, New York 1912 (deutsch v. H. Wilker, 1934).
- Gottesmann, I., Heritability of Personality, *Psychol. Monographs* 77, 9 (1963).
- Gottschaldt, K., *Der Aufbau d. kindlichen Handelns*, 2. Aufl., Leipzig 1954, S. 7; *Ztschr. f. Psychol.* 1957, 3 ff. (1954). Das Problem der Phäno-genetik der Persönlichkeit, in *Handbuch der Psychologie*, IV, 222, Göttingen 1960. *Handlung und Ausdruck in der Psychologie der Persönlichkeit*, *Z. Psychol.* 162 (1958).
- Grill, I., Entwicklung eines unstrukturierten Intelligenztests, *Ztschr. f. exper. u. angew. Psychol.* 7, 211 (1960).
- Groddeck, G., *Das Buch vom Es*, Wien 1923.
- Guilford, J. P., *Personality*, New York-Toronto-London 1959.
- Häcker, V. und Th. Ziehen, Über Erbllichkeit d. musikal. Be-gabung, *Ztschr. f. Psychol.* 88, 89, 90.
- Haier, H., Über die Abstraktion als geistiges Mittel zur Lösung von Aufgaben und in Beziehung zur Typologie, *Unters. z. Psychol., Phil. und Pädag.*, hrsg. v. N. Ach, Bd. 9, Heft 5, Göttingen 1935.
- Haring, O., *Kontrolluntersuchungen zum Lüscher-Farbstest*. Un-veröffentl. Diss., Wien 1956.
- Hartge, M., *Ztschr. angew. Psychol.* 50, 1936, 129—148. „Eine graphologische Untersuchung von Handschriften eineiiger und zwei-eiiger Zwillinge.“
- Harvey, O. L., The measurement of handwriting, *Char. and Person*, zit. n. Müller-Enskat, *Handb. d. Psychol.* V, S. 566.
- Heindl, R., *Der Berufsverbrecher*, Berlin 1928.

- Heiss, Robert, Die Lehre vom Charakter, Berlin 1936, 2. Aufl., 1949.
- Heiss, R. u. H. Hiltmann, Farbpjramiden-Test, Bern 1951.
- Hellpach, W., Lehrbuch d. Sozialpsychologie, 3. Aufl., Stuttgart 1951.
- Hermann, E., Z. f. Psychol. 147, 1939, 238—255. „Messungen an Handschriftproben von Zwillingspaaren unter 14 Jahren.“
- Herzog, H., Z. Psychol. 130, 1935, 300—369. „Stimme der Persönlichkeit.“
- Heymann, G., Die Psychologie der Frauen, 2. Aufl., Heidelberg 1924.
- Hippius, W. Th., Ztschr. f. angew. Psychologie 51 (1936).
- Hofer, E., Über den Rhythmus d. menschl. Ganges, Wiener Arch. Psychol., Psychiatrie, Neurol. 6, S. 2 (1956).
- Hofstätter, P. R., Das Denken in Stereotypen, S. 27, Vandenhoeck u. Ruprecht, Göttingen 1960.
- Högler, A., Messende Untersuchungen an Zwillingshandschriften, Ztschr. f. diagnost. Psychol. u. Persönlichkeitsforschung 6, 39 (1958).
- Hörmann, H., Aussagemöglichkeiten psychologischer Diagnostik, Göttingen 1964 (Zitat S. 31).
- Horst, L. van der, Experimentell-psychologische Untersuchungen zu Kretschmers „Körperbau und Charakter“. Ztschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie, Bd. 93 (1924), S. 341. Experimentalpsychologische Untersuchungen zu Kretschmers „Körperbau und Charakter“, Ztschr. f. d. ges. Neur. u. Psych. 93 (1924).
- Hummer, E., Arch. f. d. ges. Psychol. 95, S. 15 (1936).
- Husén, T., Psychological twin research, Almqvist und Wiksell, Stockholm 1960.
- Jaensch, E. (u. Mitarbeiter), Grundformen menschlichen Seins, Berlin 1929. Das Verhältnis der Integrationstypologie zu anderen Formen der Typenlehre, insbesondere zur Typenlehre Kretschmers, Ztschr. f. Psychol., Bd. 125, S. 113 f. Weiteres zur Auseinandersetzung der Integrationstypologie mit der Typenlehre Kretschmers, Ztschr. f. Psychologie 126, S. 57. Gemeinschaftsbildung und Lebensleistung, Bericht über den XIV. Kongreß f. Psychologie, S. 158, Jena 1935. Tuberkulose und Seelenleben, Ztschr. f. Psychol. 135 (1935), S. 1. Das Verhältnis der Integrationstypologie zu anderen Formen der Typenlehre, insbesondere zur Typenlehre Kretschmers, Ztschr. f. Psychol. 125, S. 113 f. Ausführliche Darstellung bei M. Krudewig, Die Lehren von der visuellen Wahrnehmung und Vorstellung bei E. R. Jaensch, Maisenheim 1953.
- Jaensch, W., Grundzüge einer Physiologie und Klinik der psychologischen Persönlichkeit, Berlin 1926. Körperform, Wesensart, Rasse, Leipzig 1934.
- James, W. T., in: C. R. Stockard (ed): The genetic and endocrine basis for differences in form and behavior, Philadelphia 1941, 525.
- Juda, A., Psychiatr.-neurol. Wochenschr. 36 (1934); Allg. Ztschr. f. Psychiatrie und Grenzgeb. 116 (1940).
- Jung, C. G., Contribution à l'Etude des Types psychologiques, Arch. de Psychologie 13 (1913); Psychologische Typen, 9. Aufl., Zürich 1960.

- Kanizsa, G., Arch. di Psicol., Neurol. e Psichiatria, 14, S. 651 (1953).
- Keilhacker, M., Ztschr. f. angew. Psychologie 59 (1940).
- Kibler, M., Experimentalpsychologischer Beitrag zur Typenlehre. Ztschr. f. d. ges. Neurol. und Psychiatrie, Bd. 98, S. 524 (1925).
- Kietz, G., Der Ausdrucksgehalt des menschlichen Ganges, 2. Aufl., Leipzig 1952.
- McKinley, J. C. u. S. R. Hathaway, Minnesota Multiphasic Personality Inventory, University of Minnesota, Minneapolis 1942.
- Kirchhoff, R., Allgemeine Ausdruckslehre, Göttingen 1957; Handb. Psychol. V, Grundfragen d. Ausdruckspsychologie, Göttingen 1965.
- Kirchhoff Th., Der Gesichtsausdruck und seine Bahnen, 1922.
- Kirsch, E., Aufmerksamkeit und Objektionsfähigkeit, Unters. z. Psychol., Phil. und Pädag., hrsg. v. N. Ach, Bd. 8, Heft 4, Göttingen 1934.
- Klages, L., Die Grundlagen der Charakterkunde, 5. und 6. Aufl., Leipzig 1928, S. 87, 156, Ztschr. f. angew. Psychologie 63 (1942).
- Kleinknecht, I., zit. n. F. Reinöhl, Die Vererbung der geistigen Begabung, 3. Aufl., 1935, S. 144.
- Klineberg, O., H. A. Fjedi, J. P. Foley, zit. n. Anastasi, S. 169.
- Klineberg, O., S. E. Asch, H. Block, An experimental study of constitutional types, Gen. Psychol. Monogr. 16, 3 (1934).
- Koch, H. u. F. Mjören, Die Erbllichkeit der Musikalität, Ztschr. f. Psychol. 99, 16 (1926) und 121, 104 (1931).
- Köhler, W., Psychologische Probleme, Berlin 1933, S. 153.
- Köhn, W., Die Vererbung des Charakters, Arch. f. Rassen- u. Gesellschaftsbiologie 29, S. 1 (1935), Arch. f. d. ges. Psychologie 88, S. 131 (1933).
- Kranz, H., Lebensschicksale krimineller Zwillinge, Berlin 1936.
- Krauß, R., Über graphischen Ausdruck, Leipzig 1930, (Beiheft 58, Ztschr. f. angew. Psychologie).
- Kremenak, M., Der Eindruckswert der Augengegend auf Grund schematischer Darstellungen, Unveröffentl. Diss., Wien 1950.
- Kretschmer, E., Körperbau und Charakter, 23. Aufl., 1961; Geniale Menschen, 5. Aufl., 1958.
- Kretschmer, E. und W. Enke, Die Persönlichkeit der Athletiker, Leipzig 1935, S. 60 ff., S. 215 ff.
- Kroh, O., Experimentelle Beiträge zur Typenkunde, Bd. I, Leipzig 1929, S. VI ff., Bd. III, S. VII ff., Leipzig; Bd. II, S. VIII ff., Leipzig 1934.
- Krüger, H. und K. Zietz, Ztschr. f. angew. Psychol. 45 (1933).
- Kühnel, E., Über den Eindruckswert schematisierter Gesichter. Unveröffentl. Diss., Wien 1954.
- Külpe, O., Vorlesungen über Psychologie, hrsg. v. K. Bühler, 2. Aufl., Leipzig 1922, S. 187 ff.
- Kürten, H., Ein 18jähriges, eineiiges Zwillingbrüderpaar, Archiv f. Rassen- u. Gesellschaftsbiol. 28, S. 38 (1934).
- Lange, J., Verbrechen als Schicksal, Leipzig 1929; Zwillingbildung und Entwicklung der Persönlichkeit, Naturwissensch. 21, S. 97 (1933).

- Legrün, A., Über die Handschrift erbgleicher Zwillinge, Ztschr. f. menschl. Vererbungs- u. Konst.-Forschung, 1938, 21, 704, 736.
- Lehmann, H., Aberglaube und Zauberei (1925).
- Leitner, G., Intelligenzschätzungen aus der isolierten Stimme u. Sprechweise, Unveröff. Diss., Wien 1956.
- Lersch, Ph., Gesicht und Seele, 5. Aufl., 1961; Der Aufbau der Person, 8. Aufl., 1962.
- Lienert, Gustav A., Testaufbau und Testanalyse, Weinheim 1961.
- Liepmann, W., Psychologie der Frau, 2. Aufl., Wien 1922; Psychomotorische Studien zur Konstitutionsforschung, Ztschr. f. Nervenheilkunde, Bd. 102, S. 136 (1928).
- Linde, E., Das psychogalvanische Reflexphänomen, Ztschr. f. Psychol., Bd. 115 (1930), S. 34.
- Link, M., Die Malerfamilie Tischbein, Archiv f. Rassen- und Gesellschaftsbiol. 27, S. 185 (1933).
- Lipmann, O., Psychische Geschlechtsunterschiede, Beiheft 14 z. Ztschr. f. angew. Psychologie, Leipzig 1917.
- Lord, E., Psychol. Monographs 64, Nr. 10 (1950).
- Lottig, H., Beiheft 61, Ztschr. f. angew. Psychologie (1931).
- Luhan, W., Körpervibration bei vorgestellten Bewegungen. Unveröff. Diss., Wien 1953.
- Lusso, A., Archivio di Psicologia, Neurologia e Psichiatria 15, S. 169 (1954).
- Lutz, A., Teilinhaltliche Beachtung, Auffassungsumfang und Persönlichkeitstypus in Kroh, Experimentelle Beiträge zur Typenkunde I., Leipzig 1929 (Erg.-Bd. 14 z. Ztschr. f. Psychol.).
- Mader, I., Die Anwendbarkeit des Wartegg-Tests bei der Persönlichkeitsbegutachtung im Pubertätsalter, Psychol. Rundschau 3, S. 79 (1952).
- Mahlow, F., Ztschr. f. Psychol. 155, S. 155 (1943).
- Meili, R., Hasard et psychodiagnostic, Arch. de Psychol. 21, S. 136 (1928); Zur Kritik des Typenbegriffes. Schweiz. Arch. f. Neurologie und Psychiatrie 48, 82 (1941); Lehrbuch der psychol. Diagnostik, 4. Aufl., Bern 1961.
- Merz, F., Persönlichkeitsbeurteilung und soziale Beziehung, unveröff. Untersuchung 1960.
- Meumann, J., Testpsychologische Untersuchungen an ein- und zweieiigen Zwillingen, Archiv f. d. ges. Psychologie 93, S. 42 (1935).
- Michel, L., Der Rorschach-Test als Intelligenz-Diagnosticum, Rorschachiana 8, 129 (1963).
- Mields, Jürgen, Möglichkeiten der Intelligenz-Diagnostik bei Team-work, Diagnostica X, 21 (1964).
- Mierke, K., Über die Objektionsfähigkeit und ihre Bedeutung für die Typenlehre, Arch. f. d. ges. Psychol., Bd. 89 (1933), S. 1; Psychol. Beobachtungen an eineiigen Zwillingen, Volk u. Rasse 9 (1934).
- Mittencker, E., Eine neue quantitative Methode in der Sprachanalyse und ihre Anwendung bei Schizophrenen, Mschr. f. Psychiatrie und Neurologie, Vol. 121, Nr. 6 (1951). Subjektive Tests zur Messung der Persönlichkeit, Handb. d. Psychol. VI, Göttingen 1964. Planung u. statistische Auswertung von Experimenten, 5. Aufl., Wien 1965.

- Mittenecker, E. u. W. Toman, Der P.-I.-Test (Ein kombinierter Persönlichkeits- u. Interessentest), Wien—Köln 1951.
- Moede, W., Experimentelle Massenpsychologie (1920).
- Mohr, G. u. R. H. Gundlach, The relation between physique and performance, J. exper. Psychol. 10 (1927).
- Mühle, G., Bericht ü. d. 20. Kongreß d. Deutschen Ges. f. Psychologie, Göttingen 1956, 102.
- Murray, H. A., Thematic Apperception Test, Harvard University Press, Cambridge 1943.
- Mussen, P. H. u. S. R. Krauss, J. Abn. a. Soc. Psychol. 47, S. 405 (1952).
- Neeb, M., Zt. f. Psychol., Bd. 118 (1930).
- Neweklowsky, K., Ztschr. f. angew. Psychol. u. Charakterkunde 56, 1 (1939).
- Newman, H. H., J. of Heredity. Vol. 20, 23, 24, 25 (1929 bis 1934); The American Naturalist 6 (1933).
- Newman, H. H., F. N. Freeman, K. J. Holzinger, Twins, a Study of Heredity and Environment, Chicago 1937.
- Nietzsche, F., Unzeitgemäße Betrachtungen.
- Nikolay, E., Arch. ges. Psychol., 105, 1940, 275—295. Messungen an Handschriftproben von Zwillingspaaren über 14 Jahren.
- Nossberger-Eidler, F., Intelligenzschätzung nach dem Gesichtsausdruck, Psychologie u. Praxis 3, 281 (1959).
- Oestlyngen, E., Über erbliche und umweltliche Bedingtheit der Variabilität von Handschriften, Acta psychiatrica et neurologica 20, 75 (1945).
- Olechowski, R., Experimente über den Stimm- und Sprechausdruck beim Lügen, Unveröff. Phil. Diss., Wien 1961.
- Osgood, C. E., G. J. Suci und P. H. Tannenbaum, The measurement of meaning, Urbana Univ. Press 1957.
- Owens, W. A. J., J. Appl. Psychol. 38, S. 154 (1954).
- Palme, H., Versuch einer statistischen Auswertung des alltäglichen Schreibstils, Unveröffentl. Diss., Wien 1949.
- Pawlik, Kurt, Dimensionen des Verhaltens. Eine Einführung in die Methodik und Ergebnisse faktorenanalytischer psychologischer Forschung, Bern 1966.
- Pear, Voice and Personality, London 1931.
- Peroutka, F., Eindrucksmäßige Konkordanzbeurteilung an Zwillingsschriften. Pädag. Hausarbeit, Wien 1952 (unveröffentlicht).
- Peters, W., Vererbung geistiger Eigenschaften, Jena 1925.
- Pfahler, G., System der Typenlehre, Leipzig 1929; Vererbung als Schicksal, Leipzig 1932; Der Mensch und sein Lebenswerkzeug, Stuttgart 1954.
- Pichler, H., Stilanalytische Untersuchungen mit dem Aktionsquotienten, Unveröffentl. Diss., Wien 1949.
- Piderit, Th., Mimik und Physiognomik, 4. Aufl., Detmold 1925.
- Pollnow, Hans, Historisch-kritische Beiträge zur Physiognomik, Jahrb. d. Charakterologie von Utitz, Bd. 5 (1928).
- Popenoe, P., J. of Heredity 13 (1922).
- Powers, E., zit. n. C. S. Hall u. G. Lindzey, Theories of Personality, New York 1957, S. 284.
- Prandtl, A., Die Einfühlung (1910).

- Prelinger, E., Persönlichkeitstypus und Lebenslauf, *Wr. Ztschr. f. Philosophie, Psychologie, Pädagogik*, 3, 14 (1950); Kleine Studie über die Verlässlichkeit des Szondi-Tests, *Wr. Ztschr. f. Nervenheilkunde und deren Grenzgebiete*, Bd. III (1950).
- Prinzhorn, H., *Persönlichkeitspsychologie*, Leipzig 1932.
- Rauhala, S., *Rep. Psych. Inst. Helsinki*, 1956.
- Reinöhl, F., Die Vererbung der Intelligenz, *Arch. f. Rassen- und Gesellschaftsbiol.* 29, S. 26 (1935).
- Reiter, O. u. O. Sterzinger, Aufmerksamkeit und Konstitution, *Ztschr. f. Psychol.*, Bd. 122, S. 115 ff. (1931).
- Revers, W. J., *Der Thematische Apperzeptionstest*, Bern 1958.
- Ribot, Th., *Die Persönlichkeit* (1894).
- Rice, S. A., „Stereotypes“: a source of error in judging human character, *J. Person. Res.* 5, 267 (1926).
- Richart, M., Untersuchungen mit dem Weintrauben-Test an Kindern, Unveröffentl. Diss., Wien 1954.
- Richter, H., *Ztschr. f. Psychol.* 157, S. 201 (1954).
- Riedl, Ch., *Der P.-I.-Test bei Zwillingen*, Unveröffentl. Diss., Wien 1950.
- Rieffert, J. B., *Sprechtypen in: 12. Kongreß d. deutschen Ges. f. Psych.* (1932).
- Rieger, K., Beschreibung der Intelligenzstörungen nebst einem Entwurf zu einer allgemeinen anwendbaren Methode der Intelligenzprüfung, *Verh. phys. med. Ges. Würzburg* 22, 65 (1889).
- Rohracher, H., *Einführung in die Psychologie*, 10. Aufl., Wien 1966.
- Roman-Goldzieher, K., *Beiheft 6 z. Schweizerischen Ztschr. f. Psychologie*, S. 29 (1945).
- Rorschach, H., *Psychodiagnostik*, 8. Aufl., Bern 1963.
- Rothacker, Erich, *Die Schichten der Persönlichkeit* 1938, 5. Aufl., Bonn 1952.
- Rundquist, E. A., *J. comp. Psychology* 16, 415 (1933).
- Rutz, O., *Archiv f. d. ges. Psychologie* 18 (1910); *Neue Entdeckungen der menschlichen Stimme* (1908).
- Sachers, W., *Der Aktionsquotient bei lateinischen Dichtern und Schriftstellern. Pädag. Hausarbeit*, Wien 1954 (nicht veröffentlicht).
- Salzmann, F., *Vergleichsuntersuchungen mit dem I-Skore des P.-I.-Tests an Gesunden u. vegetativ Labilen*, Unveröffentl. Diss., Wien 1952.
- Sandström, C. I., Sex differences in localisation and orientation, *Acta Psychol.* 9, 82 (1953).
- Sanguineti, I. u. R. Sigurtà, *Archivio di Psicologia Neurologia e Psichiatria* 12, S. 35 (1951); 13, S. 198 (1952).
- Saudek, R. & E. Seemann, *Character and Personality*, 1933, 2, 22—40. "Identical twins reared apart: a comparative study of various tests of their intellectual, emotional and social attitudes."
- Schaedeli, Rudolf, *Untersuchungen zur Verifikation von Meilis Intelligenzfaktoren*, *Z. exper. u. angew. Psychol.* VIII, 213 (1964).
- Schaie, K. Warner, *Die Validität des Farbpyramiden-Tests*, *Diagnostica* VIII, 141 (1962).
- Scherleitner, R., *Untersuchungen über den Stil von Wahrheit und Lüge*, Unveröffentl. Diss., Wien 1954.

- Schiller, M., Ztschr. f. Vererbungs- u. Konstitutionslehre 20 (1936).
- Schlismann, A., Sprach- und Stilanalyse mit einem vereinfachten Aktionsquotienten, Wr. Ztschr. Philosophie, Psychologie, Pädagogik II, 42 (1948).
- Schofield, W., J. clinic. psychol. 8, 255 (1952).
- Scholl, R., Theorie und Typologie der teilinhaltlichen Beachtung von Form und Farbe. Ztschr. f. Psychol. 101, S. 313 (1927).
- Schorn, M., Industr. Psychotechnik 4 (1927).
- Schroedersecker, Fr., Ztschr. f. menschl. Vererb. u. Konstitutionslehre 23, 273 (1939).
- Schulte, H., Arch. ges. Psychol. 70, 1929, 119—208. „Experimentelle Prüfung der Rutz-Sieverschen Typenlehre.“
- Schulz, O., Experimentelle Untersuchungen über Lüge und Charakter, Unters. z. Psychol., Phil. und Pädag., hrsg. v. N. Ach, Bd. 8, Heft 2, Göttingen 1934.
- Seifert, K. H., Kompensatorische Leistungsmöglichkeiten Minder-sinniger im Bereich der Haptik, Z. f. exper. u. angew. Psychol. IX, 55 (1962); Über funktionale Kompensation, Bericht über den 22. Kongr. Psychol. Göttingen 1963.
- Seiller-Tarbuk, L., Die Eindruckswirkung der Gesichts- und Hauptbehaarung, Unveröffentl. Diss., Wien 1951.
- Sheldon, W. H., The Varieties of Human Physique, New York—London 1940.
- Shields, J., Monozygotic Twins, Oxford Univ. Press, London 1962.
- Simon, M., Ztschr. diagn. Psychol. u. Persönlichkeitsforschg. 2, S. 195 (1954).
- Smith, I. C., Ztschr. f. d. ges. Neurol. u. Psychiatrie 166 und 168 (1939, 1940).
- Sondergeld, W., Affektive Erregbarkeit und Objektionsfähigkeit, Unters. z. Psychol., Phil. und Pädag., hrsg. v. N. Ach, Bd. 10, Heft 2, Göttingen 1935.
- Spranger, E., Lebensformen, 7. Aufl., Halle 1930, S. 442.
- Spreen, O., MMPI-Saarbrücken, Huber Verlag, Bern 1963.
- Steinwachs, Fr., zit. nach Kretschmer, Körperbau und Charakter, S. 260.
- Stern, Paul, Ztschr. f. Philosophie 115.
- Stern, W., Ztschr. f. angew. Psychol. 11, 1 (1916).
- Stumpfl, F., Die Ursprünge des Verbrechens, dargestellt am Lebenslauf von Zwillingen, Leipzig 1936.
- Süllwold, F., Ein Beitrag zur Analyse der Aufmerksamkeit, Ztschr. f. exper. u. angew. Psychol. 2 (1954).
- Szondi, L., Schicksalsanalyse, 3. Aufl., Basel 1966.
- Theiss, H., Psychol. Forschung, 15, 1931 276—358. „Experimentelle Untersuchungen über die Erfassung des handschriftlichen Ausdrucks durch Laien.“
- Thomae, H., Persönlichkeit, 2. Aufl., 1955, S. 179.
- Thomas, D. S., Social behavior patterns (1933).
- Thompson, W. R., The inheritance and development of intelligence, zit. n. J. L. Fuller und W. R. Thompson, Behavior Genetics, New York 1960, S. 213.

- Thurstone, L. L., *Multiple-Factor Analysis*, Chicago 1947.
- Thyen, H., Über Geschlechtsunterschiede der intellektuellen Leistungsfähigkeit auf Grund statistischer Erhebungen an höheren Koedukationsschulen, Langensalza 1929; ferner: Über Geschlechtsunterschiede in den Schulfähigkeiten, *Ztschr. f. Pädagog. Psychol.* 36, S. 325 (1935).
- Tolman, E. C., *J. of comp. Psychology* 4 (1924).
- Trojan, J., *Der Ausdruck der Sprechstimme*, Wien 1952.
- Tryon, R. C., *Univ. of California Publ. in Psychology* 4 (1929).
- Urbantschitsch, V., *Über subjektive optische Anschauungsbilder*, Leipzig und Wien 1907.
- Wallner, Teut, zit. n. Müller-Enskat, *Handb. d. Psychol.* V, S. 566.
- Wartegg, E., *Gestaltung und Charakter*, Leipzig 1939.
- Wechsler, D., *Die Messung der Intelligenz Erwachsener*, hg. von C. Bondy, 2. Aufl., Bern 1961.
- Wegeler, A., *Der Einfluß der Subjektivität des Versuchsleiters auf die Auswertung und die Ergebnisse des Rorschach-Tests*, Unveröffentl. Diss., Wien 1954.
- Weidenreich, *Rasse und Körperbau*, Berlin 1927.
- Weinand, H., *Die Verlässlichkeit eines neuen Persönlichkeits-Interessentests*, Unveröffentl. Diss., Wien 1950.
- Weininger, O., *Geschlecht und Charakter*, 21. Aufl., Wien 1920, S. 80.
- Weiss, Rudolf, *Schulleistung und Intelligenz*, Linz 1964 (S. 91).
- Weissenfeld, F., *Ztschr. f. menschl. Vererbungs- u. Konstitutionslehre* 30, S. 1 (1950—1952).
- Wellek, A., *Die Polarität im Aufbau des Charakters*, 2. Aufl., Bern 1959, S. 24, 27.
- Wewetzer, Karl Hermann, *Die Arbeitsweise der diagnostischen Psychologie*, *Studium Generale* 15, 113 (1962).
- Winkler, M., *Der Ausdruckswert der Mundgegend auf Grund schematischer Darstellungen*, Unveröffentl. Diss., Wien 1951.
- Witkin, H. A., zit. n. Anastasi, l. c. S. 472.
- Wittmann, J., 13. Kongreß f. Psychol., 1933, 187—190. „Die physiognomische Urbedeutung des Wortes und das Problem der Bedeutungsentwicklung.“
- Wolff, W., *Psycholog. Forschung* 16 (1932); *Gang und Charakter*, Leipzig 1931; Beiheft 58, *Ztschr. f. angew. Psychologie*.
- Zietz, K., *Ztschr. f. Psychologie* 135 (1935).
- Zrzavy, A., *Ein neues Verfahren zur Validitätskontrolle von Persönlichkeits-Tests („Testdoppelgänger-Methode“)*, *Ztschr. f. exper. u. angew. Psychologie* 5, 277 (1958).
- Zulliger, H., *Der Zulliger-Tafeln-Test*, 2. Aufl., Bern 1962.

Namenverzeichnis

- | | |
|--|---|
| <p>Ach, N. 9, 50, 58, 62 f., 69, 281
 Adler, A. 271 ff., 281
 Allers, R. 170, 281
 Allport, G. W. 245, 281
 Amthauer, R. 187, 192, 281
 Anastasi, A. 250, 281
 Antosch, F. 163, 281
 Anzengruber, L. 167
 Argelander, A. 249, 281
 Aristoteles 122
 Arnheim, R. 131, 281
 Arnold, O. H. 205, 281
 Arnold, W. 107, 281
 Arrington, R. 213, 281
 Asch, S. E. 57</p> <p>Bach, J. S. 224
 Baier-Jünger, G. 67 f., 281
 Baldwin, J. M. 169
 Balzac, H. 41
 Bauer, H. 180, 281
 Baughman, E. E. 200, 281
 Behr-Pinnow, C. 281
 Bell, Ch. 126
 Bellak, L. u. S. 201, 281
 Berger, H. 168, 281
 Bernoulli 224
 Binet, A. 4, 186, 198
 Bleuler, E. 19, 22
 Block, H. 57
 Bobertag, O. 143, 281
 Böhme, J. 43
 Bokslag, I. G. H. 202, 281
 Bonaventura, M. 159 f., 281
 Bondy, C. 187
 Bönisch, R. 207, 281
 Bouterwek, H. 149, 281
 Bracken, H. v. 148, 281
 Brandner, V. 219
 Brengelmann, J. C. 203, 264, 269,
 281</p> | <p>Brunswik, E. v. 131 f., 281
 Bühler, Ch. 276, 282
 Bühler, K. 158, 160
 Burchard, E. M. 48, 282
 Busch, W. 41
 Busemann, A. 163 f., 282
 Busse, H. 140
 Buttersack, F. 168, 282</p> <p>Calvin 44
 Candolle, A. de 107, 282
 Carpenter, W. B. 169, 282
 Carter, H. D. 230, 282
 Carus, C. G. 125
 Castelnuovo-Tedesco, P. 144,
 282
 Cattell, J. McK. 4, 186
 Cattell, R. B. 204, 263, 267,
 282
 Cohen, R. 199, 282
 Conrad, K. 18, 90, 282
 Cople, G. E. 190, 282
 Crépieux-Jamin 139 f.
 Cronbach, L. J. 196, 282
 Czagan, Fr. 151, 282
 Czurda, M. 150 f., 282</p> <p>Darwin, Ch. 127
 Davenport, C. B. 15
 David, H. P. 206, 282
 Dearborn, G. V. 198, 282
 Deri, S. 206
 Descartes 43
 Drach, E. 155, 282
 Duchenne 126</p> <p>Ebbinghaus, H. 12, 188, 256,
 259
 Ehrenstein, W. 87, 282
 Eichendorff 42
 Eickstedt, v. 77, 282</p> |
|--|---|

- Engel, J. J. 124
 Enke, W. 50 ff., 55, 61, 64,
 282
 Eysenck, H. J. 59, 84, 231 f.,
 263 ff., 266 f. 282

 Fischer, G. 142, 144, 282
 Fisher, J. 189, 282
 Fleiss, Ida 151, 283
 Fosberg, I. A. 206, 282
 Frank, L. K. 196, 282
 Franks, C. M. 85, 283
 Freeman, F. N. 229, 236, 287
 French, J. W. 196, 282
 Freud, S. 83, 254, 283
 Frijda, N. H. 116, 283
 Frischeisen-Köhler, I. 228 f., 230,
 282
 Fritz, Th. 207, 283
 Furrer, W. 202, 283

 Galant 15
 Gall, F. J. 126
 Galton, F. 4, 145, 186, 224, 228,
 283
 Geiger, M. 169, 283
 Giovanni, de 15
 Goddard, H. H. 225, 283
 Goethe, J. W. 93, 124, 164
 Gottesmann, I. 231, 283
 Gottschaldt, K. 116, 231, 283
 Grabbe 42
 Graewe, H. 146
 Grill, I. 191, 283
 Grillparzer, F. 42
 Groddeck, G. 254, 283
 Grünler 46
 Guilford, J. P. 196, 263, 267 ff.,
 283
 Gundlach 57

 Haecker, V. 227, 283
 Haier, H. 69, 283
 Haring, O. 202, 283
 Hartge, M. 146, 283
 Harvey, O. L. 142
 Hathaway, S. R. 208
 Hebbel, F. 42
 Hegel, F. 43, 125
 Heindl, R. 236, 283
 Heine, H. 42 f.
 Heiss, R. 203, 255, 258, 283

 Henckel 46, 76
 Henri, V. 198
 Hermann, E. 146, 283
 Herzog, H. 158, 283
 Heymans, G. 249, 253, 283
 Hiltmann, H. 204, 284
 Hippius, M. Th. 119 f., 283
 Hippokrates 14, 252
 Hofer, E. 138, 283
 Hoffmann, E. T. A. 42
 Hofstätter, P. 48, 221 f., 283
 Högler, A. 147, 283
 Hölderlin, F. 42, 165
 Holzinger, K. J. 229, 237, 287
 Hörmann, H. 216, 284
 Horst, L. v. d. 51, 54 f., 59,
 284
 Hummer, E. 261, 284
 Husén, T. 229, 284

 Ikemi 77

 Jaensch, E. R. 9, 78 ff., 87, 284
 James, W. T., 85, 284
 Juda, A. 225, 229, 284
 Jung, C. G. 7, 83 ff., 259, 284

 Kammel, W. 283
 Kanizsa, G. 181, 285
 Kant, I. 43, 125
 Keilhacker, M. 156, 285
 Keller, G. 41, 165
 Kibler, M. 50 f., 52, 208, 285
 Kietz, G. 137, 285
 Kirchhoff, R. 116, 285
 Kirsch, E. 69, 285
 Klages, L. 6, 91 ff., 140, 285
 Kleinknecht, I. 238, 285
 Kleist, H. 42
 Klineberg, O. 49, 57, 285
 Koch, H. 227, 285
 Köhler, W. 119, 225
 Kohlmann, Th. 205, 281
 Köhn, W. 230, 285
 Kraepelin, E. 19, 64, 67
 Kranz, H. 234, 285
 Kraus, F. 255
 Krauss, R. 122, 285
 Krauss, S. R. 206, 287
 Kremenak, M. 133, 285
 Kretschmer, E. 7, 14 ff., 87, 210,
 263 f., 285

Kroh, O. 50, 285
 Krüger, F. 153
 Krüger, H. 179, 285
 Kühnel, E. 134 f., 285
 Külpe, O. 58, 285
 Kuras 73
 Kürten, H. 233, 285

 Lange, J. 233, 285
 Lavater, J. K. 124 f.
 Legrün, A. 147, 286
 Leitner, G. 161, 286
 Lersch, Ph. 130, 255, 286
 Lewin, K. 208
 Lichtenberg 125
 Lienert, G. 174, 286
 Liepmann, W. 52, 253, 286
 Link, M. 286
 Lipmann, O. 248 f. 286
 Lipps, T. H. 169
 Locke, J. 43
 Lord, E. 198, 286
 Lottig, H. 230, 286
 Lotze, H. 43
 Luhan, W. 171, 286
 Lüscher, M. 202, 283
 Luther, M. 43
 Lutz, A. 55, 286

 Mader, I. 207, 286
 Mahlow, F. 261, 286
 Mall, G. 61, 73
 Masselon 82
 Mayer, G. 140
 McKinley, J. C. 208
 Meili, R. 89, 179, 195, 286
 Merz, F. 220, 286
 Meumann, J. 230, 286
 Meurisse 181
 Meyer, C. F. 41
 Michel, L. 144, 286
 Michon, J. H. 139
 Mields, J. 144, 161, 192, 286
 Mierke, K. 63, 149, 286
 Mill, J. St. 169
 Mirabeau 44
 Mittenecker, E. 59, 110, 165, 178,
 209, 217, 286, 287
 Mjöen, F. 227, 285
 Moede, W. 170, 287
 Mohr, G. 57, 287
 Mühle, G. 136, 287

Müller, G. E. 58
 Muller, H. J. 236
 Munz, E. 50
 Murray, H. A. 200, 287
 Mussen, P. H. 206, 287

 Neeb, M. 65, 287
 Nestroy, J. 167
 Neubauer, V. 163, 289
 Neweklowsky, K. 54, 57, 208,
 287
 Newman, H. H. 229, 236, 287
 Nietzsche, F. 43, 96, 287
 Nikolay, E. 146
 Noßberger, Fr. 136, 287
 Novalis 42

 Oestlyngen, E. 147, 287
 Olechowski, R. 162, 287
 Osgood, C. E. 221, 287
 Owens, W. A. 176, 286

 Palme, H. 164, 287
 Pauli, R. 66 ff.
 Pawlik, K. 263, 287
 Pawlow, I. 84
 Pear 158, 287
 Pende 15
 Peroutka, F. 148, 287
 Peters, W. 227, 287
 Pfahler G. 9, 89 f., 259, 287
 Pfister, M. 203
 Pichler, H. 163, 287
 Piderit, Th. 128, 287
 Pilzecker, A. 58
 Popenoe, P. 236, 287
 Porta, J. B. 123
 Powers, E. 143 f., 287
 Prandtl, A. 168, 287
 Prelinger, E. 205, 238, 288
 Preyer, W. 140, 169
 Prinzhorn, H. 96, 288

 Rauhala, L. 206, 288
 Reinöhl, F. 226, 288
 Reiter, L. 131 f.
 Reiter, O. 56, 288
 Restan 15
 Reuter, F. 41
 Revers, W. J. 201, 288
 Ribot, Th. 72, 288
 Rice, S. A. 221, 288

- Richter, H. 170, 287
 Riedl, Ch. 227, 287
 Riedl 73 f., 287
 Rieffert, J. B. 155 f., 287
 Rieger, K. 186, 288
 Robespierre 44
 Rohden, F. v. 18, 46, 76
 Roman-Goldzieher, K. 148, 288
 Rorschach, H. 7, 10, 86, 197 ff., 288
 Rosegger, P. 41
 Rothacker, E. 254, 288
 Rundquist, E. A. 226, 288
 Rutz, O. 153, 288

 Sachers, W. 164, 287
 Salzmann, F. 210, 288
 Sandström, C. I. 250, 288
 Saudek, R. 146, 287
 Saunders, D. R. 282
 Savonarola 44
 Saza 77
 Schaedeli, R. 195, 288
 Schaie, W., 203, 288
 Scheminzky, F. 170, 280
 Scherleitner, R. 167, 288
 Schiller, F. 42, 165
 Schiller, M. 229, 289
 Schlisman, A. 163, 289
 Schofield, W. 198, 289
 Scholl, R. 40, 53 f., 208, 238, 289
 Schopenhauer, A. 43
 Schroedersecker, F. 51, 289
 Schulte, H. 154, 289
 Schulz, O. 68, 162, 289
 Schwab 73 f.
 Seeman, E. 288
 Seifert, K. H. 274, 289
 Seiller, L. 133, 289
 Shakespeare, W. 42
 Shaw, G. B. 43
 Sheldon, W. H. 46 ff., 49, 87, 289
 Shields, 230, 289
 Sievers, E. 153
 Sigaud 15
 Simon, J. 4, 186
 Simon, M. 201, 289
 Smith, J. C. 229, 289
 Sokrates 43
 Sondergeld, W. 61, 289

 Spearman, C. 193
 Spinoza 43
 Spranger, E. 7, 101 ff., 251, 289
 Spreen, O. 208, 289
 Steinwachs, F. 65, 289
 Stephenson 59
 Stern, E. 283
 Stern, P. 168, 289
 Stern, W. 5, 12, 184, 187, 256, 289
 Sterzinger, O. 56, 261
 Stifter, A. 41, 165
 Stocks 229
 Strehle, H. 128
 Strindberg, A. 42
 Stumpfl, F. 234, 289
 Süllwold, F. 57, 289
 Sulzer, J. G. 123
 Szondi, L. 204 ff., 289

 Taine, H. 169
 Tasso 42
 Terman, L. M. 187
 Thomae, H. 258, 267, 289
 Thomas, D. S. 213, 289
 Thompson, W. R. 226, 289
 Thorndike, E. L. 218, 228, 289
 Thurstone, L. L. 193, 290
 Thyen, H. 249, 290
 Tischbein 224
 Tolman, E. C. 225, 290
 Toman, W. 209, 290
 Trojan, F. 157, 290
 Tryon, R. C. 226, 290

 Uexküll, J. v. 279

 Viola 15
 Vollmer, O. 55, 261
 Voltaire 42

 Wallner, O. 144, 290
 Wartegg, E. 206, 290
 Wechsler, D. 187, 290
 Wegeler, A. 199, 290
 Weidenreich 77, 290
 Weinand, H. 210, 290
 Weininger, O. 251, 290
 Weiss, R. 192, 290
 Weissenfeld, F. 261, 290
 Wellek, A. 257 ff., 290

Westphal, K. 24, 48
Wewetzer, K. H. 216, 290
Wictorin 229
Wingfield 229
Winkler, M. 133, 290
Witkin, H. A. 250, 290
Wittmann, J. 150, 290
Wolff, W. 137, 156, 290

Woodworth, R. S. 208, 290
Wundt, W. 4, 12, 128, 153, 256
Ziehen, Th. 227
Zietz, K. 81 f., 179, 182, 290
Zimmermann, W. S. 267
Zola, E. 41
Zulliger, H. 200, 290

Sachregister

- ästhetischer Typ 105, 107
Affektstumpfheit 22
Aktionsquotient 163 ff.
Aktivität, Vererbung der 226
Aktivitätshypertrophie 243
Akueme 157
Analogieschluß-Theorie 168
Analogie-Test 188
Arbeitsversuch 67
Army-Alpha-Test 7, 176
Artikulation der Sprache 156
Artung des Charakters 100
Assoziation 58 f.
Assoziations-Theorie 168
Athletiker, Temperament der 71
athletischer Körperbau 16 f., 70 f.
Aufbau des Charakters 99, 254 ff.
— eines Tests 174 f.
Auffassungsumfang 55
Aufmerksamkeit 55, 57 ff.
Augenform 133
Ausdruck, Begriff 6, 113 ff.
— biologische Bedeutung 116
— Definition 116
— der Laute 150 ff.
— der Stimme 153 ff.
— des Gesichtes 122 ff.
Ausdruckserscheinungen 6, 113 ff.
Ausdrucksforschung 113 ff.
Ausdruckstheorien 168 ff.
Autismus 22
Autostereotyp 223
- Barttracht 133
basedowider Mensch 79
Basedowsche Krankheit 79
bedingter Reflex 84
Begabung, musikalische 227
Behauptungstriebfedern 98 f.
Behaviorismus 214
Beobachtungskategorien 213
- Beschreibungstechnik 213, 219
Bewährungskontrolle 189
Binet-Simon-Test 4, 186
Blinddiagnose 199
Bourdon-Test 55 f.
Brauenform 133
Brevitypus 15
B-Typus 79
- Carpenter-Effekt 169
CAT-Test 201
cerebraler Typus 15
cerebroton 47
Charakter, Begriff 1 ff., 244 ff.
Charakterforschung, experimen-
telle 9, 51 ff.
— geisteswissenschaftliche 101,
257
— statistische 109
Charakterprofil 180
Charakter und Erziehung 242 ff.
— und Geschlecht 248 ff.
— und Schicksal 275 ff.
— und Umwelt 235 ff.
— und Vererbung 223 ff.
- Dementia praecox 19
desintegrierter Typ 79
Denken, produktives 190
Dimensionen der Persönlichkeit
267
Doppelgänger — Schriften 149
Durchschnitts-Tendenz 218
dynamische Faktoren 183, 277
dysplastisch 17 f., 25
- Eichung von Tests 174 f., 186
Eidetik 78
Eigenschaften, Begriff 3
Einfluß der Umwelt 235 ff.
Einstellung 219

- ektomorph 47
 endomorph 47
 endothymer Grund 255
 Entlastungstrieb 63
 Erblassen 128
 Ergänzungstest 188
 Ergograph 52
 Erlebnistypen 86
 Ermüdbarkeit 52
 Erregbarkeit 60 f.
 Erregungsbeherrschung 61 f.
 Erregungs-Typen 85
 Es 254
 Exnersche Scheibe 81
 Experimente, physiognomische
 130 ff.
 — typologische 51 ff.
 Exploration 212 f.
 extratensiv 86
 Extraversion 10, 83, 265 f.
 extravertiert 83, 265 f.
 exzitatorischer Typus 85
- Faktoren-Analyse 145, 193, 262 ff.
 — der Handschrift 142
 — der Intelligenz 193 ff.
 — der Persönlichkeit 262 ff.
 Farbpolymeriden-Test 202 ff.
 Farbscheiben-Versuch 81
 Farbseher 53 f.
 Feinmotorik 52
 feste Gehalte 89
 fließende Gehalte 90
 Flüssigkeit 195
 Form-Farb-Versuch 53 f.
 Formniwo 141
 Formseher 53 f.
 Fortsetzungs-Test 190, 207
 Fragebogen-Methode 53 f., 208 f.
 Funktionen, psychische 5, 183
- Gang 137 f.
 Ganzheit 195
 Gefüge des Charakters 99
 Gefühlsansprechbarkeit 89
 Gefühlserregbarkeit 60
 Gefühlsoasen 35
 Gehirn und Charakter 72 f., 241
 Geist nach Klages 91 f.
 Geist, objektiver 102
 Geisteskrankheit 19 ff.
 Geltungsdrang 273
- geniale Menschen 39 ff.
 Geschlechtsunterschiede,
 psychische 248 ff.
 Gesetz der Umweltwirkung 240
 Gesichtsausdruck 122 ff.
 Graphologie 139 ff.
 Großzügigkeits-Tendenz 219
 Grundfunktionen 89
 Grundmerkmale 9, 12, 89 f.,
 260 f., 265 f.
 Gruppenfaktoren 265
 Gruppentests 174
- Haartracht 133 f.
 habitus phthisicus 14
 Halbierungsmethode 176
 Halbttest-Reliabilität 142, 176
 Halo-Effekt 218
 Haltungsanlagen 100
 Handschrift 139 ff.
 harmonische Mischformen 18
 Hautwiderstand, elektrischer 60
 HAWIE 187
 Hemmungs-Typen 85
 Heterostereotyp 223
 Hingebungstriebfedern 98 f.
 Hyperplasie 18 f.
 Hypomanie 29
 Hypoplasie 18 f.
- ichtgebundene Funktionen 91
 Idealperson 249
 ideomotorisches Gesetz 169
 Inaktivitätsatrophie 243
 Individualpsychologie 271 ff.
 Indizienverfahren 160
 inhibitorischer Typus 85
 Instinktsicherheit 270
 Intelligenz 5, 182 ff.
 — Definition 184
 — Theorie der 184
 — Tests 186 ff.
 — -alter 187
 — -arten 218
 — -faktoren 193 ff.
 — -formen 195
 — -quotient 5, 187
 — -rückstand 187
 — -vererbung 225 ff.
 — und Gesichtsausdruck 136
 — und Handschrift 144 f.
 — und Sprechweise 161

- Integration 78 f.
 integrierter Typus 79 ff.
 Intersubjektivität 175
 Interview 212
 intrapsychische Spannung 64 ff.
 Introversion 10, 83, 265
 introversiv 86
 introvertiert 83, 265
 IST 188
 I-Typen 78 ff.
 Ixothymie 71
- katatone Symptome 23
 Klangfarbe der Stimme 155
 Klecksfiguren 7, 197 ff.
 konservative Wuchstendenz 90
 Konstanz der Handschrift 142
 Kontrolle von Tests 174
 Körperbau, athletischer 16
 — leptosomer 16
 — pyknischer 17
 — -typen 14 f.
 Kohärenz 79
 Komplexität 195
 Konstitution, Definition 15
 Konstitutionstypen 16 ff.
 Kontaktschwierigkeiten 88
 Korrelations-Rechnung 109, 261
 Korrelations-Koeffizient 109
 Kovarianten-Phänomen 81
 Kräfte, psychische 5, 183
 Kraepelin-Pauli-Test 66 f.
 Kriminalpsychologie 73
 Kritzel-Test 181
- Lautcharakter 150 ff.
 Lautstärke der Stimme 156
 Laut-Sinn-Beziehung 150 f.
 Lebenslaufanalyse 212, 238
 Lebenslaufforschung 276
 Lebensplan 274
 Lebenszwiespalt 255
 leptomorph 19
 leptosomer Körperbau 16
 Linkshändigkeit 148
 Longitypus 15
 Lückentest 188
 Lüge 68, 162, 167
- Machtmensch nach Spranger 106
 Machttrieb 272
 Manie 19 f.
- manisch-depressives Irresein 19 f.
 Masselon-Test 82
 Maudsley Personality Inventory 265
 Melancholie 20 f.
 Melos 155
 Merkmal-Syndrom 260 ff.
 mesomorph 47
 metromorph 19
 metroplastisch 19
 Mikrobewegungen 169
 Milieu und Charakter 235
 Minderwertigkeitskomplex 272
 Mischformen 18
 Mitbewegungen 169 ff.
 MMPI-Test 208
 MMPI-Saarbrücken 208
 Müller-Lyersche Täuschung 80
 Mundform 133
 Musikbegabung 227
 Muskelspannung 171
- neurotische Tendenz 265
 Neurotizismus 266
 nicht-projektive Tests 208 ff.
 Normierung der Tests 174
- Oberbau, rationaler 255
 Objektion 62 f.
 Objektivität 175
 ökonomischer Typ nach Spranger 104
 Ordnungstest 188
 Organologie 126
 Organoskopie 126
- Parallelrestmethode 176
 Pathognomik 124
 Pauli-Test 66
 Perseveration 58 f., 165
 Perseverationsdiagramme 165 f.
 Perseverationstendenz 22, 58, 165
 persönliche Welt 278
 persönliches Tempo 51 f.
 Persönlichkeit, Begriff 1, 244 f.
 — Definition 244
 Persönlichkeits-Diagnose 108 ff., 173 ff.
 — -Faktoren 262 f., 267 f.
 — -Inventar 208
 — modelle 263 f.
 — -strukturen 256 f.

- Persönlichkeits-Theorien 244,
 254 ff.
 — -Tests 10 f., 109, 173 ff.
 perzeptive Haltung 119
 PGR 60
 Phrenologie 126
 Physiognomik 122 ff.
 physiognomische Experimente
 130
 physiognomisches Stereotyp 137
 Physiologie der Typen 72 ff.
 Pignet-Index 46, 49
 PI-Test 209 f.
 Plastizität 195
 Polaritäts-Denken 257
 Polaritätsprofil 227
 Prismenbrillen-Versuch 86
 projective tests 196 ff.
 propulsive Wuchstendenz 90
 psychische Funktionen 5, 183
 — Reserve 35
 Psychodiagnostik 7, 86
 psychogalvanische Reaktion 60
 psychomotorisches Tempo 51
 Psychopathie 26 f.
 Psychose, zirkuläre 21
 Psychotizismus 263 f.
 pyknischer Körperbau 17
 pyknomorph 19
- Rassenpsychologie 76
 rationale Deutung 119
 Rechenprobe 66 f.
 Reliabilität, Begriff 175
 — der Handschrift 142
 — von Tests 175 f.
 religiöser Typ bei Spranger 106
 Reserve, psychische 35
 Resonanzverfahren 160
 Resultantentheorie 140
 Re-Test-Methode 175
 Rhythmus der Sprache 155
 Rigidität 269
 Rorschach-Test 10, 71, 86, 197 ff
 Rudimenten-Theorie 169 ff.
- Schallbilder 157
 Schichten-Theorien 254 ff.
 Schicksalsforschung 276
 schizoid 27
 Schizophrenie 19, 22 ff.
 schizothym 28, 31 ff., 42
- Schreibdruck 65
 Schreibmerkmale 139
 Schriftwaage 64
 Schulintelligenz 192
 Schwingungsresonanz 168
 Seele bei Klages 92 ff.
 Selbstbehauptung 96
 Selbstdiagnose 53 f.
 Signifikanz 48
 slender type 15
 somatoton 47
 sozialer Typ bei Spranger 106
 Spannung 64 f., 87
 Sprachausdruckstypen 155
 Sprachbeherrschungs-Tests 188
 Sprechmerkmale 155 ff.
 Sprechweise, Ausdruck der
 153 ff.
 — und Intelligenz 161
 — und Lüge 162
 Stabilität 175, 189
 — der Handschrift 142
 — von Tests 175 f.
 statistische Persönlichkeits-
 forschung 8, 260 ff.
 Stephenson-Test 59
 Stereotyp 137, 221 f.
 Stereotypie 23
 Stil 163 ff.
 Stilanalyse 163 ff.
 Stildiagnose 165
 Stimme, Ausdruck der 155 ff.
 Stoff des Charakters 99
 Strukturbegriff 12
 Struktur des Charakters 12, 71,
 256
 Strukturschemata 12, 256 f.
 Subtests 174
 Suggestibilität 69
 Symptom-Komplexe 259
 Syndrome 259, 265 f.
 Szondi-Test 204 f.
 SZ-Test 59
- TAT-Test 200 f.
 Tektonik des Charakters 99
 Tendenz zum Durchschnitt 218
 — zur Großzügigkeit 219
 Tempo des Sprechens 157
 — persönliches 51
 theoretischer Typ bei Spranger
 104

- Theorie der Ausdruckswirkung 168 ff.
 — der Umweltwirkung 239 ff.
 Testdoppelgänger-Methode 178
 Testintelligenz 192
 Testkontrolle 174 ff.
 Tests 4, 173 ff.
 Analogie-Test 188
 Army-Alpha- 7, 176
 Aufbau 174
 Aufmerksamkeits- 55, 57 f.
 Binet-Simon 186
 Bourdon- 56
 Definition 173
 Doppelgänger 178
 Eichung der, 174, 186
 Empfindlichkeit 216
 Ergänzungs- 188
 Fortsetzungs- 199
 Kontrolle 174 ff.
 Kraepelin-Pauli- 66 f.
 Kritzel- 181
 Lücken- 188
 Masselon- 82
 MMPI- 208 f.
 MPI 266
 nicht strukturierte 190
 Objektivität 175
 Ordnungs- 188
 PI- 209
 Reliabilität 175
 Rorschach- 10 71, 86, 197 ff.
 Sprachbeherrschungs- 188
 Stabilität 175, 189
 Stephenson- 59
 strukturierte 189
 SZ- 59
 Szondi- 204 f.
 TAT- 200 f.
 Unterschieds- 188
 Validität 175 ff.
 Verlässlichkeit 175 ff.
 Wartegg- 206 f.
 Wechsler-Bellevue- 187
 Zeichen- 204 f.
 Theorie der Persönlichkeit 254 ff.
 — des Typus 45, 87 ff.
 Treffsicherheit 175
 Tremometer 52
 Triebfedern 97 ff.
 Typentests nach Jaensch 80 ff.
 Typus, Definition 13 f.
- Typus, Suggestibilität 69
 — Theorie des 87 ff.
 — und Assoziation 58 f.
 — und Auffassung 55
 — und Aufmerksamkeit 55, 57 f.
 — und Dichtung 40 ff.
 — und Erregbarkeit 60 ff.
 — und Hautwiderstand 60
 — und Integration 80 f.
 — und Kriminalität 73
 — und Leistung 65 ff.
 — und Objektion 62 f.
 — und Perseveration 58
 — und Pharmakologie 73
 — und Rasse 72
 — und Schriftdruck 64 f.
 — und Wissenschaft 39 f.
- Über-Ich 204
 Überkompensation 272
 Umwelt und Charakter 235
 Umweltwirkung 235 ff.
- Validität 175 ff.
 vegetatives Nervensystem 114
 Verbrechen und Typus 73
 Vererbung hoher Begabung 224 f.
 — der Intelligenz 226 f.
 — der Musikalität 227
 — des Schwachsinn 225, 229
 — von Charaktermerkmalen 230 f.
- Vergleichsmethode 177
 Verhaltensbeobachtung 212 f.
 Verhaltensprofil 213
 Verifikationsproblem 182
 Verlässlichkeitskontrolle 175 ff.
 Vermögenspsychologie 185
 visceroton 47
 visköses Temperament 71
 vitale Energie 89, 270
 Vitalität 270
- Wartegg-Test 206
 Wartegg-Bönisch-Test 207
 Wechsler-Bellevue-Test 187
 Weinen 88
 Wertgebilde 102
 Wiederholungsmethode 175 f.
 Wissenschaft und Typus 39 f.

Wortflüssigkeit 195
Wortneubildungen 22
Wurzelmerkmale 267

Zeichentests 206
zerbroton 47
zirkuläre Psychose 21
Zuordnungsversuche 143

Zwiespältigkeit 33 f.
Zwillinge, getrennt aufgewach-
sene 236 f.
— kriminelle 233 f.
Zwillingsforschung 228 ff.
Zwillingschriften 143 ff., 145 f.
zykloid 27
zyklothym 28 ff., 41
